Gutzkow



Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

(Drittes und viertes Bändchen.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1869.

Der Zauberer von Rom.

Zweiter Band.

Der

Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.
(Drittes und viertes Bändchen.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Zweites Buch.

1.

Den Strom zu nennen, auf dem soeben ein in erster Morgenfrühe ausgefahrener Dampfer seine schäumenden Furchen zieht, drängt es unser ganzes Herz. Sei aber nur von ihm gesagt, daß er, von den ersten Frage- und Ausrufungszeichen seiner Alpen-Jugend an bis zu den letzten versandenden Gedankenstrichen und Stirnrunzeln des Alters, groß und bedeutsam ist wie das Menschenleben selbst.

Es ist ein schöner Sommertag. Wie grüßen uns hellblinkend die Zinnen der Thürme, die rings auf hohen Felsenufern ragen! Wie schlägt die Welle an Wehre und Buchten! Wie kräuselt sich über gesprengtem Felsenriff im offenen Bett spielend jetzt die Woge, wo sonst die Strömung tödtliche Opfer forderte! In diese grüne Gegenwart ringsum, in diese blaue über uns, in dies Singen und Rufen von den Gestaden, in dies Läuten von uralten Thürmen in grauen Städten und Weilern spricht Sage und Geschichte so lebendig hinein, so gegenwärtig, als wenn auf den Kanten der Felsen immer noch die verlockenden Geisterjungfrauen säßen und ihre goldenen Locken im Mondlicht strählten, auf den Söllern immer noch die Ritterfräulein mit ihren Schärpen winkten, die sie dem Kämpen zum Lohne gestickt, immer noch der schwere Tritt der schellenbehangenen Rosse, der vom Felsen drüben zum Felsen hüben das Echo weckt, von einem Banner

Geharnischter kommen könnte, nicht von den Fuhrleuten mit ihren zweirädrigen Karren und den an den Stirnen mit einer großen rothen wollenen Agraffe geschmückten, über den Hufen so langzottig behaarten Rossen, die in unsere Keller nur den Wein verführen. „Nur" den Wein! „Nur" deinen goldensten Hort! Wir Undankbaren, so schon durch den Reichthum dieses schönsten aller Ströme Verwöhnten!

Bunt und lustig drängten sich die Passagiere auf dem Dampfboot. Nennt ihr den Inhalt der Gegenwart leer und flüchtig, so ist das Leben auf Eisenbahnen und Dampfschiffen gewiß dem kurzen Moussiren zu vergleichen, das die Weinperlen oben zum flüchtigen Kranze einigt. Närrische Blasen, die da aufgeworfen werden von Ost und West! Moden, ihr tollen, wer hat euch erfunden? Trägt man die Mützen jetzt so flach, die Burnusse, die Plaids, die Abd-el-Kaders mit dieser kühnen Schwenkung um die Schulter? Was welscht und radebrecht der Zeitgeist im Gespräch zusammen, nicht nur äußerlich barock dem Ohre nach, auch innerlich dem Geiste? Sind wir auf dem Hudson oder Delaware, daß uns so yankeehaft zu Muthe wird? Müssen wir der Versuchung widerstehen, diese Kellner mit ihren carrirten Halsbinden und grotesk gestreiften Inexpressibles für Affen zu halten? Großer Saturn, verspeise deine eigenen Kinder und nimm uns alle hin zu deinen urewigen Frühstücken, wenn diese Reisewelt der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Hotels mehr sein wollte, sein dürfte als der kurze Schaum, den unser Zeitalter aufwirft beim Gähren seines hoffentlich doch noch tiefern innern Gehaltes!

Auch auf der „Prinzessin Marianne" (so hieß das Dampfschiff) hatte man ein Quodlibet von Albums, ausgebreiteten und die Bänke einnehmenden Panoramas, Plaids, blauen, grünen und rothen Schleiern, Firnißstiefeln, Coteletten, Beefsteaks,

Schooshündchen, hinterpommerschen Welt- und Zeitansichten, ideellen Dünsten und Nebeln über Baumwolle, Bundestag, Whigs und Tories, Louis Philippe's neueste, bombenfeste Kutsche, Thalberg und Liszt — alles was sich nur dem Streit des Zeitalters der Revolution mit dem Horror vacui des immer siegreicher werdenden Systems der materiellen Interessen entbinden und entwinden kann. Nur schied von Station zu Station sich von diesem kosmopolitischen Chaos ein Sonderleben nach dem andern. Die ausgesteckte Fahne auf einem Häuschen am Ufer bringt neue Passagiere, ein Zeichen vom Schiffe kündigt den Nachenführern Abgehende an. Es gibt noch einzelne Individuen in der Welt! Man schwimmt und schwatzt oder schweigt so eine Weile im Allgemeinen mit; aber abseits sich wendend bleibt jedem wieder sein eigen Herz, sein eigen Schicksal, sein eigenes, oft angstvolles Mühen, im allgemeinen Drängen das gerade ihm vorschwebende Ziel nicht zu verlieren.

Die Mittagsmahlzeit war auf offenem Verdeck abgehalten, als eine Dame zu öfterm den Steuermann nach der baldigen Nähe eines Ortes fragte, wo sie abzusteigen gedachte. Sie hatte an dem Mahle nicht theilgenommen und nur hinüber in die schroffen Felsen gestarrt. Schon lange stand sie an jener kleinen Thür, an welcher die Stiege aufgezogen hängt, über welche die Abgehenden in Kähne steigen müssen, die von den kleinern Stationen dem Dampfschiff entgegenkommen.

Manchem schon mochte die Dame wegen des unausgesetzten Vorbehaltens ihres blauen Schleiers aufgefallen sein. Ein einfacher gelber Strohhut schützte sie gegen die senkrecht fallenden Strahlen der Augustsonne. Den trotz der Hitze zuweilen heftig aus den Biegungen des Stromes hervorbrechenden Windstößen hielt ein schottischer Mantel Stand von grün und roth carrirtem Muster und leichtem Wollenzeuge. Neben ihrer schlanken Ge-

stalt stand schon in Bereitschaft ein Koffer von ganz neuem hell-braunen Leder, ein Koffer, der so klein und handlich war, daß er nur auf die nothwendigsten Bekleidungsgegenstände schließen ließ; selbst eine Hutschachtel fehlte; man mußte annehmen, daß der gelbe Strohhut, den die Dame trug, der einzige war, den sie für ihre Reise nöthig hatte. In der Hand hielt sie noch eine kleine buntgewirkte Bügeltasche.

Frauen und Männer, denen solche indiscrete Prüfungen ebenso nahe lagen wie uns, gab es schon seit einigen Stunden genug. Die Dame aß nichts, trank nichts, sah nur starr und stumm in die Abwechselungen der Gegend, setzte sich zuweilen mit großer Sicherheit auf diejenige Seite des Schiffs, die Schutz vor der Sonne bot, und brütete unter ihrem blauen Schleier und schottischen Mantel und Sonnenschirm über Dinge, die schon mancher gewünscht hätte zu errathen. Entgehen konnte niemandem, daß die Reisende jung war. Durch den dichten Schleier funkelten zwei brennende Augen von halb scheuer, halb klug prüfender Unruhe. Richtete man plötzlich auf sie selbst entweder zu lange den Blick oder ein Glas, das scheinbar die alten Burgen und Städte, in der That nur die Züge der seltsamen Unbekannten musterte, so entzog sie sich dieser Neugier durch eine rasche Wendung, die zugleich verrieth, daß sie nie gänzlich in die Abwesenheit ihrer Gedanken versank, die sie scheinbar zur Schau stellte. Sie blieb gegenwärtig allem, was sie rings umgab, vorzugsweise auch dem Interesse, das sie einflößte.

Die Ungeduld, welche die verschleierte Dame bei alledem zu beherrschen schien, war offenbar auf den Augenblick gerichtet, wo sie das Schiff zu verlassen hatte. Der größte Theil der Passagiere saß noch an der großen, auf dem Verdeck aufgeschlagenen Tafel und bewunderte beim Dessert Stachelbeeren, die in dieser himmlisch üppigen Gegend so groß wie Zwetschen gereift waren, als man

endlich jene Station erreicht hatte, nach der die Verschleierte schon mehreremal den Steuermann reglementswidrig angeredet und gefragt hatte. Eine neugebaute Kirche, die auf einem Vorsprung des linken Ufers stand, war schon lange als Merkziel derselben in Sicht. Hier erweiterte sich der Strom und die Gegend nahm die mildern Linien der Umgebungen eines Sees an.

Die Schaufelräder hielten in ihrem gleichmäßigen Takt inne, das Schiff kam in eine schwebende Bewegung, der Kahn vom jenseitigen Ufer tanzte in den aufgeregten Wogen näher, das Seil wurde vom Bord den Schiffern zugeworfen, die Brücke herabgelassen und mit sicherer Haltung, den Sonnenschirm einlegend, stieg die Dame in den Kahn. Ein kurzes Brausen der Räder, ein geschicktes Auffangen des nachgeworfenen Koffers, ein Augenblick bedenklichen Schwankens des noch gleichgewichtlosen Kahns und der Dampfer schoß weiter, der Kahn dem Ufer zu.

Die neugebaute St.-Maximinuskapelle wurde sonst vom Dampfschiff aus stark besucht. Heute traf es sich, daß die Schiffer nur diesen einzigen Passagier ans Ufer setzten.

Wie weit ist es bis St.-Wolfgang? fragte die Reisende, den Sonnenschirm wieder ausspannend und mit einem bestimmten und sichern Tone.

Zwei Stunden!

Bekomm' ich einen Einspänner dorthin?

Gewiß!

Wo?

Im Weißen Roß!

Wollen Sie mich ins Weiße Roß führen?

Da liegt's am Wasser!

Die kurz angebundene Sprecherin blickte hinüber und sah das Hotel „Au Cheval Blanc" in großen Buchstaben angekündigt. Den Schleier hatte sie jetzt zurückgeworfen, den Mantel abgenom-

men, den ein Schiffer beim Aussteigen über den Arm behielt, während der andere das Kofferchen auf die Schulter lud. Die über ein ausgelegtes Bret behend das Ufer Betretende zeigte sich zu Land und Wasser von gleicher Sicherheit.

Der Garten des Weißen Rosses geht beinahe bis an das Ufer des hier mit besonderer Schönheit sich erweiternden, im Sonnenlicht glänzenden Stroms. Mit wenig Schritten durch den Sand war er erreicht. Als alle drei in ihn eingetreten waren, warteten die Schiffer auf weitere Befehle. Ein dicht an der Thür auf einer geebneten Terrasse unter einem anmuthigen, schattenreichen Baume gelegener Tisch schien diese Befehle zu entscheiden. Die Dame bezahlte, ließ neben sich den Koffer hinstellen und befahl wegen eines Wagens den Wirth zu rufen. Noch rief sie dem einen der Schiffer, der deshalb ins Haus ging, nach, er möchte ihr auch „eine Kleinigkeit" zu essen bestellen.

Einige Augenblicke war sie nun allein. Vor der steinernen Balustrade über die Terrasse auf- und abgehend und jetzt auch den Hut sich freier bindend, um wie von einer langen Gefangenschaft in der himmlischen Luft aufzuathmen, musterte sie die Gegend, die sie ohne Zweifel zum ersten mal sah und vom Lande aus noch viel entzückender finden mußte als vom Dampfschiff, das immer nur Panoramen gibt, in denen man sich, weil man eben zu viel sieht, meist ohne Befriedigung verliert. Nur diejenige Gegend ist ganz schön, die das Eine gibt und das Andere nur ahnen läßt.

Die Schiffer kamen mit dem Wirth zurück. Es wurde ein Einspänner behandelt, der die Dame nach dem zwei Meilen tiefer ins Innere hinein gelegenen Orte St.-Wolfgang führen sollte. Bis zum Anspannen wünschte die Reisende ein mäßiges Mahl zu nehmen, dann die St.-Maximinuskapelle zu besuchen und von dort dann mit dem Wägelchen abgeholt zu werden. Sie erkun-

digte sich genau nach den üblichen Preisen, bedingte sich das, was sie zahlen wollte, mit großer Bestimmtheit und erklärte, das kleine Mahl, das sie in allen Einzelheiten specificirte, unter dem „schönen fruchtbeladenen Apfelbaum da" und „an jenem Tisch" einnehmen zu wollen.

Der Wirth ging. Die Reisende nahm den Hut vollends ab und warf ihn auf den ehemals weiß angestrichenen Tisch. Ihr Antlitz glühte. Mantel und Hut und Schleier hatten ihr heiß gemacht. Mit der ganzen Behaglichkeit, sich allein zu wissen, warf sie sich auf die harte Bank. Einem auf schwellender Ottomane Ruhenden konnte es kaum bequemer sein.

An die Reize der Natur mußte sie sich bald gewöhnt haben; von einem langen Erstaunen überhaupt schien sie nicht viel zu halten. Nur zur Maximinuskapelle warf sie zuweilen einen prüfenden Blick. Dazu las sie, doch ohne besondern Eifer, aus einem Führer, den sie aus ihrer kleinen, jetzt aufgeschlossenen Handtasche nahm, dasjenige, was über die Oertlichkeit, wo sie sich befand, gesagt war.

Das Haupt aufstützend, zuweilen umblätternd, zuweilen nach einem Gegenstand auf dem Flusse, zuweilen rückwärts blickend, wo ein Tellergeklapper die Anstalten zu ihrem Mahle verrieth, erkennen wir die Fremde. Es ist Lucinde. Drei Jahre ist sie älter geworden. Sie trägt das dunkle Haar in Flechten wie sonst, aber mit einem hohen Thurm, wie eine Krone; ihr Wuchs ist hoch wie sonst, aber elastischer in der Haltung; ihre Augen sind glühdunkel, aber etwas spitz und stechend; ihr Lächeln verschönt noch immer die plastisch-scharfen Formen der Nase, der Lippen, des Kinns, zuletzt verliert es sich in eine Bitterkeit um die Mundwinkel; ihr Unternehmungsgeist scheint wiedergekehrt, ganz wie in jener Zeit, wo sie zu Pferde saß; ihr Wesen hat die alte Unreife und Unfertigkeit verloren, womit frei-

lich auch der Reiz des Mädchenhaften abgestreift ist. Lucinde ist eine Dame geworden, zu deren Erscheinung unzertrennbar die Glacéhandschuhe zu gehören scheinen, die sie selbst während des Essens nicht abzieht. Mit einer, an ihr uns ganz neuen Versunkenheit in sich selbst, die auf eine mächtige innere Gedankenarbeit schließen läßt, hat sie das bestellte und vom Kellner gebrachte Mahl bald mechanisch eingenommen.

Zur letzten Schüssel war der Wirth zurückgekehrt und hatte auch den verlangten Wagen in Aussicht gestellt.

Kennen Sie den Pfarrer von St.-Wolfgang? fragte sie.

Von St.-Wolfgang? Gewiß!

Es ist ein Herr von Asselyn?

Von Asselyn!

Was wissen Sie von ihm?

Man nennt ihn einen Heiligen . . .

Ist er's nicht?

Einen jungen Mann kann noch keiner einen Heiligen nennen!

Warum nicht? Wer heilig genannt werden will, muß sich's in der Jugend verdienen; im Alter sind wir alle Heilige!

Ein curioses Gespräch, das den Wirth lachen machte. Der Wirth sprach fort, nur um zu sprechen oder die Fremde ferner so anregend antworten zu machen. Er erzählte, daß die Dame in St.-Wolfgang zu einem Leichenbegängnisse ankommen würde.

Kein gutes Omen! Wer ist gestorben? fragte sie.

Ein Häusler, den die Leute in der Gegend für reich hielten, ohne daß er einen Pfennig mehr hinterlassen hat, als zu seinem Begräbniß nöthig sein wird.

So werden an seinem Grabe keine lachenden Erben stehen!

Lucinde war mit ihren Speisen schon fertig und wählte sich bereits von dem schönen Obst, das ihr auf einigen Tellern zum

Dessert gebracht wurde. In der kurzen, ihr jetzt eigenen inquisitorischen Art fragte sie, eine Birne schälend:

Wie konnte man einen Häusler für reich halten?

Man schickte ihm, erzählte der Wirth, was er brauchte, aus Welschland oder der Schweiz. Das übertrieben die Leute! Er hinterließ nichts als einen Sarg, den er sich selbst gezimmert hat. Er war in die Sechzig gekommen.

Seinen eigenen Sarg? fragte Lucinde und biß in die Birne.

Man erzählt's, berichtete der Wirth. Den Sarg hatte der alte Mevissen, so hieß er, in St.-Wolfgang in seiner eigenen Stube gehabt, hat drinnen auch schon seit Jahren geschlafen. Der Pfarrer hat ihm feierlich versprechen müssen, ihn auch in diesem Sarg zu begraben und zu weihen. Er hat ihn wirklich sich selbst gezimmert! Da nichts Unheiliges dabei sein soll, so wird er wol heute gegen Abend in die Erde kommen in diesem seinem selbstgezimmerten Sarge.

Hm! Hm! Ei! Ei! sagte Lucinde.

Der Wirth bemerkte, daß sie ein scharfes Lächeln durch ihre Mienen spielen ließ. Warum lachen Sie? fragte er.

Wenn der Mann für vermögend galt und sich um keine Erben kümmern wollte, so würd' ich die Wände des Sarges untersuchen lassen. Es gab schon manchen Geizhals, der auf diese Art seinen Mammon in die andere Welt mit hinübergenommen hat!

Damit wählte sie zum Schälen eine zweite Birne. Sie warf sie weg, weil sie einen Wurm fand. Als sie von Würmern murmelte, konnte es ebenso viel sein als sagte sie: Die andere Welt — ich meine die Welt der Würmer!

Der Wirth mußte seine Teller, die er eben wegnehmen wollte, niedersetzen vor Befremden über diese Erklärung wegen des Sarges. Der Einfall der so kurz angebundenen Dame kam ihm gar nicht unwahrscheinlich vor und schon hatte er eine weitere Aus-

führung der Vermuthung begonnen, als er durch einen langgezogenen Ruf dicht in der Nähe unterbrochen wurde. Man hörte die Worte rufen: Figuri kauf! Figuri kauf! Ein italienischer Gipsverkäufer ging mit einem Knaben unten an der Balustrade vorüber und bot hinaufgrüßend seine Waare an, die er und sein Begleiter auf den Köpfen trugen. Diese Leute setzen bekanntlich voraus, daß man in einem Postwagen selbtsechs reisen kann und doch noch Platz findet, sich die Gruppe des Laokoon mitzunehmen. In Venedig rennen die Fischer den Fremden nach und bieten ihnen Frutti di Mare an, Seespinnen, Quallen und Krebse, die man, frisch wie sie vom Lido kommen, in ein Taschentuch binden und, wie sie selbst plausibel zu machen verstehen, in seinem Hotel sich kochen lassen soll.

Miracolo! rief Lucinde den ältern Italiener an, ihres Gesprächs über den Sarg und der Wirkung desselben auf den Wirth vom Weißen Roß nicht weiter achtend, Miracolo! Si vede che venite direttamente della Santa Casa di Loretto! Sie deutete auf die nur mit Gegenständen religiöser Verehrung geschmückten beiden Tragbreter der Verkäufer. Und noch ehe der Italiener erwiderte, fuhr sie fort: Nessuna Minerva! Ne Amòre col arco! Tutti santi del Cielo? Nach der, keine Antwort schuldig bleibenden Weise seines Volks erwiderte der Figurenhändler bejahend und lächelnd: Si! Si, Signora! Siamo in un mondo pieno di peccati! Sein Kleiner rief dazwischen: Figuri kauf!

Lucinde erhob sich und betrachtete die Heiligen und Muttergottesbilder, die theils von geringem künstlerischen Werth und bunt bemalt waren, theils aber auch schönere Leistungen darboten, unter anderm die heilige Agnese aus der Kirche Santa-Agnese vor den Thoren Roms, den Moses Michel Angelo's, auch den altberühmten, fast schon ganz um seine Zehen geküßten Apostel Petrus aus der Peterskirche in Rom, der indessen leicht ein alter Janus sein

kann mit dem Schlüssel nicht des Himmels, sondern des Tempels zu Krieg und Frieden. Lucinde machte ihn gar zu einem Jupiter, worauf der Italiener in seiner Sprache erwiderte: Mag sein, Signora! Aber jetzt ist er getauft und ein so guter Christ wie wir! Inzwischen gingen beide schon einem Trupp Engländer entgegen, der soeben von der Maximinuskapelle herunterkam.

Der Wirth hörte allen diesen kurzen aphoristischen Aeußerungen mit erhöhtem Interesse zu. Als er Lucinden einige bessere Birnen ausgesucht hatte und anbot, fragte sie: Gibt es heuer ein gutes Jahr? Schon setzte sie sich den Hut auf. Die Frucht war leidlich! hieß es. Aber der Wein misräth! Die Leute erwarteten nichts Besseres!

Wie so? fragte sie und band sich die blauen Bänder in eine Schleife.

Wir haben hier einen Aberglauben, antwortete der Wirth. Am Himmelfahrtstage wird ein Crucifix vom Grunde der Kirche mit einer eisernen Kette in die Höhe gezogen. So viel mal die Kette dabei knackt, so viel Thaler wird der Malter Weizen kosten. Heuer knackte sie achtzig mal. Es wird also eine theuere Zeit!

In welcher Kirche geschieht dergleichen?

Aufrichtig, in keiner! Aber immer in jeder benachbarten! Ueberall nennt man eine andere Kirche und geschehen ist's in keiner!

Brav! sagte Lucinde lachend. Das ist das ganze Wesen der Offenbarung und des Wunders auch! Ohne aber diesen Satz weiter auszuführen, fragte sie nach ihrer Zeche, ihrem Fuhrwerk und dem Wege nach St.-Wolfgang.

Der Wirth wäre gern auf alle diese so sprungweisen Andeutungen, vorzugsweise aber auf das Begräbniß in einem mit Tresorscheinen und Staatspapieren gefüllten Sarge, des Näheren zurückgekommen. Jetzt gab es aber wieder eine neue Störung.

Es schlich eine Knabe die Stufen des Gartens herauf und veranlaßte nun auch ihn zu dem Anruf: Scher' er sich weg mit seiner Fuchserei! Der barfüßige Knabe zog sich eine Stufe zurück. Dabei hielt er einen kleinen, nicht sogleich erkennbaren Gegenstand hin und suchte die Fremde dafür zu interessiren.

Was hat er denn? fragte Lucinde. Fuchserei? Armer Junge! Was kann er für seine rothen Haare!

Da sitzt ihm der Fuchs nicht! fiel der Wirth ein, dem selbst die Röthe seines Antlitzes und der gute Wein, wie in jener Gegend vielen, bis in den Bart und in die Spitzen seines nur noch dünnen Haupthaars geflossen zu sein schien. Die Dame ist keine Engländerin! Mach' er nur fort! fügte er hinzu.

Was hat er denn? fragte Lucinde.

Der Wirth wollte verhindern, daß Lucinde von dem Knaben in einem projectirten Handel betrogen wurde. Der Spitzbube, sagte er, während der Knabe noch immer stand, verkauft alte römische Münzen, wie sie die Leute hier finden wollen. Sie sind aber nicht echt!

Lucinde, sogleich voll Heiterkeit der Nikolaus Carstens'schen Liebhaberei in Hamburg gedenkend, rief den Knaben zurück. Schon hatte sie einige wie uralt erscheinende, mit grünem Rost beschlagene Kupfermünzen in der Hand und fand sie von einem so unbezweifelbaren Schein der Echtheit, daß sie für den Knaben Partei ergriff und dem Wirth die Münzen entgegenhielt mit den Worten: Die wären nicht echt? Woher sind die Münzen? wandte sie sich an den Knaben zurück. Der Knabe zeigte in die Berge, die sich mit dem grünen Schmuck des Rebstocks bekleideten. Da hast du sie gefunden? Mein Vater! hieß es leise und unsicher.

Der Wirth drohte und meinte: Wenn Sie's glauben wollen, mir recht! Für zehn Groschen läßt er Ihnen das ganze Münzcabinet seines Alten! Der Knabe hatte fünf Münzen. Lucinde

betrachtete sie und fand sie sämmtlich täuschend alt. Sie hatte ja eben gelesen, wie in diesen Gegenden sich auf Tritt und Schritt noch die Spuren der alten Römerzeit verrathen. Kirchen sind hier aus den Trümmern alter Castelle gebaut; Thürme, aus denen jetzt der Krahnen der Zollwage und das Wappenschild des städtischen Octrois hervorragt, waren einst die Brustwehren der Besatzungen, die die Legionen des Drusus in den neubegründeten Niederlassungen zurückließen; Aschenkrüge zertrümmert täglich der Spaten des Weingärtners, der seinen Berieselungen in den Bergen ein neues Bett graben will; Münzen, die Augustus und Constantinus schlagen ließen, werden das Spielzeug der Kinder, denen es ganz gleich ist, ob sie „Fasseln“ mit Kieseln spielen oder mit Erinnerungen, die den Geschichtsforscher in Entzücken versetzen.

Der Wirth berichtete jedoch, daß es hier jetzt schon ganz wie in Italien wäre. Die Arbeiter im Felde entdeckten mehr Münzen, als zu Zeiten der Legionen in Umsatz gewesen. Eiserne Töpfe voll könnte man in einer großen Stadt, auf deren Lage er hinunterzeigte, bei einem Juden finden, dem sie die Verschmitztheit der Bettler wieder abkaufte und, als eben aufgefunden und vom Pflug, dem Spaten, der Egge entdeckt, bei den Reisenden in Umlauf brächte.

Lucinde hielt die zerbröckelten, halb erdfahlen, halb grünen Münzen gegen das Licht, buchstabirte DRUS.. und AUGUS.. und DIV. und verglich die fast allein nur noch hervortretenden gewaltigen Nasen der Brustbilder mit den Vorstellungen, die man über Römerköpfe hat. Sie fand alles so ähnlich, so zutreffend, daß sie erstaunt erklärte, nicht an Verfälschung glauben zu können.

Und doch! setzte der Wirth hinzu. Die Münzen da können gestern noch ganz neu gewesen sein!

Gestern noch? rief Lucinde erstaunt.

Gestern! bestätigte der Wirth. Man drückt eine solche von

dem Juden geschlagene Münze in einen Teig und nudelt damit die Gänse.

Was? Wie? Die Gänse?

Ich sage Ihnen, die Gänse! Und heute früh können die Dinger da den Gänsen erst abgegangen sein! So, wie sie jetzt da sind, kommen sie zum Vorschein! Grün und rostig und halb zerschmolzen!

Der Wirth schilderte ohne weitern Anstand den chemischen Proceß, nach welchem diese Münzen durch einen Gänsedarm hindurch binnen vierundzwanzig Stunden achtzehnhundert Jahre alt werden.

Lucinde war schon in ein solches Gelächter ausgebrochen, daß er eine noch ausführlichere Erklärung nicht nöthig hatte. Sie gab dem auf dem Sprunge stehenden Knaben ein Geschenk, nahm seine Münzen und rief: Das muß ja der Ahasverus selber sein, der in der Stadt da drunten so die Jahrhunderte machen kann! Sie kennen doch die Sage von dem bösen Schuster, der einst dem Heiland die Erquickung des Ausruhens abschlug, als er sein Kreuz auf Golgatha tragen mußte? War das ein Herren- oder Damenschuster, ich kann es nicht sagen; aber in der Stadt da unten wohnt er jetzt und macht Münzen, die von gestern auf heute tausend Jahre alt sind! Und das ist prächtig, mit Hülfe des Vogels der Dummheit! Sehen Sie, wieder, wie schon einmal auf dem Capitol! Die Gänse sollen leben! Die Gänse! Es ist nicht ohne, daß Doctor Martin Luther an dem Tage geboren wurde, wo man die erste Gans auf den Tisch bringt!

Dem Wirthe mochte der Ausbruch dieses Humors unverständlich, ja an einer Dame, der sich auf der Brust, wie sich eben beim Lachen gezeigt hatte, ein großes goldenes Kreuz an einem Bande aus der Chemisette losnestelte, fast unheimlich erscheinen. Dennoch machte er keine auffallend betroffene oder etwa den

Vermittlerinnen des chemischen Processes, wodurch Neuestes zu Aeltestem werden kann, verwandte Miene, sondern bemerkte, daß er selbst ein Freund alter Münzen wäre, eine schöne Sammlung echter hätte und sie der jungen Dame, wenn sie es wünschte, vorlegen könnte.

Nein, nein, nein! rief sie in ihrem alten, wie wir wissen, die Grenze überschreitenden Humor. Wer bürgt mir für die Unschuld Ihrer Gänse? Sie nudeln sie auch mit Jahrhunderten! Die Münzen sind unecht! Gewiß, gewiß!

Bitte! bemerkte der Wirth. Ich fand den größten Theil derselben selbst.

Nein! Man hat sie Ihnen hingelegt, frisch aus dem Gänsestall!

Ich fand sie an unzugänglichen Orten!

Sie irren sich! Was entscheidet an diesen fünf alten römischen Kupferdreiern, die ich hier in der Hand halte und mir zum Andenken in meine Tasche schließe, daß sie nicht echt sind! Ihre Münzen, Herr Wirth, haben alle denselben Weg gemacht! Ob der Rost von der Magensäure einer Gans kommt oder von den allerdings längern Gedärmen wirklicher Jahrhunderte, das ist eins! Lassen Sie's nur so und — glauben wir's!

Sie setzte ihren Hut auf und band den Schleier darüber. Beim Bezahlen der Zeche erscholl plötzlich aus der Ferne ein lieblicher Gesang. Sanfte Accorde wallten durch die sonnige Luft. Es war ein Kirchengesang von jener getragenen Einfachheit, die etwas Kindliches und in den kurzen, zwischen den Strophen liegenden Pausen etwas Ländliches hat, nach Art der Schifferlieder auf den italienischen Seen.

Woher kommt das? fragte Lucinde.

Es sind die jungen Mädchen aus dem Englischen Fräuleinstift auf der Insel Lindenwerth drüben! sagte der Wirth und

zeigte auf einen weit über den Spiegel des Stroms hinweg aufragenden Kirchthum. Die Englischen Fräulein, setzte er erklärend hinzu, halten das Stift seit ein paar Jahren. Sie kommen oft mit den Kindern herüber in die neue Kapelle da oben!

Lucinde blickte auf den schönen Bau, erinnerte an ihren Einspänner und wollte gehen. Das Erbieten des Wirthes, sie zu führen, lehnte sie mit ihrer frühern, jetzt zurückkehrenden Bestimmtheit ab. Der freundliche, von seinem Gaste, wie selten von einem solchen flüchtigen Ankömmling, unterhaltene und nicht ungebildete Mann hätte sie gern zurückgehalten, gern, wie er selbst sagte, noch vom Sarg des alten Mevissen mit ihr gesprochen; sie hatte aber gezahlt, übergab, zur Verladung vorn auf das Gefährt, ihren Koffer, sah sich noch einmal um, ob sie nichts vergessen hatte, und verließ den Garten ohne weitere gemüthliche Anknüpfung. Sie begab sich zwischen einer Reihe kleiner Sträucher und dem mit ruhigem Sonnenglanz überwobenen, von berg- und thalwärts gehenden Schiffen belebten Strom auf den am Ende des Ortes liegenden Hügel, zur Kapelle des heiligen Maximinus. Man hätte fast annehmen mögen, der fromme Gesang mahnte sie, ihrem bizarren und skeptischen Humor endlich Einhalt zu thun.

Vor einem Crucifix am Aufgang zur Kapelle wollte sie sich in Andacht verneigen, sah aber auf der unter demselben befindlichen Bank den Gipsfigurenhändler und seinen Sohn sich ausruhen. Jener rief ihr freundlich winkend und die Stirn trocknend zu:

Fa caldo!

Kommt Ihr nicht ins Land hinein? fragte sie und zeigte über die Berge.

Si, Signora!

Nach Kocher am Fall?

Si! Si!

Kennt Ihr dort die Dechanei? An der Kathedrale St.-Zeno?

Der Italiener schien aufs angenehmste an einen seiner besten Kunden erinnert, an den Dechanten von Asselyn.

Un compratore dei Santi? fragte sie scherzend.

Der Italiener schüttelte den Kopf und machte eine schlaue Miene, als wenn der Dechant einen völlig andern Geschmack hätte.

Lucinde horchte der Charakteristik des Dechanten von Kocher am Fall, sagte aber jetzt fast wie eine Fromme:

Kommt zu Lucinde Schwarz in Kocher am Fall! Ich wohne in der Dechanei des heiligen Zeno! Ich will Euch den Moses da des Michel Angelo abkaufen!

Der Italiener nickte befriedigt. Lucinde stieg zur Kapelle hinauf.

2.

Wie Lucinde, folgend den wiederbeginnenden Klängen des Marianischen Lobgesangs, noch an einigen Leidensstationen vorüberging, mußte sie den schönen und malerisch gelegenen neuen Bau bewundern. Alles, was nur die gothische Architektur an bedeutungsvollen und lieblichen Elementen besitzt, war zu einer reizenden Gesammtwirkung hier vereinigt. Wie hingehaucht stand das halb röthliche, halb hellgrüne Sandsteingebilde und verlor sich mit vier schlanken Thürmen in die blaue Luft, als wäre es befiedert. Spitzbogenfenster, Spitzgiebel, Spitzdächer, alles war mit steinernen Blumen und Blättern verziert. Große durchbrochene Steinrosen schmückten die Thüren und Seitenwände. Ein terrassenförmiger kleiner Garten umgab die obere Spitze des Grundkreuzes, in dessen Form sich der Bau erhob.

Dieser Garten lud den müden Wanderer ein in den Schatten breitästiger Linden. Bienen summten, Käfer schwirrten. Einem Schmetterlinge nur brauchte Lucinde nachzugehen, der sie mit seinem Flatterfluge an die Pforte des festgegründeten schönen Gottestempels, des Asyls des Unsterblichkeitsglaubens, wie ausdrücklich zu geleiten schien. Die kleinen Sängerinnen waren verstummt. Sie befanden sich in der Kirche, die Lucinde betrat. Der Raum drinnen war eng. Zusammengedrückt schien das Ganze noch mehr zu werden durch eine fast zu reiche Verschwendung an

Gold und Farbe. Lucinde fühlte sogleich, daß hier alles zu sinnlich, zu laut, zu unmittelbar auf den Eintretenden eindrängte; sie schlug die Augen nieder, besprengte sich mit dem geweihten Wasser und kniete, geräuschvoll sogar, an den Marmorstufen des Altars nieder.

Nachdem sie, wie andachtversunken, ihr Gebet verrichtet, erhob sie sich und musterte die Malereien. Auch zu einer Krypte stieg sie nieder, die ihr nicht minder beengend, ja furchterregend vorkam. Eine besondere Aufforderung zur Gottesandacht lag nicht in dem Eindruck dieses Innern eines so gefälligen Aeußern. Doch senkte sie die Wimpern und verrieth keine Kritik.

Die kleinen Mädchen der Pension von Lindenwerth, wol ihrer zwölf bis sechzehn an der Zahl, ließen den engen Raum des Gotteshauses von ihrer Neugier und Zerstreutheit nicht wenig widerhallen. Eine dem Orden der Englischen Fräulein angehörende Nonne und eine weltliche Lehrerin waren ihre Führer. Zuletzt verloren sich alle in eine Seitennische, in der sich das Gerüst eines Malers befand, dessen Pensum in der Ausschmückung der Wände hinter dem der andern Künstler noch zurückgeblieben war. Auch er malte um die Heiligen jene großen goldenen Teller in dem Geschmack, der sich in seiner Absicht allzu sehr verräth. Will man durch die Vorgänge der heiligen Geschichte das Gefühl der Andacht wecken, so müssen sie uns nicht als Wunder, sondern mit dem Zauber der Natürlichkeit und einer alle Tage möglichen Wirklichkeit entgegentreten.

Bei näherm Hinblick auf das Pensionat, das sich jetzt neugierig an den arbeitenden Maler verlor, schrak Lucinde zusammen. So nahe schon hatte sie sich ihren nächsten Zielen nicht geglaubt! Diese führten sie, wie sie ausdrücklich gewollt hatte, mitten in alles wieder zurück, was sie in ihren ersten Jugendtagen, vor dem Sinken ihres Sternes und dem neuen Aufgang in der ortho-

pädischen Anstalt, halb bewußtlos erlebt hatte. Sie erkannte deutlich in der führenden Lehrerin der Zöglinge jene Angelika Müller, mit der sie einst, vor sechs Jahren, ihre Reise nach Hamburg gemacht hatte. War also der Prophet von Eschede, Dr. Laurenz Püttmeyer, noch immer ohne Hegel's Lehrstuhl für seine mathematische Philosophie geblieben? Beim Anblick dieser armen, damals schon nicht mehr jungen, jetzt vollends verblühten geistigen Tagelöhnerin trat ihr der todte Jérôme vor Augen, wie dieser sitzen konnte und Würfel und Dreiecke schnitzeln und über jenes bekannte Pentagramm, das wir als Bierzeichen adoptirt haben, sich in die alten Wälder verlor, in denen einst dem Wodan Menschenopfer gebracht wurden. Die Lehrerin schien auch auf Veranlassung der obenerwähnten goldenen Teller eben mit dem Erläntern der Symbolik des Kreises beschäftigt und sah Lucinden nicht.

Diese fühlte sich vielleicht noch nicht stark genug, das volle Antlitz ihrer Vergangenheit wieder zu ertragen. Sie verließ die Kapelle und begab sich in die warme und erquickende Luft zurück, fast wie auf der Flucht.

Ihr Wagen war noch nicht da. So wandte sie sich der Altane der Kirche zu und nahm Platz auf einer der steinernen Bänke, welche die schönste Aussicht boten. Sinnend über den Muth, den sie haben wollte, nun endlich wieder, nach langer, herber Prüfung, dicht an alles anzustreifen, was schon einmal für sie verhängnißvoll geworden, sah sie es kaum, wie nah unter ihr der belebte Strom mit seinen malerischen Ortschaften sich schlängelte, wie in der Ferne die Berge in ansehnliche Höhen stiegen und links und rechts zwei schroff emporgethürmte Felsen mit den Trümmerresten zweier alten Burgen wunderherrlich aufragten.

Nach einer Weile und während die Schülerinnen des Pen=

sionats in der Kirche wieder einen neuen Gesang angestimmt hatten, bemerkte sie, daß sie auf der Altane nicht allein war. Dicht an der von Epheu beschatteten Mauer der Kapelle standen in eifrigem Gespräch ein Soldat und ein ohne Zweifel zu dem lindenwerther Pensionat gehörendes junges Mädchen. In einiger Entfernung hielt sich ein Aelterer, nicht gerade ein Diener, auch kein Erzieher; jemand jedoch, der zu wachen schien, daß das Zwiegespräch der beiden andern weder gestört noch vielleicht zu vertraulich wurde.

Das junge Mädchen trug die Kleidung des Pensionats, einen dunkelblauen leichten Sommerstoff, einen runden italienischen Strohhut und eine Tasche zur Aufbewahrung wahrscheinlich derjenigen Dinge, die das Englische Fräulein unterwegs nicht zum Unterhalt kaufen mochte; überm Arm hing noch ein leichter Sommershawl. Sie war eine von den ältern der kleinen Karavane, deren Mitglieder, sah man sie einzeln, gereifter erschienen als in der Gesammtheit. Das Gute haben richtig geleitete weibliche Pensionate, daß die jungen Mädchen durch ihr Beisammensein sich länger kindlich erhalten und jene gefährliche Krisis der ersten erwachenden Temperamentsvorgänge glücklicher überwinden, als in der die Frühreife zeitigenden, wenn auch traulichern Wärme des älterlichen Hauses.

Auch das junge Mädchen, das vielleicht sechzehn Jahre schon zählte, machte Lucinden einen Eindruck, als müßte es ihr nicht unbekannt sein. Es war eine Erscheinung von eigenthümlichem Reiz; nicht zu groß, doch wohlgebaut und von einer Lebhaftigkeit im Auseinandersetzen, von einer Innigkeit im Genuß dieser vertraulichen Zwiesprache mit dem jungen Krieger, die Lucinden sogleich so bitter lächeln machte, als hätte sie sagen mögen: Kleiner Fratz, dergleichen erlebten wir einst ja auch! Sie mochte jedoch die Glücklichen, die sich vielleicht vor dem Englischen Fräu-

lein und vor Angelika Müller sicher glaubten, nicht stören. Auch konnte sie die Züge des jungen Mädchens nicht unterbringen. Auf dem Streckbett konnte sie ihnen nicht begegnet sein und doch fiel ihr sogleich Paula von Dorste-Camphausen ein.

Der Soldat war kein Offizier, sondern ein gewöhnlicher Gemeiner; doch wußte Lucinde schon, daß es hier zu Lande sogenannte Freiwillige gibt, die nur eine kurze Zeit der allgemeinen Militärpflicht genügen. Ihnen schien der junge Mann, mit seinem schwarzen Bärtchen auf der Oberlippe und dem kurzgeschnittenen, aber vollen Haarwuchs, anzugehören. Er war groß, hatte etwas Festes und Bestimmtes und erinnerte Lucinden an den seither verschollenen Klingsohr, von dem er ein brünetter Pendant war; nur hatte er nicht das Wüste und Unschöne desselben. Etwas Studentisches schien ihr noch das grüngelbweiße Band, das er trotz der Montur, die offen stand, über seiner weißen Piquéweste trug; doch konnte er wol kaum noch der Universität angehören, falls überhaupt die Voraussetzung der sogenannten Freiwilligkeit die richtige war.

Der Wächter in der Ferne schien jedenfalls ein Stück vom echten Soldaten, aber auch zugleich ein Stück vom Jäger, ein Stück vom Landwirth, vom Bauer, selbst vom Bedienten, von allem etwas. Mit einem zusammengerollten Militärmantel, an dem ein Säbel befestigt war, ohne Zweifel Requisiten des jungen Kriegers, stand er an dem Eingange zum kleinen Garten, rechts und links auf die Landstraße lugend und nur im geheimen auf das plaudernde Paar. Im Regen und Sturm scheint er noch besser an seinem Platze zu sein; sein geröthetes Antlitz hat das Viereckige der Kopfform eines mit Ohrringen geschmückten Steuermanns auf hoher See. Wer weiß auch, ob diese Unruhe, die sich bald auf das eine, bald auf das andere Bein stellen muß, nicht von der Gewöhnung an die Schwankungen eines

Schiffes kommt! Der Blick, den der Wächter, so eigenthümlich prüfend und den Mund in Falten ziehend, über den Strom auf einen neuen Dampfer wirft, der gerade anhält, um mehr Besucher der Maximinuskapelle auszusetzen, als heute die „Prinzessin Marianne" gebracht hatte, ist gerade wie der eines Mannes, der die vollkommene Berechtigung gehabt hätte, ebenso gut wie der geschniegelte Kapitän drüben, der vielleicht nie Salzwasser gekostet hat, „Stop!" zu rufen.

Lucinde suchte auch diese Gestalt irgendwo in ihrem Jugendwahntraume, wie sie ihr vergangenes Leben nannte, unterzubringen. Wie mußte sie erstaunen, als sie bemerkte, daß ihre eigene Erscheinung Schuld werden sollte, daß plötzlich das stille harmonische Concert dieser drei Menschen unterbrochen wurde! Sie erblickte nämlich in der Ferne ihren Einspänner, erhob sich von der Bank, auf welcher sie ausgeruht hatte, und streifte an dem durch die kleinen Gartenanlagen daherkommenden Paare, das sie nicht vermeiden konnte, scheu vorüber. Noch fielen einige der Worte des Gesprächs, das sich von seiten des Mädchens in einer kindlich harmlosen Welt zu bewegen schien, in ihr Ohr, als sie nicht wenig überrascht wurde vom plötzlich innehaltenden Redefluß der kleinen Sprecherin, die, ihre schönen dunkelbraunen Augen weit aufgerissen, auf sie zutrat und sie mit einem, nur durch Verlegenheit abgebrochenen lauten und erschreckten: Ach! anredete.

Der Muth weiter zu sprechen fehlte zwar, die Verlegenheit, etwas Ungehöriges gethan zu haben, überwog, aber die Kleine wandte sich im Weitergehen dem Soldaten so vertraulich und so schnell zu, daß Lucinde wohl sah, wie sie entweder mit jemand anderm eine auffallende Aehnlichkeit hatte oder auch dieser Kleinen wirklich bekannt sein mußte. Indem kamen die übrigen Pensionsmitglieder zurück. Lucinde mochte zunächst dem an sich selbst für sie interesselosen Fräulein Müller nicht begegnen. Sie zog vor,

sich zu entfernen. Das junge Mädchen aber, das sich denn also doch, wie man nun sah, in keiner verbotenen Zwiesprache befunden hatte, sprang in die Reihen ihrer Gefährtinnen zurück und steckte so den Kopf mit den andern zusammen, daß sie nun sämmtlich neugierig auf Lucinden hinblickten; alle thaten, als müßten sie in ihr eine ihnen längst bekannte Erscheinung wiederfinden.

Das war Lucinden jetzt zu viel. Während die Führerinnen mit dem eleganten Soldaten sprachen, der mit Zuvorkommenheit und Lebhaftigkeit Auskunft über die Kapelle und die Gegend gab, suchte sie, von Fräulein Müller unbemerkt, den Ausgang. Dem draußen harrenden Wächter sagte sie:

Geschwister waren das doch wol nicht?

Nein! war die einfache, kurze Antwort.

Der Kleinen schien an mir etwas aufzufallen. Wer ist sie?

Ein Fräulein von Hülleshoven —

Hülleshoven? Armgart von Hülleshoven?

Armgart von Hülleshoven! bestätigte der Gefragte.

Dann ist der junge Mann niemand anders als Benno von Asselyn —

Zu Befehl!

Ich denke, Herr von Asselyn ist Advocat?

Allerdings.

Wie kommt er zur Uniform?

Herbstübung —!

Damit brach der Mann ab. Man hatte ihn entweder gerufen oder er glaubte es vielleicht nur, daß man dies gethan. Von dem jungen Paar schien er kein Auge zu verlieren.

Lucinde war wie in einer Betäubung. Ihr Entschluß war doch: Du wagst dich noch einmal in dein altes Leben zurück, siehst heller, was dir früher dunkel erschien, erschrickst vor keiner Begegnung mehr und wär' es vor der mit der alten

Hauptmännin von Buschbeck, ja selbst mit Oskar Binder — in ihrem neuen religiösen Bekenntniß lag die außerordentlichste Kraft dieses Sichsicherfühlens — und dennoch wälzte sich ihr schon centnerschwer aufs Herz, sich sagen zu müssen: Armgart von Hülleshoven gehört ja den Kreisen von Schloß Neuhof an! Sie war eine der innigsten Beziehungen Paula's! Sie kann noch den Kindeseindruck bewahrt haben von jener Pagode im Schloßteich, in die ich damals zu dem Federvieh aufgestiegen bin! Benno von Asselyn war ein Cousin des Pfarrers zu St.-Wolfgang, jenes Bonaventura, bei dessen verhängnißvoller Priesterweihe sie vor einigen Jahren mit einer Entscheidung für ihr ganzes Leben zugegen gewesen.

Am Fuße des Hügels fand sie ihren kleinen Wagen. Er war leichtester Art, nur für zwei Personen, die sich im Fall eines Regens durch ein aufgeschlagenes Halbverdeck schützen konnten. Indeß behielt das Wetter seine gleiche Anmuth. Nur die Sonne senkte sich allmählich. Schon mochte es inzwischen über fünf Uhr geworden sein.

Ein Knecht aus dem Weißen Roß führte das leichte Gespann. Erst ging es um den Ort herum und die Anfänge der landeinwärts gehenden Straße rasch hinaus. Den vollen Genuß der üppigen, wie ein Garten ausgebreiteten Gegend konnte nur der Staub hindern. Die Bäume am Wege trugen schwer an ihrer Aepfellast. In den Gärten prangten jene Blumen, die im Spätsommer durch Glut der Farbe ersetzen, was ihnen an Duft fehlt. Bienenstöcke standen unter Bedachungen mit jener geheimnißvollen Bienenkorbstille, die nicht ahnen läßt, was alles, und vollends nach Klingsohr's Theorie, in ihnen vorgeht. Wonnig war der Rückblick auf das verlassene Oertchen, auf den im Lustäther blauglänzenden Strom, der sich in immer anmuthigern Windungen, je mehr sich die Straße wand, dem Auge bald darbot, bald entzog.

Jetzt wurde die Straße steiler. Die Berge, die zwischen dem Strom und St.-Wolfgang lagen, waren höher, als sie das Ansehen gehabt hatten. Der Knecht stieg aus und zuletzt auch Lucinde, so sehr der mürrische und nicht sehr gesprächsame Mensch auch, mehr mit Mienen, als mit Worten, versicherte, daß es nicht nöthig wäre. Doch war im Gehen und Stillstehen der Rückblick auf den immer noch sichtbaren Strom besser zu genießen.

Inzwischen bemerkte Lucinde, daß zwei der Bekanntschaften, die sie an der Maximinuskapelle gemacht hatte, ihr folgten. Auf kürzerm, die Landstraße durchschneidenden Fußwege waren ihr bereits Benno von Asselyn und sein Begleiter ziemlich nahe gekommen. Sie unterhielten sich mit einer Reisegesellschaft, in welcher Lucinde den Gipsfigurenhändler, seinen Sohn und ein junges, schlank aufgeschossenes Mädchen erkannte, das Armgart von Hülleshoven nicht sein konnte. Ihre Vorräthe hatten die Verkäufer nicht mehr bei sich und fast schien es, als wenn ein langsam vor ihrem eigenen Wagen hinziehender Einspänner den Italienern gehörte. Dieser Wagen war so weiß gepudert wie die kurze graue Jacke und die Manchesterhose, die der Alte und sein Knabe trugen. Das junge Mädchen war gegen die Sonne geschützt von einem großen breitrandigen Strohhute und schien die Frau oder die Tochter des Italieners zu sein, der seine lebhafte Rede mit allerlei Gesticulationen unterstützte.

Ueber das kahle Gestein hinweg, das mit dünnem Heidekraut und spärlichem, von weidenden Ziegen ausgerupften Grase bedeckt war, gab es für die fünf Fußwanderer leicht zu erklimmende Nebenwege, auf welchen in kurzer Zeit wenigstens Lucindens Gefährt erreicht sein konnte; ja, wenn die Wanderer die in die Felsen rundum gehauene Landstraße ganz vermeiden wollten, konnten sie bei der Unabsehbarkeit des immer bergan gehenden Weges quer über eine große, hier von kleinen Wasserrinnen,

dort von Felsblöcken bedeckte Wiese Lucinden ganz den Weg abschneiden und ihr zuvorkommen. Sie schlugen auch diesen Weg ein, scheinbar unbekümmert um die bald überholte Wanderin auf der staubigen Landstraße.

Lucinde pflückte vor Aufregung am Wege Kreuzkräuter und Rispengräser zu ihrem gewohnten Zerzupfen, das ihre Natur immer als Ableiter zu bedürfen schien, um die in ihr arbeitende Unruhe zu dämpfen. Sie zog die Gräser und ihre Samenkolben durch die Finger, biß sogar ihre Spitzen ab, warf sie weg und pflückte wieder neue. Der Sonnenschirm, der ihr zur Stütze diente, schleuderte manchen Stein aus dem Wege; manchen andern, wenn er ein hübsches Geäder zeigte, hob sie auf, betrachtete ihn eine Weile und ließ ihn wieder gedankenlos fallen. Mit dem Knecht war sie nun doch in einem Gespräche begriffen. Menschen neben sich zu haben, ohne zu wissen, was sie sind, treiben, wollen, denken, das war nicht ihre Art. Allem Stummen mußte sie irgendwie Sprache abgewinnen. Und der Knecht nahm an ihr ein gleiches Interesse. Auch ihm schien diese junge energische Dame eine Merkwürdigkeit. Wie Lucinde zerstörte, aus Kraftgefühl und ungeduldiger Spannung auf ihr nächstes Schicksal, jetzt auf die schon hoch über ihr hinwegschreitenden Wanderer, so auch dieser. Blatt um Blatt zerzupfte auch er einen Zweig, den er in der Hand hatte, machte erst eine Ruthe daraus und warf sie zuletzt weg, auch sich, wie es schien, aus grübelnden Gedanken aufraffend und wieder zur Peitsche greifend.

Die Umgebungen wurden waldig. Die Höhen endeten nicht; sie umkränzten mit dunklern und hellern grünen Schattirungen den des Stromes jetzt schon beraubten Blick. Die Tannen waren vorherrschend und einzelne Ausläufer der Waldungen gingen quer über den Weg und durchschnitten ihn.

Das ist der St.-Wolfgangberg! sagte der Kutscher mit einem ihm eigenen Sprachidiom, das etwas Fremdartiges hatte. Er klatschte mit der Peitsche und grüßte demüthig ein Marienbild, das am Wege stand. Dann lud er das Fräulein zum Sitzen ein. Sie würde ermüden und es ginge so wie eben noch viel zu lange fort. Aber Lucinde entdeckte gerade jetzt in ziemlicher Nähe die Wanderer, deren Mittelpunkt das junge, schlank aufgeschossene Mädchen geworden. Schon wußte sie vom Kutscher, daß der Italiener mit zwei Söhnen und einer Tochter reiste; der zweite Sohn führte den Wagen, in dessen Kisten und Kasten die „Figuren" (der in Frankreich gewesene Kutscher sagte sogar: „Statües") verpackt waren. Ihre kürzern Wege hatten sich an den Waldecken verfangen; sie mußten Schwenkungen machen, die sie aufhielten, und bald zwang sie die Landstraße, mit ihr auf gleicher Linie zu bleiben. Endlich stießen sie mit Lucinden zusammen und grüßten.

Sie haben gar keinen Vortheil von Ihrem Wagen, Signora! rief der Italiener in gebrochenem Deutsch und hielt eine Zeit lang, die Wanderlustige grüßend, die Mütze in die Höhe.

Aber da seht, mein Gepäck hat Vortheil! erwiderte Lucinde zurückzeigend. Ist das Ihre Tochter?

Meine Tochter, Porzia Bianchi!

Porzia Bianchi? Ein stolzer Name! Freilich, sie wird in Rom geboren sein!

Nein, Signora! und sich an die Tochter wendend, fragte er diese auf italienisch: War das schon in Castellungo?

Castellungo! bejahte das junge Mädchen und erröthete unter dem braunen Incarnat ihres nicht schönen, aber gefälligen Antlitzes.

Wie? nahm, Lucinden grüßend, der junge Soldat, Benno von Asselyn, das Wort. Ihr wißt nicht einmal, Meister Bianchi, wo Eure Tochter geboren wurde?

Nein, Signore! sagte der Italiener in gebrochenem Deutsch. Als sie zur Welt kam, waren die Zeiten schlecht für mich! Ich lebte nicht in Italien!

Aha! Ihr wart auf der Flucht! sagte der Fragende, der etwas Festes, Sicheres und bei aller Lebendigkeit des Auges doch auch Gelassenes hatte. Ich merke schon, daß Signor Bianchi ein alter Carbonaro ist! Trotzdem, daß er auf deutsch Weiß heißt und so weiße Pierrotkleider trägt, daß mein Königsrock ganz an ihnen abfärbt, gehörte er doch ohne Zweifel zu der schwärzesten Carbonarosorte, zur Loge der sogenannten Kesselschmiede! Nicht wahr?

Der zwischen Freund und Diener noch gänzlich unbestimmt sich haltende Träger des mit dem Säbel, wie ein Portefeuille mit dem Bleistift, zusammengehaltenen Mantels putzte die Gipsflecken ab, die der Sprecher allerdings schon auf seiner Uniform trug.

Bianchi aber sah diesen über seinen ihm imputirten Carbonarismus groß an, schien davon betroffen zu sein und half sich mit dem, dem Italiener eigenen klugen und pfiffigen Ausdruck der Mienen und einem Gestus, der nicht mehr und nicht weniger sagen wollte als: Das ist einer! Der hat eine scharfe Nase!

In der That verdiente Benno von Asselyn eine Würdigung, die, so zu sagen, über seine Uniform hinausging. Es ist ein Nachtheil des Soldaten, daß auf ihn zu sehr das Horazische Nos numerus sumus („Wir zählen nur") angewandt wird. Das Auge haftet an dem bunten Rock; der Mensch, das Individuum, das in ihm steckt, der Charakter, wird übersehen. Die Entwickelung des letztern, das ist wahr, ist beim Krieger gehemmt, aber darum fehlt sie nicht. Dieser Freiwillige und Gemeine saß vielleicht erst heute unter der Schere des Friseurs, der ihm die Haare so kurz aus dem Nacken schnitt; sein Barbier

rasirte ihm einen Kinnbart fort, den er ebenso wenig nach Kocher am Fall zum „Stabe“ mitbringen durfte wie seine Weste; aber einer im Dutzend ist dieser junge Mann nicht. Die Ironie, die in der Betonung seiner Worte liegt, ist das Zeichen eines geistigen Ueberschusses. Er spricht aus der Fülle, nicht aus der Armuth. Sein dunkelblaues Auge spricht statt seiner, auch wenn er schweigt. Es spiegelt die ruhige Herrschaft über einen schon angesammelten Erfahrungsschatz. Fein, vornehm und doch natürlich ist sein Benehmen. Die Art, wie er jetzt seine Cigarrentasche zieht und um die Erlaubniß zum Rauchen bittet, hat einen so weltmännischen Schliff, daß sein Begleiter unversehens zu seinem Bedienten wird, obgleich er ihn wie einen intimsten Freund behandelt.

Da auch Benno von Asselyn bei der Erörterung über die Gegend, wo Castellungo läge, sich italienisch auszudrücken anfing, so wurde Bianchi sicherer und gestand allmählich, daß es ganz so im Ernst wäre, wie der Herr es im Scherz vermuthet hätte. Er selbst wäre ein Römer, seines Zeichens ein Bildhauer und der älteste von drei Brüdern, die allerdings alle mit ihm in die Gefahren gerathen wären, die plötzlich den Carbonaros gedroht hätten. Er hatte sich anfangs nach Piemont geflüchtet, in die Thäler, die sich vom Col de Tende nordwärts bis nach Turin und Aosta an den Fuß der Alpen ziehen.

Die Waldenserthäler! warf zu Lucindens Erstaunen der Begleiter Benno's von Asselyn mit halber Stimme ein.

Si! Si! sagte Bianchi mit schnellem Ton und erstaunend, dies Wort hier und aus solchem Munde zu vernehmen. In Castellungo bei Coni! Ganz recht, in einem Dorfe, wo nur Ketzer wohnen! Bis 1821 ging's soso (er hielt die Hand vor die Augen und blinzelte durch die Finger, wie wenn er das Zeichen der Toleranz machte); aber Madre di Dio! da schlug Donner und

Blitz in unsere „Barracca"! Die „Vendita" ist geschlossen — Napoleone Bianchi reißaus!

Ihr heißt Napoleone? fragte Benno von Asselyn lachend über diese durch Gesticulationen unterstützte Erzählung und trat in Rücksicht auf seine, der Heiligen Allianz angehörende Uniform zurück, wie wenn er ihm den Kampf anbieten wollte.

Und mit derselben frappanten Geberde, die Kriegserklärung gleichsam aufnehmend, wiederholte der alte Bianchi mit Nachdruck:

Napoleone Bianchi!

Als sozusagen zwischen dem Kaiserreich und den hohen Verbündeten durch das Lachen der Frauen der Friede wiederhergestellt war, erzählte der Alte, daß er seine Frau und Kinder hätte in Italien zurücklassen müssen. Er wäre erst nach der Schweiz geflüchtet, hätte sich dort zu ernähren gesucht, so gut es eben gegangen, und seiner Frau hätte er nach Castellungo geschickt, was er erübrigte; dann, nach der Julirevolution, hätte er nach Italien zurückzukehren gewagt; hätte sich zwar nicht aufs neue compromittirt, aber doch, „da es auch in Italien nur Ein Rom gäbe", vorgezogen, wieder sein Wanderleben anzutreten. Nach Rom hätte er nicht gedurft: so wäre er nach Deutschland gekommen, wohne bei Frankfurt am Main und verdiene sich so viel, daß er sich ein solches Pferd halten könne wie das, das da eben bergan seine Vorräthe ins rechtgläubige Land ziehe —

Eure Frau kam Euch nicht nach? fragte Lucinde.

Signora, nein! antwortete Bianchi. Sie ist in Castellungo, hat einen Garten mit Oliven- und Maulbeerbäumen und einen Weinberg. Das Haus ist nicht groß genug für alle ihre Seidenwürmer. Sie verdient und spart für ihre Kinder. Frankfurt am Main hat ein schönes Klima, aber keine Seidenwürmer.

Giuseppina schickt mir alle zwei Jahre einen Sohn herüber, erst den Camillo, der in Frankfurt das Geschäft führt, dann den Hortensio, der die Peitsche da in der Hand hält, jetzt den Catone, der hier mit mir geht und sich die Schuhe so schief tritt — Ecco, padrone, fa attentione! — und jetzt vor einigen Tagen erst die Porzia, die noch wenig Deutsch kann, ob sie's gleich von einem Einsiedler in Castellungo hätte lernen können. Wie heißt der Heilige unter den alten Eichen von Castellungo? wandte er sich an seine Tochter.

Signore Federigo! antwortete diese. Sie hatte die den Italienern eigene tiefe, fast rauhe Stimme.

Benno von Asselyn bemerkte lächelnd und halblaut, aber für Lucinden hinlänglich vernehmbar:

Ja, Freund Bianchi, zähltet Ihr denn auch richtig die Kinder, daß Euch die Giuseppina nicht einmal mehr aus Italien herausschickt, als Ihr bei ihr zurückgelassen habt?

Bianchi versicherte, daß er ein vortreffliches Weib hätte, aber ihrer Seidenwürmer wegen müßten sie getrennt leben.

Nein, nein, Napoleone! fuhr Benno von Asselyn in seinem Scherze fort. Ich bewundere Eure Ruhe! Könnt Ihr denn zufriedene Nächte haben? Dieser Federigo! Wer ist das? Ein Deutscher, der unter den heiligen Eichen von Castellungo wohnt?

Sein Auge suchte Porzia. Diese verständigte sich gerade in dem wenigen Deutsch, das sie von jenem Einsiedler gelernt hatte, mit dem Manne, der ein Diener schien und doch etwas von den piemontesischen Waldensern gewußt hatte. Der seine Stiefel schief laufende Catone schien dem Alten für etwaige väterliche Besorgnisse nicht ausreichender Wächter genug. Er suchte seiner Tochter näher zu kommen und so hörten diese kleinen scherzhaften Reibungen auf.

Benno von Asselyn wandte sich jetzt verbindlicher zu Lucinden.

Er begann von der Maximinuskapelle und bald war Armgart von Hülleshoven erwähnt.

Ein liebliches Kind! Wie alt mag sie sein?

Ich denke, funfzehn . . . sechzehn Jahre . . .

Von einem Mädchen, das man liebt, weiß man die Minute, wann sie geboren ist!

Das man liebt? In meiner Heimat drüben gibt es gar keine Liebe, Fräulein! Man hat sich gern und bleibt hübsch vernünftig!

Sie sind also aus dem Land des Plattdeutschen?

Kennen Sie das?

Lucinde schwieg. Sie merkte, daß man sie an der Maximinuskapelle entweder für eine andere gehalten haben mußte oder wenigstens an Benno von Asselyn das nicht mitgetheilt hatte, was allenfalls Angelika Müller von ihr wußte. Hatte doch Paula von Dorste-Camphausen ein Jahr lang, wo sie auf dem Streckbett lag, nie in ihr die ehemalige Bewohnerin von Schloß Neuhof erkannt. Wie hätte dies Armgart thun können, die um mehrere Jahre jünger war?

Wenn Sie, sagte Benno, Armgart's Heimat kennen, so werden Sie überall, wo der Himmel graublau, die Luft von einem ewigen brandigen Nebel erfüllt ist, einem Nebel — Was ist das? unterbrach er sich plötzlich und rief: Hedemann! Hedemann! Man möchte ja glauben, wir wären hier auf der rothen Erde? Er deutete auf die Landschaft hinaus.

Linker Hand drang den Wanderern aus einer Abdachung des Berges ein brandiger Geruch entgegen. Hinter den Bäumen sah man den Himmel weither von einem grauen Nebel überzogen.

Hedemann! wiederholte Benno, sich seinem wandernden Begleiter zuwendend. Wo kommt hier der Haarrauch her?

Der angerufene Hedemann erläuterte, daß die Leute das verkrüppelte Knieholz der Eichen abbrechen, abrinden, die Rinde den

Gerbern als Lohmaterial verkaufen; die Wurzeln der Stämme, diese selbst, die Abfälle, das Gras und das rings wachsende Kraut würden dann verbrannt und die Asche als Dünger ausgestreut, sodaß wenigstens für Gerste und Hafer ein künftiger Anbau auf solchen, mit doppeltem Nutzen ausgerodeten Walddistricten sich ermöglichen ließ.

Also kein Haarrauch! sagte auf diese Erläuterung hin Benno in einem komisch elegischen Tone.

Man sah die Feuerstellen, von denen aus sich der Rauch verbreitete.

Mein Fräulein! nahm er darauf seine Rede wieder auf; Sie wissen vielleicht nicht, daß bei uns drüben die Sümpfe nicht austrocknen können, ohne nicht oft in Brand zu gerathen. Die Flammen sieht man nicht, aber die Erde dampft und brennt immer fort von diesem unterirdisch glühenden Torf. Ihnen würde es drüben sein, als wenn Sie verurtheilt wären, Ihr Leben lang in einer Stube mit einem rauchenden Ofen zu leben. Uns aber ist dieser Rauch ein Arom wie Patschouli. Wir ziehen ihn schon mit der Geburt ein und stürben wir in der Ferne, würden wir glauben Paradiesesluft zu athmen, wenn plötzlich neben uns ein Kohlenbecken hingestellt würde und man darauf etwa ein Stück alten Pappendeckels langsam und feierlich anzündete. Wenn unsere Landsmannschaft auf der Universität jährlich ihren großen Commers hielt, bestand das Bouquet des Abends, nachdem der Landesvater gesungen, darin, daß wir die Fenster aufrissen und den Qualm eines draußen angezündeten Haufens Torf einathmeten. Dann fielen wir uns in die Arme und stießen zwischen Thränen und Schluchzen solche Ausrufungen und Freudengeschreie aus, wie unsere Vorvordern, als die Römer sich dem Teutoburger Walde nahten und wir unsere Aexte und Streitkolben um die langen blonden Locken schwangen, weil es

zum Kampfe ging für Freiheit, Vaterland und Buchweizengrütze! Das ist nämlich unser Nationalessen, Fräulein! Schon Thusnelde soll es gekocht haben, wenn sie wünschte, daß Arminius guter Laune war.

Lucinde glaubte Klingsohr zu hören; selbst Jérôme stand vor ihr. Dennoch war Benno von Asselyn ein völlig anderer. Auch die Erwähnung der blonden Locken paßte nicht auf ihn, da sein Haar schwarz war und sein ganzes Wesen eher südländisch als nordisch. Sie wollte letztres aussprechen, doch erstickte ihr der von dem verwüsteten Felde herüberdringende Rauch die Stimme. Auch setzten sich eben die Italiener sämmtlich in ihren Wagen.

Auch Lucindens Kutscher hielt, weil der Weg nun bergab ginge, und öffnete mit einem scheuen und grinsenden: S'il vous plaît! den Schlag. Lucindens Einladung an Benno und Hedemann, sich mit einzusetzen — soweit es neben ihr und auf dem Bocke Platz gab — wurde von diesen artig abgelehnt. So rollte sie von dannen. All ihr Denken schien jetzt tief innenwärts gewandt. Sie schlug den Schleier über ihren Hut, weniger um sich gegen den vom raschen Herabrollen des Wagens aufwirbelnden Staub zu schützen, als um ungestörter denken und träumen zu können. Ja, es war ihr doch, als begann sie jetzt zum zweiten mal zu leben, aufzuwachen im Grabe, eine Auferstehung zu feiern von den Todten! Drei Jahre einer nicht etwa erfahrungsarmen, aber doch durch sich selbst bedingten Zeit lagen hinter ihr. Sie hatte sie an den Streckbetten der Jugend zugebracht. Eine Dulderin war sie dabei im Grunde nicht; sich beugen, sich gefangen geben hätte sie nur da können, wo ein stärkerer Arm sie ergriff, wenn auch nur der eines Serlo, der sie regiert hatte, obgleich er ein Sterbender gewesen. Eine Zeit lang reichte aus den Wolken ein solcher Arm; sie suchte ihn zu fassen, sich an ihm

zu halten; es war das erste leidenschaftlich bewegte Jahr ihres Wirkens im „Correctionshause der Natur", wie sie die Anstalt nannte. Diese Hoffnung schlug fehl und die Getäuschte brauchte zwei Jahre, sich zu sammeln und sich ins Leben zurückzufinden. Man hatte sie unter den Kindern gewähren lassen, nachdem sie über die Krisis, um Paula von Dorste-Camphausen's willen entfernt zu werden, durch den plötzlichen Tod des Vaters derselben, des Grafen Joseph auf Westerhof, glücklich hinweggekommen war. Denn wenn Paula die Menschen in zwei Klassen theilte, in solche, die ihre Nerven gleichsam mit der Hand von oben nach unten strichen und sanft auf sie wirkten, und solche, die sie von unten nach oben strichen und sie aufregten und beunruhigten, so erkannte sie in Lucinden zuletzt ein Wesen, das sie, wenn sie länger vereint geblieben wären, zum Steine hätte umwandeln, ja tödten müssen. Paula selbst hatte dies nie gesagt; nur die Beobachtenden fühlten es, und vor allem entschied — Bonaventura von Asselyn, der junge Priester, die Trennung, entschied sie in demselben Augenblicke, wo sie sich durch die Rückkehr Paula's zu den Ihrigen und unter die Vormundschaft des Kronsyndikus von Wittekind, ihres Oheims, von selbst vollzog. Wir finden noch Zeit, alles zu sagen, was Lucinde damals trieb und erlebte. Jetzt bemerken wir, sie brauchte, um schwere Kämpfe zu verwinden, zwei Jahre, und es war vielleicht ihre beste Zeit, die Zeit wenigstens, wo man ihr Wesen ertragen konnte. Sie war die eifrigste Kirchengängerin geworden, wurde von den Geistlichen in Schutz genommen und hatte sogar Gönnerinnen, ein Glück, das ihr von Frauen bisher im Leben noch nicht zu Theil geworden. Da schlug eines Tages der Name einer Frau von Gülpen an ihr Ohr. Fräulein! rief sie berichtigend in ihrer Erstarrung auf. Aber: Frau von Gülpen! hieß es. Sie war die langjährige Freundin eines Dechanten von Asselyn zu Kocher am Fall, einem Städt-

chen ältesten Ursprungs und zwanzig Meilen weit von dem Ort ihres gegenwärtigen Wirkens. Asselyn! war der zweite elektrische Schlag. Der Onkel jenes erstandenen Serlo? Nein, doch wol nicht Bonaventura's Onkel? Aber Frau von Gülpen suchte für Kocher am Fall eine Gesellschafterin. Ihre Hauptmännin war an den Rhein gezogen. Nein, nein — sie konnte es nicht sein, die als Gesellschafterin eines Geistlichen auch ihrerseits eine Gesellschafterin suchte. Aber — der Geistliche hieß Asselyn! Sie Gülpen! So forschte sie, erfuhr Beruhigendes und entschied sich. Alle ihre Pulse schlugen und tausend wilde Stimmen riefen: Ja, rauscht noch einmal auf, ihr Pforten der Vergangenheit! Jetzt will ich unter euch hintreten wie eine Königin! Will Trotz bieten jedem Auge, das verwundert mich anstarrt! Dies Kreuz hier auf der Brust entsühnt jede Schuld! Das geweihte Wasser an jeder Kirchenthür reinigt meinen Ruf von jedem Flecken! Wiedergeboren bin ich und gefeyt durch das Blut des Erlösers und der Märtyrer! Wer mich anschuldigt, der sehe, ich breche den Stab zuerst über mich! Nichts berührt mich vom Vergangenen auch nur bis zum Saum meines Kleides! Wo ist eine Anklage wider mich? Ich will sie hören! Dann aber, zittert! hab' ich auch Anklagen wider euch! Entlarven kann ich Mörder, aufstöbern aus Schlupfwinkeln Heuchler! Eine Siegerin komm' ich, nachdem ich so tiefe Niederlagen erlitten! . . . Und die letzte Niederlage, an die Lucinde dabei dachte, war nicht jener Tag, wo sie die Jungfrau von Orleans gespielt hatte.

So gestimmt trat sie noch heute vom Dampfboot. Klopfte ihr aber schon das Herz, als sie hörte, St.-Wolfgang läge zwei Meilen ins Land hinein, erschreckte sie der bloße Anruf eines Kindes, das sie wiederzuerkennen schien, wogte und stürmte es in ihr bei der Begegnung mit Benno, beugte sie alles, was ihr fremd, neu war und doch mit dem, was sie wiedersehen wollte, im Zusammenhange stand, so kam sie sich jetzt schon wieder als

eine Magd, nicht als Königin vor, jetzt, wo sie sich dem Orte näherte, von dem man ihr aus Kocher am Fall geschrieben hatte: „Sie werden, meine Liebe, nur nöthig haben, vom Dampfboot aus einen Einspänner bis St.-Wolfgang zu nehmen. Dort ist bereits unser Neveu, der Herr Pfarrer von Asselyn, unterrichtet und hält einen Wagen in Bereitschaft, Sie in unsern Kreis zu führen! Gewisse Bedingungen gleich anfangs mündlich! In der Hauptfrage sind wir einverstanden. Petronella von Gülpen." — —

Die Gülpen, die sie kannte, hatte Brigitte geheißen —

Jetzt blickte sie auf. Die Gegend hatte sich verändert. Vor ihr lag, von den Abendsonnenstrahlen nur noch in seinen obern Rändern erhellt, ein schönes tiefes Thal, das wie eine Muschel mit grünen Streifen in die rings sich verlierenden Berge auslief. Aus dem tiefsten grünen Kern des freundlichen Anblicks ragte die Spitze eines Kirchthurms, von welchem ein Läuten ertönte. Je mehr, vom Hemmschuh aufgehalten, der Wagen niederwärts rollte, desto reicher wurde wieder die Vegetation, desto voller und edler der Baumschlag, desto weiter die Fläche, wo schon längst das in gleichmäßigem Anbau gewonnene Getreide geerntet war. Die Landschaft trug nicht den fast italienischen Charakter derjenigen, die sich um den großen poetischen Strom ausbreitete; aber auch der bedrückende Anblick eines rings von Bergen umschlossenen Gebirgsdorfes, den man auf der Herfahrt hätte erwarten dürfen, bestätigte sich nicht. Gärten kamen wieder und Bienenstöcke, mit ihnen Blumen und selbst die Rebe schmiegte sich nicht nur den Häusern am Spalier an, sondern sie wuchs an sonnigen Abdachungen selbst noch in mancher gefälligen Einzelpflanzung.

Das Läuten bedeutete ohne Zweifel, daß jenes schon im Weißen Roß besprochene Begräbniß in vollem Gange war. Auch Stimmen singender Kinder drangen aus dem Thal empor, zu-

weilen von einem Klingeln unterbrochen, das den Moment der wol gerade vor dem Altar bei geöffneten Kirchthüren stattfindenden Einsegnung der Leiche bezeichnete. Indem riefen ihr die nachrollenden Italiener hinterwärts ein Lebewohl zu. Sie deuteten auf ein Wirthshaus am Wege, wo sie ihren schwerer ziehenden Gaul füttern wollten. Vergessen Sie nicht — Il Michelangelo! rief ihr Napoleone als guter Kaufmann nach. Beim Dechanten! antwortete sie, aber unvernehmbar schon. Catone zog seine kalkige Mütze, Porzia verneigte sich und machte eine Handbewegung. Sie jedoch sah nichts mehr. Ihr schwindelten die Sinne — Galt es doch Bonaventura von Asselyn wiederzusehen — Serlo's Ebenbild nicht mehr — längst, längst war er ihr ein völlig Anderer, ein unendlich Höherer geworden.

An dem Wirthshause standen Handwerksbursche, Bauern in Kitteln und Blousen, manche mit Militärmützen; sie stellten sich, wie Benno von Asselyn, zu den Uebungen ein; ein Gensdarm revidirte von seinem Gaul Wanderbücher und Passirscheine. Die Italiener zogen ihre Papiere schon in der Ferne.

Beim Anblick der Fuhrleute, die wol hier, um über den Wolfgangsberg zu kommen, Vorspann nahmen, kam ihr eine Erinnerung an die Bäche von Langen-Nauenheim. Sie nahm dann ihre Handtasche, öffnete und zog ein schwarzes Buch mit Goldschnitt hervor, schlug es auf und schickte sich an zu lesen. Die Worte des heiligen Bernhard las sie: „Unsere Gedanken an selig Entschlafene sind Funken, durch welche unsere eigenen Seelen gehoben und entzündet werden" . . . Worte, die den Anfang einer Betrachtung über die Todten bildeten. Sie ganz zu lesen war sie zu erregt. Die Litaneien wurden in dem Ausdruck ihrer Sätze immer deutlicher. Schon war der Leichenzug aus der Kirche auf dem Gottesacker angekommen, schon war eine zahl-

reiche Bevölkerung um den aufgeworfenen Grabeshügel versammelt. Lucinde befahl mit stockender Stimme dem Kutscher, daß sie während der heiligen Handlung still halten wollten — Jetzt trennte sie nur noch eine niedrige Mauer von dem Friedhofe —

Der Wagen hielt unter dem bergenden Schatten eines breitästigen Nußbaums. Vor ihr stand im weißen Meßgewande, unter Knaben im Chorrock, die brennende Kerzen trugen und das dampfende Weihrauchfaß schwangen, Bonaventura von Asselyn. Seit drei Jahren schon sah sie, an ihn gedenkend, nicht mehr Serlo. Er war schon längst nur — Er selbst!

3.

Nach den Segnungen, welche dem Sarge schon in der Wohnung des Verstorbenen zu Theil geworden, nach den Weihen vor dem Altar spricht soeben eine sanfte wohllautende Stimme vor der Einsenkung in die Grube noch Worte, die zu dem Ceremoniel der Kirche die eigenen Empfindungen des Redners bringen. Man konnte die Rede, welche der am Fußende des Sarges stehende, von dem letzten Abendsonnenglanz beleuchtete Priester sprach — der Entschlafene selbst mußte dem Brauche der Kirche gemäß gen Osten blicken — deutlich vernehmen.

Sein Aeußeres hatte sich wenig verändert. Es waren dieselben, nur gefestigtern Züge, die Lucinden vor drei Jahren an eine Geistererscheinung, an Serlo's Tod als Traum oder an dessen Auferstehung, glauben ließen. Es war dieser mildeste aller Priester, den sie selbst hatte weihen sehen mit Joseph Niggl und Beda Hunnius — sie hatte diese Namen so fest behalten wie die Unterscheidungslehren der Confessionen, in denen sie sechs Wochen später geprüft wurde zu ihrem Uebertritt. Heute standen keine jungen Kleriker, sondern weißgekleidete Kinder, Knaben und Mädchen, um Bonaventura. Er war es wieder, Er, ein Jahr lang die Liebe und das Entzücken der ganzen Stadt, aus der sie nun erst kam, nun erst kommen durfte! — —

Selten lag auch wol auf dem Antlitz eines Jünglings so viel

Adel, so viel Glanz und Glorienschein schon in jungen Jahren. Bonaventura von Asselyn, der einst angesehenen, weitverbreiteten und aus dem Friesischen stammenden Familie dieses Namens angehörend, hatte aus einer, durch Familienverhältnisse, vorzugsweise durch ein unglückliches Ende seines Vaters und die Neuvermählung seiner Mutter, deren einziger Sohn er war (die Neuvermählung eben mit dem Oberregierungsrath Friedrich von Wittekind-Neuhof, dem ältesten Sohn des Kronsyndikus), genährten Schwärmerei den Offizierstand, in den er, früher Zögling der nahe gelegenen Universität, eben nachdem er bereits Fähnrich geworden, eintreten sollte, mit dem geistlichen Seminar vertauscht und war nach dem südlichen Deutschland gegangen, um in Kreisen strengerer und ungehinderterer Katholicität seine Bildung zu vollenden. Er hätte in jener Stadt, wo ihm der Bischof die Weihe gegeben, die größten Erfolge am Altar und im Beichtstuhl gewinnen können, aber erst zog er die Kaplanei bei seinem edeln Wohlthäter, dem Dechanten von St.-Zeno im nahen Kocher am Fall, bei dem Bruder seines Vaters, dann eine kleine bescheidene, idyllisch gelegene Landpfarre vor, diese hier in St.-Wolfgang.

Lucinde fand dieselbe Erscheinung wie sonst, nur männlicher, fester, ernster. Sein Wuchs war schlank wie der der Tanne, das Haupt leise übergebeugt, doch edel und freiblickend und auch jetzt in die mit rosigen Wolken sich säumende Ferne wie in das Jenseits schauend. Wie weich und weiß mußten diese Hände sein, die in maßvoller Bewegung die bedeutendern Gedanken seiner Rede unterstützten! Wie schön stand dem leise gerötheten Antlitz der milde Schwärmerblick, der aus dem tiefsten Innern der Seele zu kommen schien! Wie schien er in gläubiger Zuversicht das Ewige leibhaftig vor sich zu sehen!

Ein sinnend Haupt! Ein edel Angesicht!
Ein Auge, das sogleich zum Herzen spricht!

Das Haar wie Rabenfedern! Unbeschnitten,
So weit es strenge Priesterregeln litten!

Ein Leiden in der Miene, still entsagend!
Ein Bitteblick wie des Erlösers Flehn,
Als er zum Vater sprach im Garten klagend:
Lass' diesen Kelch an mir vorübergehn!

Die Stirne rund, die Wange ein Oval!
Bald blaß, bald von der Seele Glutenstrahl
Mild überhaucht mit frischen Rosenlichtern!
So leuchtend nur bei Denkern und bei Dichtern!

So stand Bonaventura vor des Erzählers Auge, als er einst sein Leben in Versen schildern wollte und, vom Stoff übermannt, die Feder niederlegte.

Bonaventura von Asselyn sprach von dem Verstorbenen wie von einem heimgegangenen Freunde. Er nannte ihn den alten Joseph Mevissen, er sagte, daß er gerade ihm zu Liebe, weil Mevissen hier wohnte, diese Pfarrei gewählt hätte. Er nannte ihn einen Führer seiner Jugend, den Diener seines verstorbenen und, wie alle Welt um ihn her wußte, auf einer Alpenreise unglücklich verkommenen Vaters. Jene Thatsächlichkeit, die in den Reden der katholischen Geistlichen oft die Grenzen des Schicklichen maßlos überschreitet, die aber auch ebenso, richtig angewandt, oft das nur allzu Allgemeine der protestantischen Predigtweise vermeidet, war hier begründet durch den allgemeinen Antheil und die eigene dankverpflichtete Stellung des Redners zu dem Abgeschiedenen.

Mevissen war sonst Soldat, dann ein armer Häusler, lebte von kleinen Arbeiten der Tischlerei, die er in jungen Jahren gelernt hatte, ehe er dem Vater Bonaventura's auf jener Reise folgte, von welcher derselbe nicht wieder zurückkehrte. In leiser Andeutung und nicht etwa sein eigen Leid zu sehr hervor-

stellend, kam der junge Redner auf diese, den ihn Umstehenden bekannten Vorgänge. Er pries den Antheil, die Hingebung, die Treue des Verstorbenen, die er schon früh einem Onkel, auf Napoleon's spanischen Feldzügen, dann dem Vater und zuletzt ihm selbst bewiesen. Er sprach, angeregt von der Erinnerung an jene Zeit, wo ihm als Knaben zum ersten mal das Bild seines in einem Schneeabgrunde des großen St.-Bernhard todtgefundenen Vaters entgegentrat und seine Neigung für den geistlichen Beruf entschied, über die dunkeln Kerkerwände des Todes, über die stille Gemeinsamkeit, in welcher die Leiber ruhen und einst schon so in alter römischer Zeit, in den Katakomben, die Gebeine der heimlich begrabenen Märtyrer ruhten — über den Sarg, den sich der alte Freund seiner Jugend und des ganzen Dorfes selbst gezimmert und in welchem er wie in einem Bett nächtlich schon, gleich manchem Heiligen, geschlafen — er verglich den Tod mit dem Schlummer, mit dessen Erquickung, dessen Träumen, dessen Erwachen. All diese Gedankenreihen folgten sich natürlich, ohne Prunk, mit einfachen Bildern, in jener sich auf Sprüche der Bibel und der Kirchenväter stützenden Redeweise, welche den Zusammenhang des eigenen Ichs, das sich nicht vorzudrängen hat, mit der Lehre und den Beispielen des kirchlich Gebotenen nicht vergißt und allem Abschweifen persönlicher Einfälle durch bestimmt vorgezeichnete Formeln und Gebete ein Ende macht.

Dreimal besprengte er dann den seltsamen Sarg mit Weihwasser, schwang über ihm das Rauchfaß, warf drei Hände voll Erde auf ihn und endete mit den Worten:

Aus der Erde hast du mich gebildet; mit Fleisch hast du mich umkleidet; erwecke mich wieder, mein Erlöser!

Nach dem „Amen!“ war die Handlung vorüber; die Menge zerstreute sich; der von Bonaventura unter den niederhängenden,

weitschattenden Wallnußästen kaum bemerkte Wagen rollte weiter; Lucinde wußte nicht, wie sie unter den Eindrücken, die ihr Inneres bestürmten, in dem Wirthshause des Ortes ankam. Aus Blech geschnitten, hing über der Thür desselben, neben der großen Einfahrt des bescheidenen Hauses, ein Stern —! Das Verlangen nach einem Zimmer war bald befriedigt, der unheimliche Kutscher wurde bezahlt und Lucinde war mit ihren Reiseeffecten, aber auch mit der schweren Aufgabe allein, dem Priester, der sie kannte, aber auch ganz kannte, wie sie war, ja, wie sie sich selbst vielleicht nicht kannte, nach zwei Jahren wieder entgegenzutreten. In dem kleinen Raume dann, hinter dem Fenster mit den zerkritzelten grünblauen Scheiben, in der Umgebung an den Wänden hängender Schildereien, die in Lithographieen und mit Wasserfarben jene überschwenglichen mystischen Anschauungen eines durch alle Himmel ausgebreiteten Rosenkranzes, als einer Weltherrschaft der über der Erdkugel und dem Monde thronenden Mutter Gottes, mit der Sonne selbst als Strahlenkrone, darstellten, lange zu verweilen, wäre ihrem unruhigen Charakter jetzt nicht möglich gewesen.

St.-Wolfgang war ein freundliches, angenehmes, jetzt sogar durch die sich zerstreuende Menge belebtes Dorf. Das war in allen Winkeln und den vor dem Wirthshause zum Stern ausmündenden Gäßchen des Ortes eine Rückkehr zur Freude am Dasein! Doch verwunderte sie diese nicht. Auch diese Eigenschaft ihres neuen Glaubens kannte die Convertitin schon, daß in ihm nach dem Tribut, den man den himmlischen Pflichten gezollt, eine muntere Rückkehr zur Freude am Irdischen gestattet sein sollte.

In einem an das Wirthshaus sich lehnenden Obstgarten mit Bänken und Tischen bemerkte sie schon manche Gruppe, die sich gebildet hatte, um an dem trefflichen Wein der benachbarten

Gegend sich zu erquicken. Auch der Knecht, der erst am andern Morgen zurückkehren zu wollen erklärt hatte, weil er behauptete, sein Gaul hätte sich unterwegs einen Stein eingetreten und bedürfte der Ruhe, stand schon mit angezündeter Pfeife unter den Gästen, zu welchen sich, in leichter, gelüfteter Kleidung, wie wenn er entweder hier wohnte oder doch übernachtete, und gleichfalls mit brennender kurzer Pfeife, der Gensdarm gesellte, der oben am Berge die Passirscheine revidirt hatte.

Die Sonne vergoldete nur noch die Zifferblätter des Kirchthurms und zeigte die Abendstunde, welche bald auch von der Glocke zur Abhaltung der Vespergebete gemeldet wurde. Lucinde hatte gelernt, daß in diesem Augenblicke des Angelusgebetes rings um die Erde, so weit katholische Christen wohnen, gleichsam ein Gürtel von Gebeten walle, welchem sich kein Gläubiger entziehen dürfte. Sie kannte das Angelus sogar in lateinischer Sprache. Doch folgte sie, da sie sich allein wußte, dem Beispiel des zuweilen zu ihr hinaufschielenden Gensdarmen unten, der seinerseits, der Landeskirche angehörend, mit seiner Pfeife ruhig an die Salatbeete hinschritt, die den Obstgarten begrenzten, während die Männer die Häupter neigten. Auch sie betete nicht, sondern ordnete vor dem, in jedenfalls unabsichtlicher Satire, wie vor Jahren in Eibendorf, mit einer kleinen Pfauenfeder geschmückten matten Spiegel ihre Toilette, band die Flechten ihres Haares fester, glättete einen großen, weithängenden Spitzenkragen, unter dessen Fall die zierlichste Taille sich verbarg, legte ihr goldenes Kreuz in passende Ordnung, wählte ein weniger zerknittertes Taschentuch aus dem geöffneten Koffer, entnahm ihm einige gesiegelte Briefe, steckte diese zu sich, setzte den Hut auf und schickte sich zu einem unendlich seligen und doch ebenso wieder schweren, vielleicht tief demüthigenden Gange an.

Beim Pfarrer konnte inzwischen vielleicht auch schon durch

Bonaventura's Vetter und seinen Begleiter Hedemann ihr Kommen angezeigt worden sein; denn die Ceremonie, ihre Toilette, ihr Kampf mit sich selbst hatten lange gedauert.

Das Pfarrhaus lag dicht an der Kirche und dem Gottesacker. Von letzterm trennte es nur ein bescheidener Gemüse- und Obstgarten. Die Grenze, eine Mauer von grünen Hecken, war unverschlossen. Nicht gering war die Neugier, mit welcher Lucinden Jung und Alt betrachtete. Nur eine alte Frau, die im Pfarrgarten Kerbel und Salat zum Nachtessen sammelte, erhob sich von ihrem Bücken nicht. Ihr schienen vielleicht die Besuche elegant gekleideter Frauen bei ihrem Herrn weniger auffallend.

Und doch konnte Lucinde vor Bangen nicht zur Hausthür eintreten. Der Eingang zum Garten stand offen. Ungesehen betrat sie einen Theil desselben, einen gewähltern, wo sich abgeblühter Jasmin und wilde Geisblattbüsche wie zu einem Laubengange einigten. Hier war ein Sitz, wo noch Bücher lagen.

In Bienenstöcken, an denen sie vorüber mußte, schien es still, wenn auch ihrem scharfen Ohr nichts von dem Summen entging, von dem sie belebt waren.

Im wie verstohlenen Vorüberhuschen wagte sie die Bücher anzusehen, die Bonaventura vergessen zu haben schien. Sie schlug sie auf, neugierig auf die jetzige Geistesfährte des innern Lebens dieses ihres — Feindes? War denn wirklich das Bonaventura von Asselyn? Er liebte, *wenn* er liebte, Paula! Er haßte, *wenn* er haßte, vielleicht Lucinden — — Sie fand einen Band von Goethe's Gedichten. Dann eine ältere Liedersammlung: „Trutz-Nachtigall", von jenem edeln alten Dichter Friedrich von Spee, einem Jesuiten. Sie kannte einige der Weisen dieses letztern Sängers, der sich nicht durch seinen geistlichen Stand hatte verhindern lassen, die Sprache der Blumen, der Farben, der Töne und des eigenen Herzens als die gemeinsame Muttersprache aller

erschaffenen Creatur mit den Weltlichen fröhlich mitzureden und unter den Huldigungen, die seine inbrünstige Phantasie der überirdischen Liebe brachte, auch ein gut Theil der Wonnen mitzufühlen, die die irdische gewährt. Ertappt! lag in dem fast listigen Blick, mit welchem Lucinde beide Bücher an sich nahm und, um sich Muth zu fassen, beschloß, sie dem Pfarrer beim ersten Gruß einzuhändigen.

Im Hause vorn, das nur aus Einem, aber einem hochgelegenen Stockwerk und vielen bewohnbaren Dachkammern bestand, kündigte sich in der Küche schon die größte Regsamkeit an. Die eigentliche Führerin des Haushalts war wol die über dem Salatbeete gebückte Matrone. Noch aber stand in der Küche, vom prasselnden Feuer beschienen, ein jüngeres dienendes Wesen und gab, angeredet um den Herrn Pfarrer, aus der Ferne kaum verständliche Antwort; Eierspeisen, um welche es sich bei einem improvisirten Abendimbiß in einem Dorfe allein handeln konnte, gebieten Aufmerksamkeit auf Pfanne und Löffel; das wußte Lucinde wohl von ihren frühern misglückten Versuchen in diesem Fache. Nun folgte sie der eigenen Führung und verließ sich auf ihr Ohr, mit dem sie auch schon durch die Thür zur Rechten Männerstimmen hörte. Lauschen konnte sie nicht, wenn sie auch gewollt hätte, denn im gleichen Augenblick öffnete sich die Thür und Hedemann trat ihr entgegen, mit Schüsseln in der Hand und mit Gedecken. Er half an den Zurüstungen zum Nachtimbiß. Er staunte nicht wenig, als ihm Lucinde alles ohne weiteres aus der Hand nahm und selbst damit in die Küche ging.

Hedemann blieb stehen, hielt die Thür auf und sagte, zugleich bestätigend, daß man eben von ihr gesprochen:

Da ist ja jetzt das Fräulein!

Bonaventura hatte Lucinden, nach der Mittheilung der Frau von Gülpen zu Kocher am Fall, schon in der Frühe erwarten

dürfen. Und wie ein Priester, der nach der Beichte einer noch so großen Sünde dem Sünder begegnen kann als hätte er nicht ein Wort von ihm vernommen, schritt er jetzt hinaus, begrüßte freundlich lächelnd Lucinden in der Küche, beschwichtigte das Erstaunen der alten, aus dem Garten zurückgekehrten Frau und führte sie wie eine unverfängliche, ihm willkommene alte Bekanntschaft mit Wohlwollen an der Hand in das Wohnzimmer zurück. Ihre Hand zitterte in der ruhigen seinen.

Sie wollen zu meinem Onkel! begann er mit dem milden und weichen Tone, den Lucinde eben auf dem Friedhof gehört, dem Tone, den sie aus frühern Zeiten kannte, ja aus Zeiten schon, wo sie ihn selbst noch nicht gesehen; denn so konnte eben auch Serlo sprechen, wenn er auf dem Sopha lag, unbehelligt von seiner Frau und wehmüthig auf die Vergangenheit und Zukunft blickend. Aber diese sanfte Stimme kam hier vom Leben, von der Gesundheit, von einer Zukunft, die eine sichere und verbürgte war. So wissen Sie —? erwiderte sie und schlug die Augen nieder, als wäre sie sich der Glut derselben bewußt. Sie reichte die gefundenen Bücher dar und erzählte ihren Einfall in den Garten. Dann gab sie Briefe ab, die sie von Priestern und Freunden Bonaventura's mitbrachte.

Dieser erbrach die Briefe, las sie und überließ Lucinden den weitern Erkennungen und Ueberraschungen und Verständigungen zwischen ihr und Benno. Ob Bonaventura mit ganzer Theilnahme las? Ob er dies mit dem Gefühl that: Da ist sie denn also wieder, die Abgesandtin des Himmels oder — der Hölle? — — —

Man rüstete das Mahl. Benno plauderte über Armgart, über das Erstaunen derselben, daß sie Lucinden blos aus den Schilderungen ihrer Freundin Paula erkannt und von Angelika Müller, der Lehrerin, die Richtigkeit ihrer Vermuthungen bestätigt erhalten

hatte, über diese Lehrerin selbst, die wenig mehr über Lucinden gewußt zu haben schien, als daß sie einst auf einer Reise sie begleitet hätte — wußte sie mehr, so paßte es schwerlich, für die jungen Mädchen es wieder zu erzählen — über den Doctor Laurenz Püttmeyer, über Hegel's Lehrstuhl, über die metaphysische Drechselbank.

Bonaventura behielt Zeit, sich auch beim Lesen zu sammeln und vielleicht jenes Bildes in seinem Gedächtniß zu gedenken — eines erschreckenden — Seit acht Wochen war er Priester und saß im Beichtstuhl zum ersten male. Es war ein uralter, von Eichenholz kunstvoll gearbeiteter. Ein alter Holzschnitzer hatte die Zierathen dieses Stuhls aus der Geschichte des Sündenfalls genommen. Das Ganze drückte die Versuchung aus und die Erlösung. Adam und Eva standen links und rechts an den beiden Eingängen; der Priester saß wie im Baum der Erkenntniß; rings um ihn her windet sich die Schlange. Ueber ihm erhebt sich die Erlösung, der siegende Christus mit dem Kreuz und jene Maria, von welcher Friedrich von Spee, der Sänger der „Trutz-Nachtigall", erzählt hat, daß sie einst zu ihrem Sohne sprach: „Mußt du so leiden, so bitte den Vater, daß er mich früher hingehen läßt"; aber der Heiland erwiderte: „Zwei haben im Paradiese gesündigt, Adam und Eva! Zwei müssen auch die Marter leiden, ich und du!" Und in diesem Beichtstuhl war es, daß beim ersten Beichthören seines Priesterlebens die erste Stimme, die zu Bonaventura gesprochen, ohne daß er die Beichtende sah, nach dem ersten Anmelden ihn anredete: Ehrwürdiger Priester! Ist es wahr, daß alles in Erfüllung geht, was wir, während ein Priester geweiht wird, von Gott erbitten? Bonaventura, ohne der Stimme zu achten, die er hörte, versenkt in die ihm so heilige Bedeutung des Amtes, Mitwisser fremder Fehle und Mitträger fremder Schuld, Mitträger fremder Reue und Buße zu sein,

hatte erwidert: So Sie um ein ewiges Gut gebeten haben, gewiß; doch würde es Ihnen Gott auch erfüllen in jeder andern Lage, wo Sie in Andacht zu ihm beten! Darauf hatte die Stimme erwidert: Ich bat um ein Unmögliches, die Wiedererweckung eines Todten, oder darf man annehmen, daß der Geist sich auch auf Erden schon unsterblich erneuert und in wechselnden äußern Gestalten doch derselbe bleibt, dieselben Wunder wirkt, dieselbe Liebe entzündet? Bonaventura hatte erwidert: Der Geist, der heilig ist, ist ausgesandt in alle Welt und ist nur einer! Wodurch heiligen wir eine Liebe? hatte die Stimme noch scheuer gefragt; aber deutlicher kannte er die Sprecherin schon, als er das Wort gesprochen: Durch Entsagung! Er hatte diese Stimme schon oft gehört, wenn er die ihm so dringend empfohlene Gräfin Paula besuchte. Er hatte ihr Interesse beobachtet, ihr Erglühen, wenn er nahte, ihre Eifersucht auf Paula. In den Beichtstuhl hatte er sich gesetzt, ausgerüstet auf die schwierigsten Fälle, welche die Moraltheologie für das wichtigste und schwerste Amt des Priesters vorhergesehen, ausgerüstet auf alle Vorkommnisse der Herzenserleichterung, auf Ausreden und Ausweichungen aller Art, auch auf jene Zudringlichkeit der Mittheilung, die eine der lästigsten Erfahrungen gesuchter Seelsorger ist, auf die Plaudersucht, auf die Geheimnißkrämerei, auf ein sich mit der Wollust des Schmerzes selbst Preisgebenwollen und die sich selbst geißelnde Vertraulichkeitssucht, ja auf die Eitelkeit auf die Sünde — er kannte alles, was sich schaudervoll Menschliches im Beichtstuhl zu enthüllen pflegt! — aber daß ein zitternder, ihm bekannter und mit fühlbarem Athem sprechender weiblicher Mund so jetzt ihm, in unverkennbarer Andeutung von einer ihn doch nur selbst betreffenden Liebe und mit einem fast herausfordernden Spott wieder, der ihn erbeben machte, so in dieser Lage reden konnte, das war sogleich die stärkste Prüfung, die ihn nur hatte treffen

können. Lehren Sie mich entsagen! war die Aufforderung Lucindens. Er hatte sie ermahnt zum innern Gebet. Kennen Sie das innere Gebet? Nein! hatte die ermattende Antwort gelautet. Es ist die Sammlung aller Ihrer Gedanken auf Einen Punkt, die Ausmalung Ihrer Betrachtungen, als wären Sie bei dem, was Sie lesen, gegenwärtig! Wählen Sie dazu das Gebet des Herrn im Garten von Gethsemane und nehmen Sie Veranlassung zur steten Wiederkehr Ihrer Betrachtungen bei dieser Stelle, selbst bis zur Vergleichung der Darstellung, wie sie sich bei den verschiedenen vier Evangelisten findet! Setzen Sie diese innern Betrachtungen über diese eine Stelle der Leidensgeschichte so lange fort, bis eine kleine Altarkerze niedergebrannt ist, welche Sie draußen an der Kirchthür kaufen mögen! Dann sprach er sein „Absolvo" und die Gestalt, die er nicht gesehen, war verschwunden. Zur Mehrung aber seiner harten Prüfungen, und doch ihn unendlich beglückend, kniete auf der andern Seite dann, als zweite seiner ersten Beichteroberungen, Paula von Camphausen. Ach, sie hatte, einen ihrer freien Tage nützend, sein erstes Beichtkind sein wollen und Lucinde war ihr zuvorgekommen! Paula klagte sich des Stolzes an auf die Bilder, die ihr zuweilen im „Traume" erschienen. Ich habe verboten, liebe Comtesse, erwiderte er, daß man Ihnen wiedererzählt, was Sie infolge einer krankhaften Verstimmung Ihrer Nerven im Schlafe sprechen! Es geschieht aber doch! erwiderte sie, und ich hör' es auch gar zu gern und es ängstigt mich wieder! Auch hier verließen Bonaventura gleich im Beginn dieser Wirksamkeit alle Vorgänger in der Kunst der Ertheilung geistlicher Rathschläge — seltsam genug nimmt sich die Kirche aus in den Lücken, die ihre reiche Vergangenheit für die reichere Gegenwart offen lassen muß! Was soll sie sagen, wenn nicht die großen Männer der alten Kirchengeschichte, ein Gregor, ein Bernhard von Clairvaux in Dingen, die diese

begreifen konnten, zu ihr sprechen, sondern solche neueste Erlasse der päpstlichen Curie, wo man immer fürchten muß, Galileo Galilei und die Bibel fallen sich wiederum an und ringen im Kampfe! Der Magnetismus als Heilmittel war damals vor der heiligen Pönitentiarie noch Streitfrage; jetzt hat ihn ein Erlaß derselben verworfen. Bonaventura half sich denn auch in seiner Erwiderung an Paula mit der Erinnerung an das Hochgefühl der Märtyrer und sagte, wie einst der arme verbitterte Schauspieler Serlo gesprochen, daß man wohl Freude empfinden dürfe an sich selbst, setzte aber hinzu, nur müsse man über jedes Verdienst die Ehre Gott geben. Um die ihm unendlich werthe junge Freundin von der gefährlichen Sehergabe, deren Ruf schon die ganze Stadt erfüllte, ja die ihn, zum Spott der Neider und Feinde, die er schon besaß, sogar selbst mit dem Bischofshute geschmückt hatte, zu heilen, rieth er ihr an, kein einziges geistliches Werk mehr zu lesen, auch kein einziges Werk der nur den religiösen Sinn exaltirenden barmherzigen Liebe zu üben, sondern weltliche Schriften und weltliche Beschäftigungen — — So hatte er, in wahrhafter Versuchung und wie zwischen „Himmel und Hölle" damals in der Mitte, das wichtigste Werk seines Berufs begonnen, hatte sich selbst darauf eine schwere innere geistliche Strafe für etwa dabei obwaltende eigene Schuld auferlegt — und in diesem Augenblick nun fuhr diese Erinnerung und die an das ganze Jahr überhaupt, das er noch in jener Stadt hatte verleben müssen, wie mit einem einzigen schrillen Septimenaccord durch seine Seele —! Und zwischen alledem klapperten im Nebenzimmer Teller, kam die alte Renate, seine Wirthschafterin, und ließ ihre Gebäcke duften — sie hatte für beiderlei Geschmack gesorgt: Eierkuchen mit und ohne Schnittlauch — wurden die Stühle herangerückt und die Plätze vertheilt und auch schon der Kork einer Weinflasche wurde von Hedemann gezogen. Oft

faßt das Leben das Unscheinbarste in Gold und Silber und die Glanzgeschmeide unsers Innern, wie oft! in — Kupfer und Blei.

Beim ersten Zuspruch zum bescheidenen Mahle erfuhr Lucinde, daß sie also einen Wagen finden würde, der sie morgen früh nach Kocher am Fall, zum Oheim des Pfarrers, bringen sollte. Benno und Hedemann erklärten sie begleiten zu wollen. Benno hatte sich nur bei dem Stabe des Truppentheils, zu dem er gehörte, einige Tage zu stellen; lange Uebungen fanden in diesem Jahre, der Theuerung und einer in der Provinz herrschenden Aufregung wegen, nicht statt. Benno erklärte sich davon um so befriedigter, als er bei einem der ersten Advocaten der Gegend, in der Residenz des Kirchenfürsten der Provinz, arbeitete und seine juristische Laufbahn mit Eifer zu verfolgen schien.

Bonaventura kam auf die ihm von Lucinden mitgebrachten Schreiben zurück und auf deren Verfasser. Entweder nahmen sie seine Aufmerksamkeit wirklich in Anspruch oder sie gaben ihm nur Gelegenheit, sich über die Wiederbegegnung mit Lucinden zu sammeln. Lucinde hatte, noch ehe sie sich zu Tisch gesetzt, schon mit Renaten einen Strauß angebunden über einen Spiegel, von welchem sie mit dem Taschentuch einige Fliegenflecke abwischte. Frau Renate bemerkte diese Einmischung in ihre eigene Lebensaufgabe ohne besonderes Wohlgefallen. Morgen wäre Putztag und das Fräulein brauchte sich nicht zu incommodiren, hieß es. Lucinde replicirte, sie möchte sich beruhigen, ein Spiegel könne in einer Pastorei nur ein wenig beachteter Gegenstand sein. Worauf wiederum Renate: Ei sie möchte doch nicht glauben, daß sie die einzige Dame wäre, die hier schon vorgesprochen! Benno, dessen scharfes Auge das Interesse Lucindens für seinen Cousin bald übersah, flüsterte Renaten das schwerlich von der alten Frau verstandene Wort Mephisto's zu: „Du ahnungsvoller Engel du!“

Man hatte auf den Tisch noch eine kleine Studirlampe gesetzt. Ihr Deckel warf einen dunkeln Schattenring über die Mienen der dem bescheidenen Mahle Zusprechenden. Renate saß nicht darunter, wohl aber Hedemann. Dieser war, wie der Knecht beim Bauer, wie der Edelknappe beim Ritter, Diener und Freund zugleich, ganz im Charakter jenes Landes, das nach Benno's Erzählung im Höhenrauch seinen ewig blauen ionischen Himmel findet. Hedemann durfte ebenso das Wort führen, wie er auch das Brot vorschnitt. Von den Italienern, die durch den Ort hindurch weitergefahren waren, sagte er:

Sie sind aus Frankfurt eigens mit ihren Waaren verschrieben worden!

Hedemann! rief Benno. Mit ihren Waaren! Gegenstände heiliger Verehrung Waaren! Man sieht, wie lange Sie sich im ketzerischen Amerika getummelt haben! Hoffentlich kehren Sie an Porzia's Hand zur Rechtgläubigkeit zurück! Bona, hast du nicht noch eine alte italienische Grammatik übrig? Ich glaube, Hedemann verlegt sich auf Lingua Toscana in Bocca Romana. Porzia Bianchi scheint es ihm angethan zu haben!

Lucinde schürte den Scherz und erbot sich, da Hedemann in Kocher am Fall wohnte, zum förmlichen Unterricht, wenn er wollte.

Hedemann erwiderte seufzend:

Ein Schüler von fünfundvierzig Jahren!

Wer mit fünfundvierzig Jahren noch lieben kann, ist zu allen Dingen gelehrig! erwiderte Lucinde, die ein sittsames Verschleiern und nur leises Berühren zarter Gegenstände nicht in ihrer Art hatte.

Hedemann verweilte in der That mit Antheil bei den Lebensverhältnissen dieser Italiener, bei ihrer leichten Art, das Leben aufzufassen, ihrer Kunst, wo und wie nur irgendmöglich, dem

Leben Gewinn zu entlehnen, und wieder kam er bei der Thatsache an, daß sie eigens wären aufgefordert worden, gerade jetzt ins Land zu wandern und überall die Erzeugnisse ihrer Industrie zu den wohlfeilsten Preisen abzugeben.

Nun ja, sagte Bonaventura, gerade jetzt, wo man wieder beweisen muß, daß es in unserer Kirche eine unsterbliche Ehre ist, die Märtyrerkrone gewonnen zu haben!

Durch eine Ideenverbindung, die nicht ausgesprochen zu werden brauchte, weil jeder sie für sich selbst ergänzte, kam man auf Vorkommnisse des kirchlichen Lebens überhaupt. Hedemann fragte, ob nicht Bonaventura der morgenden, zu Kocher am Fall stattfindenden Besprechung einer großen Anzahl Geistlicher beiwohnen würde?

Bonaventura erwiderte zögernd mit der einfachen Frage:

Bei Beda Hunnius?

Sein Vetter verstand, was er sagen wollte, unterbrach die Angabe der Gründe, warum sich solchen Verschwörungen gegen die Regierung der Pfarrer entzöge, mit den Worten des Tell:

> Doch, was ihr thut, laßt ihn aus eurem Rath!
> Er kann nicht lange prüfen oder wählen;
> Bedürft ihr seiner zur bestimmten That,
> Dann ruft den Tell, es soll an ihm nicht fehlen!

Der parodirende Vortrag dieser Worte erheiterte die gedrückte Stimmung und Bonaventura sagte mit einem Lächeln, das seinen Zügen einen unwiderstehlichen Ausdruck vertrauenerweckender Güte gab:

Hätt' ich gedacht, daß ich heute noch bei Erwähnung der Schweiz lachen würde! Den ganzen Tag über war ich in die Erinnerungen verloren, die sich an unsern alten braven Mevissen knüpfen!

Das bereits gleich nach erster Begrüßung von Benno und

Hedemann berührte Thema wurde aufs neue aufgenommen. Man sah, daß es sich um den Tod eines Mannes handelte, der einer ganzen, weitverzweigten Familie werth gewesen. Da er auch an den Tod Friedrich's von Asselyn, des Vaters Bonaventura's und ersten Gemahls der jetzigen Frau von Wittekind-Neuhof, erinnerte, so konnte sich niemand gedrungen fühlen, bei dem Gegenstande allzu lange zu verweilen. Nur Lucinde — diese hatte schon seit lange das System, keine Wunde zu schonen, keinen Schmerz zu umgehen, alles gerade so zu nehmen, wie es ist. So sprach sie auch hier, ohne die geringste Besorgniß, ihre Umgebungen zu verwunden oder aufzuregen:

Ich höre ja auch, daß dieser Mann in einem Sarge begraben ist, den er sich selbst gezimmert hat?

Ja, sagte Bonaventura, er fing diese Arbeit an nach einer Predigt, die ich am letzten Allerseelentage hielt. „Wir leben den Tod!" — diesen Spruch eines Weisen behandelte ich und ich mag es wol in zu lebhaften Bildern gethan haben. Unser ganzes Dasein verwandelte meine oft leider noch recht schulmäßige Rhetorik in ein großes Leichentuch. Die Sterne waren die silbernen Verzierungen desselben, der Mond die Krone auf dem Grabe, ja alle Blumen, selbst die Rosen und Lilien, verwandelten sich in Palmenzweige und Todtenkränze. Von da an traf ich ihn in seinem Höfchen beim Hobeln von Bretern und wie ich ihn einmal über den Zaun fragte, was es da geben sollte, war's erst ein Bett; am Tage darauf sah ich, daß es ein Sarg wurde. Nun mußte man ihn in seiner Grille gehen lassen. Das Alter läßt sich nicht mehr viel von seinen Vorsätzen ausreden, am wenigsten den offenen Ausdruck seines Kummers.

Unwillkürlich mußte Lucinde bei diesen Worten ihres Pavillons in Schloß Neuhof gedenken und der alten Stammers, bei denen sie gewohnt hatte. Auch Hedemann nickte Beifall. Benno

aber wandte sich zu Letzterm, nach dessen Aeltern zu fragen — den Aeltern eines Fünfundvierzigjährigen —

Um die aus ihr unbekannten Ursachen, nach wenig ausweichenden Worten entstehende drückende Stimmung freier zu machen, erwähnte Lucinde das im Weißen Roß vernommene Gerücht von Schätzen, die wol gar der alte Mevissen könnte mit sich genommen haben. Dafür erntete sie aber eine strafende Erwiderung der gerade im Abräumen begriffenen Renate. Ei was, sagte diese, wer spricht denn solche Lästerungen nach? Schätze mit ins Grab nehmen! Wer nur das gottlose Gerücht aufgebracht hat! Sein ganzer Schatz ist sein gutes Herz gewesen! Mit dem ruht er in Gottes Schoos und Schutz. Und wenn man in den Wirthshäusern anders spricht, so sollt' es wenigstens hier bei einem geweihten Priester nicht wiederholt werden und über einen solchen Schimpf so still bleiben wie drüben — im Grabe!

Mit der peinlichen Stille, die auf diese entrüsteten Worte Renatens, die gleichfalls eine alte Dienerin des Hauses Asselyn gewesen wie der Verstorbene, folgte und von Bonaventura eben unterbrochen werden sollte, um der so mit Recht abgetrumpften Lucinde eine Genugthuung wenigstens des Anstandes zu geben, stand in fast gespenstischem Widerspruch ein Klopfen, das plötzlich vernommen wurde.

Frau Renate, die am ehesten gegen die Voraussetzung einer unheimlichen Thatsache hätte gerüstet sein sollen, ließ vor Schreck einen ihrer Teller ausgleiten. Hedemann und Benno waren schon aufgestanden. Sie gingen ans Fenster, wo sich das Pochen erneuert hatte.

4.

Der an das Fenster Pochende war aus dem Stern der Gensdarm. Der Wachtmeister! hieß es schon beruhigter. Der ganze kleine Kreis kannte ihn. Was bringen Sie uns, Herr Grützmacher? fragte Bonaventura, während man schon die Hausthür öffnete.

Der eintretende Gensdarmeriewachtmeister Grützmacher bildete in seiner wohlgenährten, breitschulterigen Gestalt, seinem blondgrauen Knebelbart, seinem glänzend gebräunten Antlitz, seinem klirrenden Sarras und dem Helm zu dem stillen Abendimbiß eines katholischen Priesters einen schroffen Gegensatz. Daß Herr Grützmacher sich auf einem Standpunkte wußte, der selbst bei gering nachhaltender Kraft seiner Katechismuserinnerungen, bei etwas gründlich vergessener Geometrie aus der von ihm weiland, als er noch bei der Artillerie stand, besuchten Compagnieschule, bei einem dunkeln Gefühl verklungener Sagen über die Lehre von den Brüchen benannter und unbenannter Zahlen dennoch unendlich erhaben sein mußte über die Sphäre, in welche er Schlag neun Uhr Abends in irgendeiner wichtigen Function eintrat, lag auf der Hand. War doch allen denen, die z. B. auch zu Kocher am Fall auf dem Amthause wie einst die ghibellinischen Landsknechte in Italien unter den conspirirenden Welfen saßen, ein gewisser Zug des Antlitzes gemeinsam, den man den einer stereo-

typ gewordenen Ironie nennen darf. Dieser Zug, der dem Gefühl der Toleranz gegen ein absolut sich Ueberlebthabendes entsprach, milderte sich hier und dort, schattirte sich, ja mischte sich z. B. bei dem Chef des Herrn Grützmacher, bei dem Gensdarmeriemajor Schulzendorf, der die Tafel des Dechanten zu St.-Zeno mit einer außerordentlich feinen Zunge zu würdigen verstand, sogar mit einer Ergebenheit, die bis zu einer offenbaren Unterwürfigkeit gegen allerlei Römisches ging. Denn wiederum ist es eine ganz eigenthümlich bestätigte Thatsache, daß jener aufgeklärte blonde, urewig beamtische Menschenschlag zwischen Elbe und Oder auf fremdem Boden seine Kraft nicht immer mit besonderm Geschick zu behaupten versteht. Im Glück leicht übermüthig, in Schwierigkeiten vor dem Uebermaß entweder des Muthes oder der Einsicht nicht selten unentschlossen bis zum Zaghaften oder klug bis zum Ueberklugen, läßt sich diese angeborene, alles wissende und alles könnende Art oft von dem Fremdartigen imponiren, ja hat bei aller Hitze des Anlaufs und aller Sicherheit des steten Gutsagens für sich selbst oft schon in ältern und neuern Zeiten bedenklich den Kopf verloren.

Aber Grützmacher gehörte nicht zu diesem überläuferischen Geschlecht. Ihm war es nicht so ergangen wie hier manchem schon, der aus dem Lande des absolut Blonden kam, in größerm oder kleinerm Umfange diese Länder, die mit Rom noch etwas enger verwachsen sind als nur durch die Gipsfiguren Napoleone Bianchi's, regieren sollte und die Festigkeit des Willens allmählich verlor, indem er seine rauhe Art an dem schönsten aller Ströme, an den sanftesten Thälern, an den fröhlichsten Menschen, an Burgen und Rebengeländen, und vor allem an dem hochheiligen „Chrisam“, zu dem alle Menschen geschworen haben, selbst die Türken und die Heiden, der Blume des köstlichsten Weines, abmilderte. Aus vielen Gründen sollte ja gerade jetzt dem unverbesserlichen Geiste

dieser Provinzen nicht geschmeichelt werden, sollte keine Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der Behörden ungerügt bleiben. Der Wachtmeister von Kocher am Fall, ohnehin ein geborener Jüterbogker, aus dem Lande, wo Tezel einst seinen Ablaßhandel so empfindlich abgebrochen bekam, hielt unter allen römischen Verführungen einen festen protestantischen Widerstand, obgleich er nur „auskommen" mußte mit monatlich 20 Thalern Löhnung, etwas Montirungsgeld und einem jährlich durch 80 Thaler „gutgethanen", d. h. von ihm selbst zu stellenden Pferde. Sich umsehend und die für einen ehelos lebenden Geistlichen immerhin anmuthig gemischte Gesellschaft mit jüterbogker Anti-Ablaßironie würdigend, sagte er, es fiele ihm doch sehr auf, daß im Wirthshause die Leute beisammen säßen und von dem Begräbniß des alten Mevissen in einer Weise munkelten — Ob er denn hier laut sprechen dürfte? unterbrach er sich selbst.

Herr Wachtmeister! sagte der Geistliche, Sie brauchen hier auf niemand Rücksicht zu nehmen —

Herr Grützmacher wiederholte nun die Vermuthung, die bereits am Fuße der Maximinuskapelle Lucinde ausgesprochen. Dieselbe Vermuthung war entweder durch den Knecht aus dem Weißen Roß hierher verpflanzt worden oder sie war aus den Köpfen der Bewohner von St.-Wolfgang von selbst entstanden. Ist es mit dem Sarge, schloß Grützmacher, nicht richtig, Herr Pfarrer, na, so erleben wir die Nacht Unrath!

Wie so? Was erleben wir? fragte Bonaventura.

Na! Na! lautete des Wachtmeisters vieldeutige Antwort.

Sie glauben, daß der Sarg erbrochen wird? hieß es allgemein.

Na natürlich! war die Antwort der jüterbogker Logik. Und es würde schade „sind", fuhr Grützmacher, sich den Knebelbart streichend, fort, wenn man „det olle Männiken" da unten in seiner ewigen Ruhe stören wollte!

Gewiß! sagte Bonaventura ernst, bestritt aber sowol die Annahme, daß der alte Diener seines Vaters mehr besessen hätte, als was ihm von den Seinigen zufloß, wie auch die Möglichkeit einer Entweihung des Friedhofes von irgendwem in seiner Gemeinde.

Hören Sie mal, Herr Pfarrer, bestritt Grützmacher mit größerer Entschiedenheit, det olle Männiken soll ja manchmal was aus Italien 'rausgekriegt haben! Der Wirth vom Stern als Posthalter thut auch so und druckst, als wenn er manchmal gar von Papstens — bitte um Entschuldigung, Herr Pfarrer — eine Anweisung auf hundert Zechinen, heißt es ja wol in Rinaldo Rinaldini, gekriegt hat ...

Und was wünschen Sie denn nun, Herr Wachtmeister? fragte der Pfarrer, wider Willen lächelnd.

Eine förmliche Räubergeschichte! flüsterte Lucinde und Benno fiel ironisch und mit einem Blick auf den Pfarrer ein:

Was kann er wünschen, als Kant's „Kritik der reinen Vernunft“!

Der Wachtmeister betrachtete beide Sprecher von oben bis unten. Lucinde, die jetzt in dem Wachtmeister einen alten Bekannten von Schloß Neuhof zu erkennen glaubte, beugte sich ins Dunkel nieder. Aber Benno betrachtend, musterte der Wachtmeister das militärische Kleid desselben und sagte nicht ohne Schärfe:

Herr Musketier! Wie meinen Sie dieses?

Herr Wachtmeister! erwiderte Benno einlenkend und sich besinnend, daß er, wenn er zehnmal auch den Justinian studirt haben mochte, hier als Gemeiner einem Manne gegenübersaß, der ein silbernes Porteépée trug. Er griff wie zum Salutiren an die Stirn ... Ich meine, sagte er, Sie wünschen sowol den klaren Beweis, daß die Leute sich geirrt haben, wie die Vorbeugung eines polizeilichen Frevels! Sie beantragen einfach die Ausgrabung der Leiche!

Nimmermehr! rief Bonaventura mit gerötheter Wange. Der Greis ist in allen Formen der Kirche und mit Ehren in die Grube gefahren! Er hatte den Sarg sich selbst gezimmert; er hat darin aus einer Grille, die in seiner Frömmigkeit ihren Grund hatte, geschlafen. Als er verblichen, nahmen freundliche Hände — Da! Ich brauche nur auf Frau Renate zu zeigen! — ihn von seinem gewohnten Lager, ordneten die Polsterung — alle senkten wir ihn in die Grube mit dem Segen und den Weihen der Kirche. Wie kann ich jetzt um eines thörichten Wirthshausgeredes willen einen heiligen Vorgang gleichsam wieder rückgängig machen wollen!

Na! Na! Na! Na! beschwichtigte Grützmacher gutmüthig den Eifer des Geistlichen und die allzu düstere Auffassung.

Warten Sie es doch ab! vermittelte Hedemann.

Abwarten, Hedemann? Die Polizei soll vorbeugen! sagte Grützmacher zu Hedemann und sprach dies fast vertraulich. Dann aber, um den Pfarrer nicht zu erzürnen und sich selbst beherrschend, fuhr er fort: Herr Pfarrer, überlegen Sie sich's, was da am Ende denn doch wol das Beste sein wird! Entweder Sie buddeln den ollen Jungen selber 'raus oder es thun's hernach die andern. Und geschieht dieses letztere, na dann, dann sehen Sie, krieg' ich wieder 'ne Nase — so lang, wie neulich von wegen Mittwoch nach Jubilate!

Sie sind ein vortrefflicher Staatsdiener, Herr Wachtmeister! sagte Benno.

Ja, Herr Musketier, erwiderte der Wachtmeister, vorläufig noch dieser Ironie nicht achtend, sagen Sie lieber, ich habe blos Nachsicht mit dem Herrn Pfarrer, weil der früher selbst 'mal doppeltes Tuch getragen hat als Lieutenant!

Fähnrich! Fähnrich! verbesserte Bonaventura. Weiter bracht' ich es nicht, Wachtmeister! Jetzt bin ich noch immer Fähnrich! Ich trage die Fahne meiner Kirche!

Den scherzhaften Ton der Erwiderung festhaltend, trat Grützmacher dem Pfarrer näher, klopfte ihm auf die Schulter und sagte wie in intimster Vertraulichkeit:

Lassen Sie ihn ausbuddeln! Was?

Nein, lieber Wachtmeister!

Ich bekomme eine Nase wie von wegen Jubilate —

Ich theile sie dann ...

Sie haben gut theilen! Ihnen gibt der Heilige Vater in Rom Zulage! Je mehr Sie von uns Nasen kriegen, desto schöner stehen Sie auf dem seiner Conduitenliste! Aber unsereins! Fünf lebendige Kinder! Eine kränkliche Frau! Zwei hintereinander gefallene Pferde! Das bringt einen Gensdarmen Matthäi am letzten! Buddeln Sie ihn aus!

Wachtmeister! Sie hätten ruhig den Vorfall von Mittwoch nach Jubilate melden sollen! sagte Bonaventura.

Ne, Herr Pfarrer! Wozu ewig die Stänkereien!

Man hätte dann doch oben gesehen, wie die Leute es aufnehmen, wenn wir Feiertage bekommen, die gar nicht in unserm Kalender stehen!

Also danken Sie mir's nicht einmal? Machen Rebellion und ich zeige Sie nicht an, Herr von Asselyn! Sie wissen, wie gut wir in Kocher standen, als Sie bei uns noch Kaplan waren! Neulich sagte noch Frau Ley — lieber Gott, das arme Twall *) wird nicht mehr lange machen! — sie sagte, als die Rede davon war, daß sie schon ein Dutzend mal gethan hat als wenn sie sterben wollte: Ich wache auch nur darum immer wieder uf, weil mir's ist als müßt' ich die letzte Zehrung (so heißt's ja wol?) von dem Herrn von Asselyn, d. h. junior bekommen! Senior — na dem wünsch' ich's nicht, daß Mutter Ley sich in der Nacht

*) Märkisches Mitleidswort für „armes Ding".

empfiehlt oder gar Morgens, wo die Federn noch so hübsch warm sind!

Ihre freundliche Gesinnung thut mir und uns allen sehr wohl, lieber Herr Wachtmeister! sagte der Pfarrer und gab Grützmacher'n die Hand. Aber melden Sie nur ruhig meine Fehler! Es ist trostlos genug, daß alle Schwächen, alle Gebrechen, die bei den Geistlichen von sieben Millionen Katholiken, da wir alle Menschen sind, nicht ausbleiben können, an den Centralsitz eines andersgläubigen Regiments gemeldet und dort in den Archiven aufbewahrt werden zum Amüsement Ihrer Consistorialräthe! Können wir etwas dafür, daß die Leute jeden Mittwoch nach Jubilate an den Kirchthüren stehen und lärmen und sich weigern dem Rufe der Glocken zu folgen und Drohungen ausstoßen, die ich diesmal erst beschwichtigte, als ich im Ornat unter sie trat und ihnen sagte: Ein Hochamt ist zu jeder Zeit dem Herrn genehm und wir werden unsere Knie dann gewiß beugen, wenn wir Gott um eine gute Ernte und um die Abwendung von Unwetter und Hagel bitten wollen!

Da aber kam, fuhr Grützmacher fort, gerade mein Kamerad Müller von Stockhofen drüben und hörte, wie geschrien und gelärmt wurde und wie sie riefen, daß die richtige Hagelschadenmesse erst in ein paar Wochen stattfände und wie sie sich von Ketzern keine Feiertage vorschreiben lassen wollten! Ich ritt gerade auf Inspection durch, bekomm's von Müller'n brühwarm, soll's pläng carrière Landrath'n anzeigen und hab's — ach, Herr Je! — nicht gethan! Wie gesagt, die Nase war so lang! Und deshalb — buddeln Sie den Alten heute lieber noch als morgen 'raus! Thun Sie mir's zu Liebe!

Bonaventura bot Grützmacher'n wiederholt die Hand, dann auch ein Glas Wein, blieb aber bei seiner Weigerung.

Grützmacher hatte schon lange Lucinden fixirt. Und noch

mehr, als diese mit einer fast herausfordernden Miene sagte: Was ist denn aber das? Ein neuer Feiertag?

Benno erklärte:

Ja, es ist merkwürdig mit unserm allergnädigsten König und Herrn! Gewiß ein ganz vortrefflicher Monarch und man muß ihm nachsagen, daß er für sein tragisches Schicksal von 1806 bis 1813 die gegenwärtige Heilige-Allianz-Ruhe verdient hat! Aber wenn er sie doch nur mit seinem herrlichen Kriegsheer, seinen schönen Bauten und seinem vortrefflichen Theater allein genießen wollte! Metternich sorgt ja für Schlummer in der ganzen Welt! Was muß unsern König nun ewig der Geist Gottes drängen, wie ein byzantinischer Kaiser den Theologen zu machen! Daß er in seinem ehrenwerthen Glauben die Gegensätze, die dreihundert Jahre alt sind, beim Läuten der Reformationsglocken 1817 versöhnt zu haben meinte und auch einige versöhnte, ist an sich ganz brav von ihm; nun aber glaubt er, wenn man nur schön gebunden die neue Agende auf die Altäre legt, so wäre sie auch deshalb ins Leben getreten und überall eine Wahrheit geworden! Meinetwegen drüben! Hüben aber? Ausgleichungen auch mit uns? Sein Gemüth gefällt sich in dem Gedanken, neue Festtage zu erfinden, die in seinen sämmtlichen Staaten mit derselben Gesinnung zu gleicher Zeit gefeiert werden, z. B. einen Buß- oder Bettag. In seiner ganzen Monarchie soll nun zu einer einzigen gewissen Stunde, wie bei uns das Angelus gebetet wird bei Sonnenuntergang, so in allen seinen Staaten Kirche sein, sowol in den Garnisonskirchen bei den Feld- und Divisionspredigern wie in unsern alten Domen und neuen Kapellen. Schmuggeln sie uns durch einfachen Regierungserlaß einen Hagelschadenfeiertag in unser Kirchenjahr, nur damit der liebe sentimentale Herr in seinem Schloßgarten spazieren gehen und sagen kann: Heute zieht die ganze Natur und alle Mensch-

heit in meinen Landen ihren alten Winterrock aus und legt sich äußerlich und innerlich neue Sommerbeinkleider an! Und nach zehn Jahren werden wir weiter kommen, glaubt er, und nach wieder zehn Jahren noch weiter und wenn alles gut geht, geben hier die Consistorialräthe ein bischen nach und der Papst gibt ein bischen nach und die schönen Unionstage, die einst Leibniz in Charlottenburg geträumt hat, gehen in Erfüllung!

Hören Sie mal, Herr Freiwilliger! Herr Freiwilliger! drohte Grützmacher mit künstlicher Entrüstung, indem er von seinem Portefeuille aufblickte, wo er in Papieren blätterte und mit scharfem Blick wiederholt auf Lucinden gesehen hatte, diese musternd. Das ist ja gerade als wenn man so einen langhaarigen Demagogen reden hörte von Anno Köpenick, Herr von Asselyn!

Das Gemüth regiert die Welt nicht! warf Lucinde voll lebendigsten Antheils ein.

Drei Monarchen stiften eine Heilige Allianz! fuhr Benno fort. Schon ihre Minister standen damals hinter ihnen und putzten sich, während jene Thränen vergossen, blos — die Nase!

Grützmacher opponirte nicht länger. Er war die gutmüthigste Seele von der Welt und ohnehin zerstreut durch einige Notizen seines Portefeuilles. Endlich erschreckte er Lucinden nicht wenig, als er sie anredete:

Na, Fräulein Schwarz! Jetzt haben Sie doch wol endlich Ruhe vor uns von wegen dem Paß dazumal, den ich Ihnen, ich glaube schon vor sechs Jahren, bei Witoborn immer vergebens abverlangte! Wissen Sie denn noch, auf Schloß Neuhof! Na, was macht denn die Excellenz der Herr Kronsyndikus? Und mein oller Landrath, der „schöne Enckefuß“! Gerade vor der dustern Geschichte dazumal mit dem Deichgrafen bin ich hierher versetzt geworden! Meine Nachfolger sollen keine Seide dabei gesponnen haben, daß sie nichts merken wollten, wer den dicken Mann, den Theilungs-

commissarius dazumal, freilich auf Nachbargebiet, todtgeschlagen hat! Einer von meinen Collegen, der ritt so lange um den Düsternbrook und Schloß Neuhof herum, bis er sich den Hals dabei gebrochen hatte — wirklich den Hals — das kommt davon, wenn der Gensdarm immer blos geradeaus sieht, während sein vernünftigerer Gaul auch einmal links und rechts in die Büsche will. Der andere war noch zu grün und fand sich erst ins Geschäft, als es schon mit der rechten Spur nach dem rechten Hirschfänger zu spät war. Jetzt ist der alte Freiherr von Wittekind ganz so verdreht und dummelig geworden wie dazumal sein Herr Sohn, der — ja so, bitte um Entschuldigung, Herr Pfarrer von Asselyn! Sie sind ja auch —

Erst jetzt besann sich Grützmacher auf die Verwandtschaft des Pfarrers mit dem Freiherrn von Wittekind-Neuhof. Bonaventura war des Kronsyndikus Stiefenkel. Das Wiedersehen der jungen schönen Dame, fuhr der Wachtmeister mit ironischem Nachdruck fort, hätte ihm diese Erinnerungen zurückgerufen. Er hoffe sie aber bald in Kocher am Fall zu begrüßen, wohin sie ja, wie er gehört, als Nichte der Frau von Gülpen reise und um ihren Paß woll' er sie diesmal gar nicht quälen! Er wäre vollkommen über sie „ins Klare" —

Bonaventura, Benno und Hedemann richteten während aller dieser Reden überrascht ihre Augen fast zu gleicher Zeit auf Lucinden. Sich auf diese unerwartete Art im Zusammenhang mit Vorgängen genannt zu hören, die sie um vieler Gründe willen hier von sich fern zu halten wünschen mußte, durfte sie nicht wenig erschrecken. Selbst Bonaventura erfuhr zum ersten mal diese Beziehungen und fragte erstaunt:

Schon vor sechs Jahren kannten Sie Schloß Neuhof und waren somit schon damals in der Nähe der Gräfin Paula?

Sich sammelnd erwiderte sie:

Die Erinnerungen des Herrn Wachtmeisters treffen theilweise

zu! Nur die Ehre, mich eine Nichte der Frau von Gülpen nennen zu dürfen —

Die werden Sie doch wahrlich nicht ablehnen? unterbrach sie Benno mit Entschiedenheit. Ihre Tante sollte das hören!

Diese Worte wurden so fest, so bestimmt gesprochen und von Benno mit einem so ausdrucksvollen Blick begleitet, daß Lucinde verstummte und ihn nur fragend und erstaunt ansah. Grützmacher schloß sein Portefeuille und nahm wieder die lächelnde Miene jener aufgeklärten Ueberlegenheit an, die gewissermaßen hier als landesüblicher Regierungsausdruck gelten konnte und geradezu so viel sagte als: Wir dulden euch und die wunderlichen Schwächen eurer Kirche und thun es, weil ihr ja eben nicht für euer Unglück könnt!

Da auch Hedemann, der erst den lebhaftesten Antheil verrathen hatte, jetzt an die dunkeln Fenster getreten war und an die Scheiben trommelte, stand Grützmacher gewissermaßen als Sieger über allen. Meine Meldung, sagte er denn auch vollkommen befriedigt, meine Meldung ist Ihnen zu rasch gekommen, Herr Pfarrer! Beschlafen Sie's noch! Morgen reden wir weiter darüber! Ich wünsche ja selbst, daß die Leute Vernunft annehmen! Ich will noch 'mal ins Wirthshaus gehen und sagen, was Sie über den Sarg des alten Mannes denken! Vielleicht nehmen die Menschen auf Ihr Wort Raison an, Herr Pfarrer! Also, gute Nacht denn allerseits! Gute Nacht, Hedemann! warf er noch hintennach hinein, und wie zum Zeichen einer besondern Vertraulichkeit mit einem ihm gewissermaßen Gleichgestellten.

Renate leuchtete und fragte ihn draußen jedenfalls um Näheres über „die Nichte der Frau von Gülpen".

Als sein Säbel- und Sporenschritt verklungen waren, hörte man nur, daß Renate von außen die Fensterladen anlegte. Hedemann schloß sie von innen.

Die drückende Schwüle, die in dem kleinen Zimmer so in der Luft wie geistig herrschte, veranlaßte Benno zu dem Ausruf:

Ich stecke mir eine Cigarre an und wache die Nacht über auf dem Grabe!

Daß wir so thöricht wären! sagte Bonaventura. Daß wir durch unser Beispiel einen solchen Glauben bestärkten!

Dennoch traten sie alle hinaus in den Hof und dann in den Garten, von wo aus man zum Friedhof gelangen konnte. Die Spätsommernacht war mild und geheimnißvoll. Ringsumher war es still geworden; irgendein schlafgestörtes Kind nur machte ein Nachbarhaus lebendig oder von den Bergen her ächzte der Hemmschuh eines verspäteten Fuhrwerks. Im Bienenhause schlief's wie in den Gebüschen ringsum; nur die kleine Welt der auf Raub gehenden Insekten huschte vor den Fußtritten der Vorübergehenden scheu am Boden hin.

Auf dem Friedhofe lagen die Gräber mit ihren überdachten weißen und schwarzen, von welkgewordenen Blumen geschmückten Kreuzen und vergoldeten Glorienstrahlen schweigsam und feierlich. Seitab der im ersten Aufwurf begriffene neue Hügel, bewacht nur vom flimmernden Sternenheer, dem wir die Todten so nahe gerückt glauben. Bonaventura, Benno, Hedemann, Lucinde fanden alles, wie sich erwarten ließ, ungestört. Die Eingangspforte war geschlossen. Ihre Empfindungen mußten die verschiedenartigsten sein; nur darin einigten sich alle, daß diese stille Welt um sie her sicher für immer mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Unter diesen Schläfern sollte noch einer etwas vergessen oder mitgenommen haben, was zu den Sorgen und Mühen dieser Erde gehörte? Bonaventura sagte:

Im ersten Augenblick der sich nahenden Todesgewalt mag die Verzweiflung, daß man noch mit dem Leben so tausendfach sich

verwickelt weiß, mit äußerster Anstrengung gegen den kalten Engel ringen, der uns dem Dasein entreißen will; hat er aber einmal die gewaltige Rechte um uns geschlungen und fühlen wir, daß wir keinen Widerstand mehr leisten können, so erscheint uns gewiß jeder Besitz und jedes Entbehren gering! Der alte Mevissen erwartete schon seit sechs Wochen mit Bestimmtheit seinen Heimgang!

Die feierliche Stimmung gab Lucinden Zeit, sich in Benno's Worte zu finden, daß sie eine Nichte der Frau von Gülpen wäre. Sie war erfahren genug, bald einzusehen, daß damit nur ein Deckmantel gemeint sein konnte, unter welchem sie unter dem Dache eines Geistlichen wohnen durfte. Sie hielt jetzt diese Angelegenheit keiner Frage mehr werth. Hätten wir die Gräfin Paula bei uns! sagte sie, als sie sich von dem Grabe entfernten und Bonaventura Benno's Vorhaben, die Nacht über wirklich das Grab zu hüten, entschieden ablehnte.

Warum? hieß es.

Dann säße der alte Mevissen vielleicht leibhaftig auf dem Hügel dort und man könnte ihn fragen, ob er denn wirklich in seinem Stroh noch soviel Geld versteckt hätte!

Die ekstatischen Zustände der Gräfin Paula waren bekannt genug und auch Bonaventura bestätigte die Fähigkeit derselben, über Gräbern Schatten zu sehen, die andere Augen nicht sähen. Dabei überraschte den Pfarrer keineswegs die Möglichkeit, daß Lucinde nach allem Vorangegangenen so kurzweg den verhängnißvollen Namen aussprechen und, wie wenn nichts mit ihm wäre, ihn ins Gespräch ziehen konnte. Er wußte, wie weit Lucindens Verstellungskunst ging. Er war auch nach Empfang der überraschenden Anzeige aus der Dechanei zu Kocher am Fall in der That wieder auf alles von ihr gerüstet. Wissen Sie nicht, wie es der Gräfin geht? fragte er Lucinden, als man sich nach

einigem Staunen über eine so weit gehende Sehergabe der Gräfin in der Annahme einer Täuschung und der Unmöglichkeit, überhaupt Geister in sichtbarer Gestalt anzunehmen, bald geeinigt hatte.

Stehen denn Sie in keiner Verbindung mit ihr? fragte Lucinde erstaunt und mit schneidender Schärfe.

Wie sollte ich? erwiderte Bonaventura gelassen. Seit zwei Jahren erfuhr ich von ihr nichts mehr! fuhr er fort. Sie wird auf Westerhof wohnen und sich vorbereiten, die Gattin des Grafen Hugo von Salem-Camphausen zu werden!

Alle schwiegen wie zur Bestätigung.

Lucinde entgegnete:

Also eine Altarkerze im Dome der Heiligen, eine Rose von Jericho will dem Glauben ihrer Väter verloren gehen! Der kalte Luftzug des Verstandes, der Frost des Zweifels soll sie tödten! Ich hörte, daß man doch alles aufbietet, diese Verbindung mit einem Lutheraner unmöglich zu machen!

Bonaventura verharrte im Schweigen und blickte fragend auf Hedemann, der soeben von jener östlichen gemeinsamen Heimat herübergekommen war. Auch Benno verstand diesen Blick und antwortete statt des achselzuckenden Hedemann:

Aus dem bringt niemand etwas heraus! Die Mühle, die er sich in Witoborn gekauft hat, muß ihn taub gemacht haben für alles, was uns sonst von dort hätte interessiren müssen! Er war nicht auf Schloß Neuhof, womit er jetzt vielleicht dem Fräulein gedient haben würde, er war vielleicht nicht einmal in Westerhof, nicht im Kloster Himmelpfort, nicht im Stift Heiligenkreuz — nirgends! So verschlossen ist er wie die Offenbarung Johannis, in der er sich, glaub' ich, in Amerika verlesen hat!

Hedemann legte hie und da einen herabgefallenen welken Kranz auf eines der Kreuze, lächelte und sagte mit gelassener Ruhe:

Wie hätt' ich nicht Westerhof besuchen sollen, nach den Erfahrungen und Aufträgen meines Obersten!

Je schlagender diese Antwort schien und je genügender sie die beiden Asselyns aufklärte, desto unsicherer und dunkler tastete Lucindens aufgeregte Combination. Wer war dieser Oberst? Welche Erfahrungen desselben hätten Hedemann, der nun wieder plötzlich ein Müller wurde, von dem Schlosse Westerhof entfernt halten können?

Sie kennen Schloß Neuhof, Fräulein, sagte Benno, und wissen von dem Interesse, welches das ganze Land an den Vorgängen in der Camphausen'schen Familie nimmt?

Lucinde kannte auf Schloß Neuhof jeden Winkel im Schlosse, im Park jeden Baum, auf dem Plateau, das zum Düsternbrook führte, die Stelle, wo Klingsohr einst zwei Blütenzweige in die Erde gesenkt hatte, die freilich vom nächsten Sturm schon verweht worden, sie war auch eines Tages zum Fronleichnamsfest in Witoborn gewesen und hatte dort eine Mühle gesehen, welche die reißende Witobach mit einer Gewalt trieb, daß man allerdings an ihr taub werden konnte; aber von den Dingen, die um sie her lebten, hatte sie nichts als dasjenige durchschaut, was mit dem Cultus ihrer eigenen Person zusammenhing. Was ich von den Verhältnissen Paula's weiß, sagte sie, kenne ich nur aus den Tagen her, wo sie meiner Pflege anvertraut war. Die Zeit, wo ich auf Schloß Neuhof war und die Wißbegierde der Gensdarmen durch meinen Paß nicht befriedigen konnte, war kurz und gehört meiner frühern Jugend an! Ein Eingehen auf den Tod des Deichgrafen und die dunkle Gestalt des Kronsyndikus schien in diesem Kreise vermieden zu werden. Man verblieb bei den nachbarlichen Beziehungen.

Benno schilderte als nicht gering die Gefahr, die sich der engern Heimat aus dem Uebergange der reichen Besitzthümer

der Linie Dorste-Camphausen in die Linie Salem-Camphausen ergeben würde. Der Kirchenfürst unserer Provinz selbst, sagte er, nimmt den lebhaftesten Antheil an einer Entscheidung, für welche sogar mein gewiegter Principal, der Procurator Dominicus Rück, keine andere Hülfe hat als die des Aufschubs. Die Gräfin ist achtzehn Jahre. Sie hat noch zwei Jahre Zeit, sich zu erklären, ob sie vielleicht den geistlichen Stand wählt oder, mit Entsagung ihrer großen Besitzthümer, irgendeine andere Wahl trifft. Auf alle Fälle gehen mit dem Aussterben der männlichen Erben die Güter dieser ältern Linie an jene jüngere über, die in den Zeiten der Wiedertäufer den alten Glauben abschwur, dann nach Ungarn auswanderte und seither nicht wie die andere Linie, die ihrem Beispiel gefolgt war, wieder zur Kirche zurückgekehrt ist.

Bonaventura, der alle diese Erinnerungen und Beziehungen seit einigen Jahren nicht mehr genährt und gepflegt hatte, durfte Benno nach Paula's jetziger Leitung und Führung fragen.

Dieser fuhr fort:

Der Kronsyndikus von Wittekind, den Sie nach seinem schlimmen Rufe zu kennen scheinen, Fräulein, hat die Vormundschaft vor zwei Jahren nur formell antreten können; sie war einmal vom Grafen Joseph, dem letzten der Dorste-Camphausen, ehrenhalber, so für seinen Schwager bestimmt und konnte, ohne diesen, zumal bei den Ihnen gewiß bekannten Gerüchten über den Tod des Deichgrafen Klingsohr, vor aller Welt zu compromittiren, nicht zurückgenommen werden. Alt und schwach an Geist und Körper, hat er sie factisch seinem Sohne überlassen müssen, dem Präsidenten — deinem Stiefvater! Ein so loyaler Unterthan wie dieser bietet natürlich alles auf, sowol etwaige Ideen vom Kloster bei Paula zu unterdrücken, wie den der ganzen Anzweiflung an dem Rechtsbestande dieser Familienanordnungen gewid-

meten Scharfsinn meines Principals zu Schanden zu machen. Einstweilen wohnt Paula auf ihrem Sitze Westerhof und wird von dem Onkel und der Tante Armgart's so gehegt und gepflegt und geliebt, wie man bei uns zu Lande zu lieben pflegt, Fräulein! Alles nur durch ein unendlich seelenvolles Schweigen und das gemüthvollste Bloserrathenlassen! Wenn die Leute bei uns achtzig Jahre alt geworden sind und bald in die Grube gesenkt werden, so rufen sie sich noch erst vom Todtenbett aus die vergessene Liebeserklärung nach. Gelebt haben sie nach der Liebe, gesprochen davon nie. Nicht wahr, Hedemann? Als Sie noch für meinen seligen Vater Borkenhagen bewirthschafteten, ich glaube nicht, daß er Ihnen je ein: Ich danke! gesagt hat.

Er hatte nicht Ursache dazu! erwiderte Hedemann lächelnd. Unsere Abschlüsse waren schlecht genug!

Ein kühler Lufthauch fuhr durch die Bäume, die den Friedhof begrenzten, und mahnte, dem Rufe des Wächters zu folgen, der die zehnte Stunde rief. Bonaventura stellte der so in alte und neue Verhältnisse mit der größten Spannung einblickenden Lucinde zur morgenden zeitigen Abfahrt das bereits im „Stern" bestellte Gefährt nochmals in Aussicht und bat sie den theuern Onkel bestens zu grüßen; in einigen Tagen würden Geschäfte — auch ihn — vielleicht nach Kocher — hinaufführen —

Benno begleitete die überselig durchschauerte Lucinde bis zum Stern. Er versprach, sich mit Hedemann derselben Fahrgelegenheit zu bedienen und in der Frühe sich bei ihr einzufinden. Dann kehrte er ins Pfarrhaus zurück, wo er übernachtete.

Während Lucinde auf ihrem Zimmer allein war und wieder die Pfauenfeder am Spiegel sah und die kleinen Heiligenbilder über dem Bett, in das sie, wie sie war, sich legte; während sie fast übermüthig die Wonne genoß, wieder in der Nähe von Menschen zu sein, auf welche der Stempel des Ungewöhnlichen ge-

drückt war; während in ihr die einzige Aufgabe, der zu Liebe sie noch überhaupt leben mochte, mit tausend Stimmen rief: Bonaventura, sammle dich in deiner Kraft! Werde mehr als nur der Pflegling deiner alten Renate! Gedenke eines Zieles, das dir höher hinaus liegen sollte als der Kirchthurm dieses armseligen Dorfes! Wie find' ich dich wieder! Im Beginn der Grämlichkeiten alle, an denen ihr armen Entsagenden allmählich zu Grunde geht! Noch wallst du auf wie Petrus, der dem Malchus ein Ohr abhieb! Wie lange wird diese Tapferkeit dauern! Frau Renate wird dich vor jeder Abendluft schützen! Ihre Mädchen werden so viel braten und kochen und backen, bis du ihre köstlichen Speisen nicht mehr verdauen kannst! Welche Thorheit, hier unter den Bauern, Fuhrleuten, Steinklopfern ein Heiliger zu sein, hier nur vor einem Gensdarmen den Bonifacius und Ambrosius zu spielen! und während sie sich dann vorkam, als müßte sie einem neuen Gregor dem Siebenten seine Gräfin Mathilde von Toscana werden, seine Feuerseele, sein Cherubswächter mit dem flammenden Schwerte — währenddem rief Benno, vom Stern zurückkehrend, Hedemann und seinem Vetter, die zum Abschiednehmen vor dem Schlafengehen noch auf ihn gewartet hatten, die kurze Charakteristik entgegen:

Das ist ja wahrhaftig der lebendige Satan! Die wird in der Dechanei und in Kocher am Fall eine schöne Revolution anstiften!

Frau Renate schlief schon, sonst hätte sie für das Wegputzen der Fliegenflecke und das Bedienenwollen in der Küche sicher eine Revanche genommen, die kräftiglich mit eingestimmt hätte.

Und doch, sagte Bonaventura, indem er Hedemann ein Licht reichte, das beim aufgegangenen Mondschein kaum noch nöthig war, um ihnen beiden in den obern Stock den Weg zum Fremdenstübchen zu leuchten; doch glaub' ich, daß sie für den, den sie liebt, ins Feuer geht!

Kein Wunder! rief Benno. Ihr Element ist ja die Hölle! Armer Vetter! setzte er leiser hinzu. Welchen Versuchungen seid ihr Pfaffen doch ausgesetzt! Das seh' ich ja schon — hier kommt ein alter Roman zu Tage!

Bonaventura gab nichts zur Antwort als die Worte:

Ich bin begierig, wie sie mit dem Onkel fertig wird!

Mit dem gewiß! erwiderte Benno. Ich glaube, dem gefällt sie! Aber Tante Gülpen! Die gewöhnliche Probezeit besteht sie nicht vierundzwanzig Stunden!

Alle drei Männer mußten lachen — Man trennte sich in behaglicher Uebereinstimmung. Benno und Hedemann sollten zusammen schlafen oben in dem Fremdenstübchen, dessen saubere Betten schon aufgedeckt waren —

Während sie hinaufstiegen, sagte Benno, aber so, daß Bonaventura, der ihr Verschwinden abwartete, es theilweise unten noch hören konnte:

Nun glaub' ich an die sieben Schwerter, die Armgart beim bloßen Begegnen, an der Kapelle oben, sogleich in ihrer Brust gefühlt haben wollte, ganz wie Paula gesagt haben soll, als die Arme auf dem Streckbett liegen und den fürchterlichen vollen Feuerstrahl fühlen mußte, der von dieser Person über sie ausging! Und das alles muß man nun ruhig hinnehmen, blos weil sie, hör' ich, eine Convertitin ist, ein goldenes Kreuz auf der Brust trägt und wahrscheinlich zu irgendeiner Erzschwesterschaft gehört! Wozu sich unsere Kirche nicht alles hergeben muß! Wenn sie nicht in der Lage wäre, unsere schlaffe Gemüthlichkeit, die alles geduldig hinnimmt und geschehen läßt, wach rufen zu müssen durch solche Weckhähne. — Hedemann, daß wir nur morgen früh nicht die Zeit verschlafen!

Hedemann nahm, da sie inzwischen oben angekommen waren, die Uniform, die Benno ausgezogen hatte, legte Brieftasche und

Geld heraus und versicherte dem sich Entkleidenden, mit dem Aufwachen zur rechten Zeit wäre keine Gefahr; ihm rauschten die Räder seiner neuen Mühle und die Sorgen, die er sich aufbürdete, genug im Kopfe —

Und dabei verwechseln Sie wirklich schon unsere Stiefel und stellen zwei Paare zusammen wie wenn jeder von uns immer halb mit den Beinen des andern liefe!

Hedemann, der in der Nebenkammer schlief, hatte die Stiefel und Kleider vor die Thür gestellt, damit die Magd in der Frühe alles fand und reinigte.

Benno, schon auf den Strümpfen, stellte die Paare in Ordnung, nahm noch einen von Hedemann vergessenen Brief aus der Tasche seiner Uniform, schloß die Thür, legte den Brief auf den Nachttisch neben sich zu Uhr, Geld und Portefeuille und sagte mit herzlichem Tone:

Freilich, so ist's ja auch immer gewesen! Was wär' ich ohne Ihre Arme und Beine, Hedemann! Ich glaube, ich hätte alle schon gebrochen und auf mein kühles Grab setzten Sie ein Denkmal, das ich mir in Gestalt eines Fragezeichens ausbitte, Hedemann, wenn Sie mich überleben sollten, hören Sie? Der Friedhof hat mich ganz melancholisch gemacht!

Warum ein Fragezeichen? fragte Hedemann, löschte das Licht und wollte die Kammerthür anlehnen.

Lassen Sie doch auf, Hedemann! Es ist so dumpf und stickig in der kleinen Stube! Warum ein Fragezeichen? Bin ich nicht ein verkörpertes Fragezeichen? Was sagt das Kirchenbuch von Borkenhagen über mich? Haben Sie denn nachgeschlagen, wie ich Sie doch gebeten?

Ich sagte gleich, daß da nichts zu finden ist! Sie waren schon fast ein Jahr alt, als Sie Ihr Vater aus Spanien mitbrachte!

Aus Sevilla! Aus Sevilla! Wo die letzten Häuser stehen... sang Benno mit elegischem Humor. Dann fuhr er fort: Ich wundere mich nur, wie ein Zigeunerkind sich so acclimatisiren konnte! Sprach ich heute nicht von Buchweizen, Haarrauch und vom Landesvater, wie wenn ich wirklich ein Asselyn wäre, kein Pseudo-Asselyn, kein unberufener Eindringling in die Wallhecken und Moore und Kampe eurer Ahnen!

Sie sind der rechtmäßige Sohn des weiland Erb- und Gerichtsherrn zu Borkenhagen!

Und sein Erbe! Hedemann, daß ich doch nur den kleinen Tümpel geerbt hätte, der um unsere Hundehütte ging, Burg genannt, jenen majestätischen See, wo Sie mir die kleinen bewimpelten Schiffchen schnitzten, die ich durch die grünen Wasserlinsen fahren ließ!

Ich ahnte damals meine Reise nach Amerika!

Und den Finkenfang, Hedemann, im Schlehdornbusch, wo Sie die prächtigen Schlagnetze legten! Ach, ich habe als Student später nie mehr aus einem Weichselrohr rauchen können, ohne nicht daran zu reiben und zu reiben und aus dem köstlichen Geruch des Rohrs mir unsern Finkenfang wieder zu vergegenwärtigen!

Graf Münnich hat ihn niederhauen lassen!

Und hätten uns die Gläubiger nur den einen großen Ebereschenbaum gelassen, den auf der Wolfshöhe! Wenn wir sonst dahin wallfahrteten, war's mir immer nur um die rothen Beeren zu thun und die Bank darunter war mir blos eine Hülfe, um die schönsten Büschel herunterzukriegen und an die Mütze zu stecken! Später aber, als Student, kam ich wieder einmal in die Gegend und wollte Freunde und sogenannte Verwandte begrüßen. Da merkt' ich, daß die Wolfshöhe mir nur eigentlich deshalb gefallen haben mußte, weil der künftige Herr von Asselyn-Borkenhagen sein ganzes kleines Königreich dort am schönsten

hätte übersehen können. Die herrliche Aussicht! In weiter Ferne die Wälder! Aus ihnen herausblickend Schloß Neuhof, golden wie die Landeskrone, Kloster Himmelpfort, Witoborn mit seinem ewigen Armensündergeläut . . . Werden Sie denn das aushalten, Hedemann?

Meine Mühle überrauscht es . . .

Und rechts hinüber Westerhof mit Paula und Armgart, die damals noch Kinder waren und mich „Vetter“ nannten, den armen, abgeblitzten Herrn von Borkenhagen . . . Es war gerade Kirchweih im Ort . . . Eine Spielbande zog von den Bergen herunter, ein buckliger Geiger voran . . .

Der Stammer! Der lebt noch!

Bänder und Fahnen flatterten . . . alles war lustig . . . Im Wittekind'schen hatt' es ein großes Erntebier gegeben . . . Es war damals kaum ein paar Wochen über die grauenvolle Geschichte mit dem erschlagenen Theilungscommissar hinaus.

Der Alte vom Berge, der Kronsyndikus, ist jetzt ein erklärter Verschwender und läßt nur noch draufgehen, hör' ich . . . früher war er geizig.

Gerade des Weges ritt der Landrath! Ich fragt' ihn nach dem Vorfall. Der wies mich schön zurecht! Wie ich den Herrn auf dem hellen Schloß da oben zu nennen wagen könnte —

Das wollt' ich meinen, der „schöne Enckefuß“!

Nun aber ging ich in den vielgrünen Wald, an meinen Vogelherd — damals, Hedemann, standen noch all die lieben hellen Buchen — am Ende der Wildschonung lag der kleine Hof Ihrer Aeltern. Sie erzählten mir ja noch nichts von denen. Sie leben doch noch?

Hedemann antwortete nicht.

Benno sprach vor sich hin:

Er schläft wol schon!

Nach einer Weile des Schweigens hörte Benno seinen Nachbar laut aufseufzen.

Was seufzen Sie denn, Hedemann? fragte Benno, den inzwischen selbst der Schlaf überkam.

Als Hedemann nicht antwortete, sagte er gähnend:

Sie waren — damals in England —

Amerika! verbesserte Hedemann.

Amerika! antwortete Benno und legte sich auf die andere Seite, um nun wirklich fest einzuschlafen. Doch sprach er noch vor sich hin, aber in einzelnen unterbrochenen Worten: Sie sind im Stande — und heirathen — als Müller Hedemann — die weiße Gipsitalienerin — natürliche Ideenassociation — Müllerin Bianchi ... Hedemann — nicht wahr? —

Ja, gute Nacht! erwiderte Hedemann, der ihn nicht mehr verstanden hatte.

Benno's Empfindungen mußten noch eine lange Zeit gegen den Schlummer kämpfen. Seine Phantasie verweilte auf den lachenden Bildern seiner Jugend, auf dem grünen Wolfshügel, unter dem Ebereschenbaum und bei dem Rundblick in die Ebene von Witoborn. Sie hielt dann Stand bei Paula und bei Armgart. Armgart von Hülleshoven hatte er damals, vor sechs Jahren, zum ersten male gesehen. Sie war die Tochter des kürzlich aus England als pensionirter englischer Oberst zurückgekehrten, in Kocher wohnenden Herrn Ulrich von Hülleshoven. Ihre Mutter war jene Monika von Ubbelohde, welche die Erste gewesen, die einst dem Kammerherrn Jérôme von Wittekind-Neuhof einen Korb gegeben. Die hatte keines Hundes, des Calfacters Türk, bedurft, der ihr erst ein seidenes Kleid verderben mußte, wie der Portiuncula von Tüngel-Appelhülsen, um von den Wünschen der Familie sich zu befreien. Denn da man es ihr, einer armen und völlig güterlosen Adeligen, mit den Anträgen und Vorschlägen

und Zwangsmaßregeln zu bunt und zu gefährlich gemacht hatte, nahm sie gleichsam „aus Desperation", wie damals die Leute sagten, welche die Rache des Kronsyndikus und seinen Einfluß auf zehn Meilen in der Runde und, wenn er wollte, noch etwas weiter hinaus, kannten, den jungen Offizier Ulrich von Hülleshoven, der gerade in der Stadt, wo Bonaventura's Aeltern lebten, in Garnison stand und ihr den Hof machte, wie ihre Schönheit und ihr Geist verdienten. Diese Naturen erkannten sich aber erst nach geschlossener Ehe. Sie stießen sich unheilvoll ab und als Monika eines Kindes, jener Armgart, genesen war und Ulrich gerade versetzt wurde, erklärte die Gattin ihm nicht folgen zu wollen . . . Alles das trat vor Benno's Vorstellungen, geweckt durch den lieblichen Anblick Armgart's.

Armgart's Mutter lebte noch, wie ihr Vater. Beide getrennt. Die Mutter hatte eine Schwester und der Vater einen Bruder. Jene hieß Benigna, dieser Levinus. Auch diese gaben ein Paar, doch in der heimatlichen Art, wie Benno vorhin geschildert. Sie liebten sich schon lange, schon zehn Jahre vor dem Zeitpunkt, wo sie Schwäger wurden durch die Verheirathung Monika's mit Ulrich, sie heiratheten sich aber nicht. Levinus von Hülleshoven, ohne Vermögen, verwaltete die großen Güter des Grafen Joseph, des letzten der Dorste-Camphausen, während Benigna von Ubbelohde, die Schwester Monika's, die intimste Freundin der verstorbenen Gräfin und Mutter Paula's, der Schwester des Kronsyndikus, und die zehnjährige Verlobte des Onkel Levinus, in dem Stift Heiligenkreuz, dicht bei Westerhof und Witoborn, lebte. Beide Schwäger, entrüstet über das Benehmen des jungen Ehepaars, der Aeltern Armgart's, rissen, wie nach einem Spruch des Femgerichts der rothen Erde, das Kind desselben, ihre Nichte, an sich und straften den „unwürdigen" Vater wie die „unwürdige" Mutter mit Vorenthaltnng desselben. Sie versteckten die kleine

Armgart in Wäldern und Schluchten, in Kellern und auf Heuböden und erklärten, sie den beiden Ehegatten nur zurückzugeben, wenn sie kämen Arm in Arm, in Liebe und Treue und Einigkeit, frei von dem Vorwurf, eine ganze Familie zu beschimpfen, frei von dem Vorwurf, die Sitte des ehrbarsten Landes und tugendhaftesten Volksstammes zu verletzen. Diese standesmäßige, gleichsam altsächsische Bedingung erfüllten die Ehegatten nicht. Beseelt von gleichem Trotze, suchten sie einer dem andern Armgart abzugewinnen, offen zu erobern, geheim zu stehlen; vergebens, Onkel Levinus und Tante Benigna entwickelten das ganze Furioso, jenen Sturm, der über diese sonst so stillen, ruhigen, maßvollen Menschen kommen kann, wenn sie irgendeine Ueberzeugung ergreift. Ihre Maßregeln waren so sicher, daß sie bei dieser auf Armgart angestellten Jagd Sieger blieben und der Mutter, die nicht zu ihrem Manne wollte, dem Vater, der sich der Gattin verschloß, ein Kind vorenthielten, mit dem sie „nicht etwa auch in die weite Welt gehen sollten“. Levinus und Benigna gedachten einander jetzt noch weniger sich zu heirathen. In der Liebe zu dem Geschwisterkinde, das sie erzogen, waren sie schon wie ehelich verbunden. Ulrich und Monika gingen verdüstert und verbittert, ohne das ihnen vorenthaltene Kind, wirklich in die weite Welt.

Zwölf Jahre war Armgart's Vater, Ulrich von Hülleshoven, theils in England, theils in Britisch-Canada Soldat; ihm zur Seite stand Remigius Hedemann, einst in dem Regiment, wo Ulrich exerciren gelernt, sein Unteroffizier, dann ein tüchtiger Landwirth, der einen Versuch machte, die letzten Besitzthümer der verarmten Familie derer von Asselyn, die sich dort vor mehr als hundert Jahren aus dem Friesischen ins Land hineingeheirathet, zu heben und von drei Brüdern dem dritten (die ältern waren Franz von Asselyn, der Dechant, Friedrich von Asselyn, der Vater Bonaventura's), Max von Asselyn, Benno's Adoptivvater, in der

Bewirthschaftung derselben beizustehen. Letzterer Versuch war nicht geglückt. Max von Asselyn starb bald nach dem unglücklichen Ende, das sein Bruder Friedrich von Asselyn auf einer Schweizerreise in den Alpen fand.

Hedemann, geschätzt in allen diesen so eng verbündeten Familien, folgte seinem militärischen Zögling, Ulrich von Hülleshoven, der als Premierlieutenant seinen Abschied nahm, nach Amerika. Er trug zwar in Quebec und am Lorenzostrom nicht selbst die englische Uniform, war aber immer dem bis zum Obersten dort Emporsteigenden zur Seite und kehrte mit ihm nach Europa zurück, mehr als sein Freund, denn als sein Diener. Zu Kocher am Fall, in der Nähe des gutmüthigen, alle schroffen Gegensätze dieser Familie mit unendlicher Güte und Milde ausgleichenden Dechanten zu St.-Zeno, einem alten, reich dotirten Stifte, einem der wenigen, die in ihrem alten Glanze durch die neuen Zeitläufe deshalb unberührt geblieben waren, weil einen Theil der Patronatsrechte der Kaiser von Oesterreich besaß, siedelte sich der Oberst Ulrich von Hülleshoven zunächst an und man versuchte nun von dort aus, soweit es der schroffe, düstere und der Aussöhnung wenig geneigte Sinn desselben gestattete, die so gewaltsam zerrissenen Familienbande wieder zu verknüpfen.

Hedemann kam von Westerhof und dem Institut der Englischen Fräulein. Nach Westerhof war er entsendet worden, um den Onkel Levinus und die Tante Benigna zur Aussöhnung, Armgart zu einem Besuch des Vaters zu bewegen, den sie nie gesehen und der seinerseits, wie sich gebührte, mit schuldiger Kindesliebe aufgesucht sein wollte. Statt der Zusage einer Geneigtheit zur Aussöhnung und statt Armgart's brachte Hedemann, der mit Benno von Asselyn, dem Adoptivsohn des verstorbenen Max von Asselyn, in der Residenz des Kirchenfürsten zusammengetroffen und von diesem nach Kocher am Fall auf dem Dampfboot und

zu Fuß begleitet worden war, einen Brief der Lehrerin Angelika Müller an den Dechanten mit. Was er enthielt, wußten Hedemann und Benno nicht. Benno nahm ihn zur Abgabe in der Dechanei an sich.

Als Hedemann dem jungen Kinde gesagt hatte, der Vater nähme Anstand, sie in Lindenwerth zu besuchen, so sehnsüchtig er nach ihr verlangte, er wünsche und hoffe jedoch, daß sie selbst ihn und den Onkel Dechanten, wie Franz von Asselyn in allen diesen Familien hieß, besuche: da hatte Armgart nichts erwidert als daß sie zwar von namenlosester Sehnsucht zu ihrem nie gesehenen Vater erfüllt wäre, jedoch erst mit dem Pfarrer zu Drusenheim, in dem der Insel Lindenwerth gegenüberliegenden Enneper Thale, dann mit den beiden Englischen Fräulein, dann mit Angelika Müller, dann vor allem mit ihren „wahren" Aeltern, Tante Benigna und Onkel Levinus, über einen so wichtigen Schritt Rücksprache nehmen müßte. Mit schwärmerisch andachtsvollem Emporblick hatte sie hinzugefügt: Auch meine arme Mutter hat ja Rechte auf meine Liebe und ich glaube nicht, daß meine Bitte für sie zur seligsten Jungfrau an der Gnadenreichen unerhört vorübergeht! Ihre Mutter, Monika von Hülleshoven, lebte noch vor kurzem zu Wien in einem Kloster, in das sie sich, ermüdet vom Kampf mit ihrer Familie, verzichtend nun selbst auf das eigene, aus Strafe ihr geraubte Kind, vor zwölf Jahren zu einer Freundin geflüchtet hatte.

Armgart hatte bis an die Maximinuskapelle mit dem ganzen Institute den guten Hedemann begleitet, der Wunderdinge von den Wilden und den Wasserfällen Canadas erzählte, auch nicht oft genug eine große Rettungsthat des Vaters wiederholen konnte, die einem jungen, im Institut durch Verwandte bekannt gewordenen Kaufmann der nahe gelegenen handelsreichen Residenz des Kirchenfürsten gegolten — auf der Rückreise war er

schweigsamer geworden. An der Maximinuskapelle war sie von ihrer löblichen Absicht, ganz und allein nur den Fragen nach Vater und Mutter zu leben, abgekommen. Denn am Ufer und schon am vielbesungenen Hüneneck sah sie den Vetter Benno und noch dazu zum ersten mal in Uniform! Benno war dem Kinde erst als Student bekannt geworden. Sechs Jahre später wurde er von Westerhof aus gebeten, sich zuweilen um die nach Lindenwerth zu den Englischen Fräulein gegebene Armgart zu bekümmern; er wohnte, nahe genug, in der Stadt, wo er bei Dominicus Nück, dem großen Rechtsgelehrten, arbeitete. Seit sechs Monaten sah er sie denn auch fast jeden Sonntag und heute zum ersten mal im bunten Rock, der alle Mitpensionärinnen an ihre Brüder und Vettern erinnerte, denn „dienen" mußten diese alle. Da gab es Vergleiche, Erkundigungen, Erinnerungen für die glückliche junge Welt; so viel wurde nach dem 40., 36., 22. Linieninfanterieregiment, nach den Jägern, Husaren, Premier-, Secondelieutenants und Fähnrichen und der Dauer der diesmaligen Uebungen und den in einfachen Gemeinuniformen steckenden Assessoren, Referendaren, Doctoren und Kaufleuten gefragt, daß das eine der beiden Englischen Fräulein, die das Institut dirigirten, den Verlust der Sammlung zur Andacht in der Kapelle befürchtete und dann nur noch Armgart gestattete, sich über ihre Familienangelegenheiten, dans ses affaires, wie sie sagte — sie war eine Strasburgerin —, mit dem so ehrbaren oder doch seinen Humor unter Ernst versteckenden Freiwilligen auszunecken und auszuscherzen. So wenigstens wurde diese Freiheit von Armgart benutzt, bis dann Lucinde den Abschied störte. Benno brauchte nicht zu stolz zu sein auf Armgart's Vertraulichkeit. Sie liebte bisjetzt nur Ein Wesen auf der Welt, ihre für sie durchaus seraphische, nur wie in Marienkränzen, die durch weiße und rothe Wolken gingen, eingerahmte Paula. Benno sah dies aufs neue

an der augenblicklichen Erkennung eines Wesens, von welchem ihr Paula doch nur erzählt hatte!

Von ihrer eigenen Anwesenheit auf Schloß Neuhof wußte Armgart nichts mehr — Hühner und Tauben und Schwäne und türkische Enten konnten in Armgart's Seele nicht haften bleiben, dergleichen mochte geringere Naturen fesseln. Armgart hatte im Stift Heiligenkreuz eine klösterliche Erziehung genossen. Frühzeitig hatte diese auch sie zur Traumwandlerin gemacht; nicht so, wie man bei Gräfin Paula in Wirklichkeit gefürchtet, daß sie's bis zum Wandeln im Schlafe bringen könnte — seitdem sie das Streckbett verlassen, waren bei Paula Hochschlaf und Sehergabe verschwunden — nein, figürlich; Armgart sah auf jeder Wolke einen Heiligen ruhen, sah in jeder Blume einen Elfen schlummern, sprach mit dem Monde, mit der Welle, mit dem Steine, womit nicht alles, ohne darum dem Lachen und Necken abgeschworen zu haben! Es war ein Duft um Armgart her und ein Reiz von Unwiderstehlichkeit, daß Benno sie bis zum Erobernmüssen geliebt und angebetet haben würde, wenn — ihn nicht zwei Mächte zurückgehalten hätten. Einmal die Freundschaft für den jungen reichen Kaufmann Thiebold de Jonge, welcher derselbe junge Mann war, dem in Canada Armgart's Vater und Hedemann das Leben gerettet hatten und der, in seine Vaterstadt, die Residenz des Kirchenfürsten, zurückgekehrt, zu Armgart von einer leidenschaftlichen Liebe verzehrt wurde. Außerdem die tiefste Verstimmung über sein eigenes Lebensschicksal selbst, über die dunkeln Anfänge seines Daseins, über mancherlei Erfahrungen von frühester Jugend her, über das bittere Gefühl, immer nur durch Andere und Fremde erhalten worden zu sein und eine darauf sich gründende Welt- und Lebensauffassung, die eine negative und alles, was bestand, in Nichts auflösende war. Auch die Religion war für Benno Menschenwerk. Wenn Benno gegen

Grützmacher opponirt zu haben schien und von den Vorkommnissen innerhalb der katholischen Kirche mit warmer Theilnahme sprach, so geschah dies nur aus politischen Gründen und um seiner Abneigung gegen das ganze damals herrschende Regierungssystem willen.

Während nun Benno schon von der lieblichen Armgart träumte, noch ehe er entschlief, glaubte er Hedemann nach ihm rufen zu hören. Er richtete sich auf und sagte: Hedemann! Wünschen Sie noch etwas? Hedemann murmelte nur und wieder drückte Benno seinen militärisch kurzgeschorenen, „ihm selbst wie nicht mehr angehörenden" Kopf in die Kissen. Waren seine Augen bald geschlossen, so gaukelte Armgart doch vor ihnen, wie wenn sie wachten. Armgart hatte die Elasticität des Rehes und schelmisch standen ihr vorzugsweise drei Dinge. Am Kinn ein Grübchen; zwei wunderlich ein wenig hervorstehende Zähne, die man nur dann nicht sah, wenn der Mund fest geschlossen war, was nicht oft stattfand, sodaß die Zähnchen fast immer mit ihrem blendenden Email hervorblitzten; drittens die weder römische noch griechische, sondern weit eher stumpfe, aber schelmisch geschwungene Nase. Ihre Augenbrauen waren so dunkel wie das Haar, auch die Augensterne dunkelbraun mit schwarzen Pünktchen. Und nun tönten immerfort noch die dummen Worte, wie: „Hören Sie doch, Benno!" oder „Was meinen Sie, Asselyn?" oder „Sie Vaterlandsvertheidiger, was glauben Sie, gibt es Krieg?" oder „Warum wollen Sie denn nicht General werden?" oder „Was? In unserer Armee gibt es keinen einzigen katholischen Obersten?" oder „Wie sieht mein Vater aus?" oder „Ich sticke ihm einen Cigarrenbecher, aber sagen Sie ihm nichts, Benno!" geradezu wie Musik in sein Ohr, bis er jetzt nun endlich wirklich eingeschlafen wäre, wenn er nicht den wunderlichen Hedemann plötzlich ganz laut hätte reden hören.

Hedemann hielt sein Nachtgebet. Er wußte schwerlich, daß es Benno hören konnte. Hedemann sprach: O du mein Herr und Heiland! Erleuchte meinen Sinn und laß mich wandeln, wie dir wohlgefällig ist! Thue abe von mir die Werke der Finsterniß und laß mich kämpfen den guten Kampf des Glaubens!

Benno sagte sich: Den haben die Engländer recht in der Mache gehabt! Nun entschlief auch er.

Die Sonne schien schon hell auf sein Lager, als er erwachte. Er sprang auf und fand bereits das Lager seines Mitschläfers in der Kammer leer. Seine Kleider hingen schon gereinigt vor ihm über einem Stuhl. Rasch schlüpfte er in sie hinein und staunte beim Waschen und Bürsten seines „ihm nicht mehr gehörenden Kopfes“ über die Unruhe im Orte. Er kannte doch die tägliche Lebensordnung in St.-Wolfgang und erkundigte sich durch ein Hinabrufen im Hause nach der Ursache der Bewegung.

Von Hedemann, der schon fertig angezogen eintrat, von Renaten, die hinter diesem her ihn schon lange mit dem Frühstück erwartet zu haben erklärte, erfuhr er, daß der Friedhof wirklich in der Nacht entweiht worden war. Grützmacher hatte Recht gehabt! Man hatte das Grab aufgegraben, den Sarg wieder heraufgezogen, ihn erbrochen, die Leiche geradezu hinausgeworfen und gierig das Stroh durchwühlt, auf welchem sie gebettet war. Von einer ganzen Bande sprach man und von gefundenen Schätzen und Grützmacher war dem Knechte nachgeritten, der gestern Lucinden geführt hatte, und andere waren den Italienern nach, welche die Nacht in einem Orte eine halbe Stunde weiter campirt hatten. Auch der Ortsgensdarm Müller war von Stockhofen drüben bereits requirirt und alles, hieß es, forsche und jage und suche und renne. St.-Wolfgang war in wildester Bewegung und wie im Aufruhr.

5.

Wo ist mein Vetter? rief Benno von Asselyn, eilends die Stiege hinunterspringend. Er vergegenwärtigte sich den Schmerz, den Bonaventura empfinden mußte, daß ein solches Ereigniß auf dem Friedhofe seiner Kirche nun wirklich doch hatte stattfinden können. Er erfuhr sogleich, daß auf dem Friedhofe die Ordnung wieder äußerlich hergestellt war und der Schulze des Ortes eben schriftlich eine genaue Darstellung der Thatbestände aufsetzte. Es geschah mit Hülfe des Pfarrers. Gern hätte Benno Beihülfe geleistet, aber Hedemann, ein alter Soldat, erinnerte ihn, daß er heute Nachmittag Schlag fünf Uhr in Kocher am Fall zum Appell auf dem Marktplatze stehen mußte. Der bestellte Wagen fuhr auch schon aus dem Stern vor. Von Lucinden hieß es, sie würde sogleich zur Hand sein; sie hätte gesagt, man sollte nur erst die Herren abholen.

Benno entsann sich seiner militärischen Pflichten. Hatte er doch heute schon die unmilitärische weiße Weste ausgelassen! Doch Bonaventura mußte er wenigstens einen Augenblick sprechen. Er eilte auf den Friedhof und fand den Vetter in der Sakristei der Kirche, beschäftigt mit den Anordnungen einer noch im Laufe des Vormittags von ihm bezweckten neuen Einsegnung der entweihten Begräbnißstätte. Nicht nur von dem Fall an sich war der Pfarrer aufs heftigste erschüttert und durch die Hoffnung, der Thäter würde

nicht zu seiner Gemeinde gehören, in der größten Aufregung, sondern er war es noch mehr durch einige Gegenstände, die man ringsumher zerstreut gefunden hatte und die in der That dem freventlich erbrochenen Sarge angehörten. Kurz, Benno fand den Freund so beschäftigt, daß er von ihm gebeten wurde, sich in der Fortsetzung seiner Reise nicht stören zu lassen. Bonaventura setzte mit der ganzen Erregung einer Natur, die in nervöser Anspannung zu leben nicht gewohnt ist, hinzu, daß er nach der vollzogenen Sühne der heiligen Stätte und einer Predigt, die er zur Erschütterung der Herzen, vielleicht zur Entdeckung des Thäters halten wollte, wahrscheinlich den Abend noch selbst in der Dechanei eintreffen würde. Einmal, sagte er, handelte es sich um eine Anzeige beim Amte in Kocher, dann aber vorzugsweise um einige Andenken an seinen unvergeßlichen Vater, die sich wirklich in dem Sarge vorgefunden hätten — Andenken, über welche er mit dem Onkel, dem Dechanten, zu sprechen die Zeit nicht erwarten könnte.

Freund, dich macht der Vorfall krank! Beruhige dich! rief Benno.

Erzähle noch nichts dem Onkel! erwiderte der Pfarrer. Du kennst seine Abneigung gegen alles, was aufregt.

Benno mochte nicht länger forschen, worin die gefundenen Andenken an den Vater bestanden. Wußte er doch, daß in dem reinen und kindlichen Gemüthe Bonaventura's diese Gedankenverbindung um so mehr Trübsinn wecken mußte, als sich dieser seit einiger Zeit die Meinung gebildet hatte, sein Vater lebte noch. Bonaventura bildete sich sogar ein, der Vater wäre aus der Reihe der Lebenden freiwillig geschieden, deshalb geschieden nur, um seiner Mutter möglich zu machen, seinen jetzigen Stiefvater, den Herrn von Wittekind-Neuhof, den Sohn des Kronsyndikus, zu heirathen. Gibt doch die Kirche keine Ehe, auch

die unglücklichste, auch die seit Jahren auf einer gegenseitigen Unfähigkeit, die Leidenschaften zu unterdrücken, beruhende und sittlich unmöglich gewordene in keiner Weise frei und löst sie. Bonaventura glaubte, sein Vater hätte sich den Schein des Todes gegeben, um zwei Menschen glücklich zu machen, die auf eigenthümliche und, wie er sich aus den Erzählungen der alten Renate entnehmen zu müssen glaubte, nicht mehr zu vermeidende Weise in die engste Beziehung gekommen waren. So manche Jahre waren seitdem vergangen. Jetzt erst kamen ihm diese Zweifel, jetzt in verstärkterer Gewalt. Benno kannte diese Zweifel und mochte sie um so weniger wecken, als sie mit den wichtigsten und zartesten Lebensfragen im Gemüthe des seinem Beruf so begeistert hingegebenen Priesters zusammenhingen und schon oft Gegenstand von Differenzen zwischen ihnen beiden gewesen waren. In der sichern Hoffnung, ihn vielleicht schon am Abend in der Dechanei beruhigter wiederzusehen, nahm er Abschied, setzte sich in den Wagen und fuhr nach dem Stern, um Lucinden abzuholen.

Auch diese war von der Meldung des in der Nacht Vorgefallenen nicht wenig überrascht. Sogleich hatte sie nach dem Gensdarmenwachtmeister gefragt. Dieser war unmittelbar nach dem Lärm, der beim ersten Morgendienst des Meßners entstand und das Frühläuten zum Sturmläuten gemacht hatte, auf die Landstraße hinausgesprengt, um den Knecht zu verfolgen, der sie gestern gefahren hatte. Man behauptete, daß dieser die Nacht im Stalle geschlafen, lange Licht gehabt hätte und sich eines Spatens aus dem Garten des Wirthshauses bedient haben müßte, den man nicht finden konnte. Die herculische Kraft, die zu der Ausführung des Frevels gehörte, ließ sich dem untersetzten, breitschulterigen Menschen zutrauen.

Das gab nun einen Schwung der Spannung und Erregung! Lucinde wusch und erfrischte sich so schnell, als könnte sie einen

Auflauf versäumen. Ehe noch die Mägde ihre Oberkleider, ihren Hut und Schleier gelüftet und entstäubt hatten, war sie mit dem schnell geordneten Kopfe schon aus dem Fenster. Der Zweispänner, eine stattliche Chaise, stand vor dem Hause, ein Kutscher klatschte, Hedemann und der Freiwillige grüßten. So zeitig? rief sie zum Fenster hinaus und zog ihre stehen gebliebene Taschenuhr auf, stellte sie nach dem glänzenden Zifferblatt des Kirchthurms, hing ihr Kreuz um und drängte die Bedienung zur Eile. Nur Milch trank sie, etwas schwarzes Brot aß sie dazu und nach einigen Minuten, obgleich Benno von Asselyn einmal um das andere hinaufrief: Uebereilen Sie sich nicht! stand sie unten am Wagen.

Nachdem sie vor der Hausthür ihre Zeche berichtigt, stieg sie an der Hand Benno's ein. Hedemann saß auf dem Bock neben dem Kutscher, der auch als Knecht dem Wirthshaus zum Stern angehörte. Für fremde Herrschaften war er Postillon, für diejenigen, die unter der Taxe reisten, blieb er in seinen gewöhnlichen Kleidern; heute hatte er sein Horn zu sich gesteckt und blies lustig in das allgemeine Juchhe. Das kostete Strafe, hörten es die Gensdarmen des damals so gensdarmenregierten Staates. Grützmacher und Müller jagten dem Leichenräuber nach.

Nein! rief Lucinde, an die Erzählung der Vorfälle sogleich anknüpfend. Wirklich? Mein Kutscher wär' es gewesen! Ich glaub' es nicht! Ich wette, der Thäter war Herr Grützmacher selbst! Er hat dem Pfarrer zeigen wollen, daß die Polizei an keinen Phantasieen leidet!

So gefällig auch Benno war, ihr den Vorfall in aller Ausführlichkeit mitzutheilen, verschwieg er doch die persönliche Aufregung, welche die gefundenen Erinnerungen an dessen Vater in Bonaventura hervorgebracht hatten.

Lucinde warf dem Dorfe und dem Pfarrhause einen langen, hoffnungsvoll seligen Abschiedsblick zu.

Hedemann schaute unverwandt in die Ferne. Wie wenig er auch glauben konnte, daß die Italiener an dem Frevel betheiligt waren, bekümmerte ihn doch die Belästigung, der nun wol auch diese friedlichen Passagiere ausgesetzt sein konnten.

Allmählich gab sich der Postillon sowol mit dem Blasen zufrieden, wie mit seinen Mittheilungen über den erst neu im Weißen Roß eingetretenen Knecht, welchen man jetzt sogar einen Franzosen nannte, dann über den Vorfall mit der Stalllaterne und dem fehlenden Spaten.

Da der Staub zunahm, schlug Lucinde ihren Schleier über und forderte Benno auf, seinen Cigarren zuzusprechen. War sie doch in ihrem Leben von Jérôme, vom Kronsyndikus, von Klingsohr, Serlo genug „eingeräuchert" worden. Benno folgte ihrer Erlaubniß, indem er sagte: Mein Onkel, der Dechant, ist galanter! Sie werden bei ihm vom Tabackrauch nicht belästigt werden!

Wie alt ist der Dechant? fing sie nach einer Weile an.

Ah, ah! erwiderte Benno. Wie alt! Fragen Sie doch das niemals in der Dechanei! So alt wie Methusalem ist er nicht, aber so jung auch nicht, wie seine Geburtstage numerirt werden — von der guten Frau von Gülpen, die nun schon dreißig Jahre lang seine Wirthschaft führt!

Dreißig Jahre lang? unterbrach Lucinde.

Eher mehr als weniger! erwiderte Benno. Und zu Hedemann hinausrufend, fuhr er fort: Nicht wahr, Hedemann, als Sie vor zwölf Jahren nach Amerika gingen, schwankte Onkels Alter um das Ende der Sechziger? Er müßte demzufolge jetzt siebzig sein! Dafür aber, daß nicht Frau von Gülpen seine nächste Geburts- oder Namenstagstorte doch nur mit sechzig kleinen Wachsendchen besteckt, will ich nicht gutsagen!

Lucinden machte der Name „Gülpen“ in Verbindung mit einer Geburtstagstorte einen märchenhaften und in der Wirklichkeit kaum möglichen Eindruck. Hat nicht Frau von Gülpen, fragte sie, eine Verwandte, die sich Frau von Buschbeck nennt?

Benno versicherte, diesen Namen nie gehört zu haben. Hedemann! rief er; hat die Tante eine Verwandte, die sich Frau von Buschbeck nennt?

Lucinde ergänzte: Eine Schwester vielleicht?

Hedemann, oben auf seinem Bock, zuckte die Achseln. Das Jahr 1809, wo ihre ehemalige Peinigerin von ihrer Lebenshöhe gestürzt sein sollte, lag über die Erinnerungen dieser Generation hinaus.

Benno drückte am Wagenschlag die Asche seiner Cigarre ab und sagte ironisch: Wir sind vielleicht an eine zu große Anzahl von Verwandten unserer verehrten Frau von Gülpen gewöhnt! Ihre Nichten wenigstens — Nicht wahr, Hedemann, die Nichten der Tante —

Erstes Kennzeichen Ihres Onkels — schnitt Lucinde die zweideutige Anspielung auf den Deckmantel für die weibliche Bewohnerschaft einer geistlichen Wohnung ab — Erstes Kennzeichen also — Eitelkeit!

Eitelkeit? sagte Benno. Vielleicht auf seine weißen Hände! Und doch nicht! Diese Selbsttäuschung über den Geburtstag gehört zu des Onkels Lebensphilosophie!

Zweites Kennzeichen: Lebensphilosophie! Welche Philosophie? Die, welche dem Dr. Laurenz Püttmeyer zu Eschede noch immer nicht den Hegel'schen Lehrstuhl und Fräulein Angelika Müller einen Mann verschafft hat?

Ei, Sie sind unterrichtet! lachte Benno auf. Nein, keine von unsern Haarrauch-Philosophieen, die die Dogmatik trigonometrisch beweisen wollen und zuletzt doch an einem Breve des

Papstes zu Grunde gehen, wie die da, die seit ein paar Tagen drüben auf unserer Universität zu leben aufgehört hat! Allerliebst, wie in unsere schöne deutsche Kunst und Wissenschaft hinein ein solches römisches Inquisitions-Capitel sein „Kannichverstan“ hineinsprechen und sogleich so in ihr herumwühlen und aufräumen darf, wie hoffentlich jetzt die Bauern von St.-Wolfgang nicht unter den Götterbildern des guten Napoleone aufräumen. Sehen Sie immer noch nichts, Hedemann?

Nichts! war die Antwort des zuweilen seine zusammengelegte Hand wie ein Perspectiv gebrauchenden Gefährten.

Napoleone erzählte mir, der Dechant liebe die Antike! fuhr Lucinde fort. Ein Sohn Ihrer Heimat und ein Liebhaber der Kunst? Das scheint mir ein Widerspruch.

Indem rief Hedemann einige Bauern an, die eilends des Weges kamen. Sie waren aus St.-Wolfgang und sagten aus, daß bei den Italienern nichts gefunden worden war, was auf einen Antheil derselben an dem nächtlichen Verbrechen hätte schließen lassen können. Nach einer Weile sagte Lucinde: Wie mag man die Armen belästigt haben! Sie summte, da Benno über die von ihr angedeutete Unvereinbarkeit seiner zweiten Heimat mit dem Schönen in Nachdenken verfiel, vor sich hin die Worte Mignon's:

> Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
> Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
> Was hat man dir, du armes Kind, gethan!

Für den da oben scheint allerdings Porzia Bianchi zur Mignon geworden! flüsterte Benno und deutete auf Hedemann, der über die nunmehr erwiesene Unschuld der Italiener Zeichen der größten Genugthuung gab.

Die Gegend gewann inzwischen einen bestimmter ausgeprägten Charakter. Man befand sich auf der Absenkung eines großen

Thalbeckens, das sich viele Meilen weit in wellenförmigen Senkungen und Erhöhungen hinzog bis zu den Gebirgen, die Deutschland von Frankreich trennen. Der Naturforscher kennt diese Gegend als eine, die ihre urweltlichen Bildungsformen noch jetzt nicht verleugnet. Oft stehen graue Basaltkegel in der Mitte dieses Hügellandes, als Reste vulkanischer Ausbrüche. Einsam ragen die abgestumpften Felsgestalten, von dünnem Zwergholz überwachsen. Oft steigen sie schroff bis zu den schärfsten und dann und wann mit einem Kreuze gezierten Spitzen hinan. Von einem höhern Punkte gesehen ist der Fernblick meilenweit; aber er ist nicht mehr so wohlthuend durch Saatengrün und lichthelle Waldungen, unfruchtbar wird das Land und wie von Steinen überstreut. Hier müssen einst Vulkane einen feurigen Hagelregen aus dem glühenden Innern der Erde geschleudert haben. Bei einzelnen etwas grünen Stellen, aus denen ein Kirchthurm hervorragt, kann man immer annehmen, daß sich das stete unterirdische Sieden und Kochen einer noch nicht geschlossenen Erdbildung dort auch mit einer wohlthätigen Quelle ankündigt, deren Wasser an Ort und Stelle zum Baden dient, erkaltet in Krügen weiter ins Land geführt wird. Kleine Seen finden sich; desto weniger Bäche. Der einzige größere ist jener „Fall", an welchem Kocher liegt, eine von jenen uralten, in die Römerzeit zurückreichenden Städten dieser sagen- und erinnerungsreichen Gegend.

Hatte man nicht den, zuletzt vom Hundsrück und von den Ardennen begrenzten, düstern Höhenblick der Ferne, so fehlte es abwärts in den Kesselthälern nicht an Abwechselung. Hier hatte die Cultur dem steinigen Boden abgerungen, was er an Fruchtbarkeit, wenn auch nur für Gerste und Hafer, hergeben wollte. Und belebt war bei alledem doch die Gegend. Selbst auf der Landstraße begegnete man, außer Landbewohnern, außer Soldaten, die wie Benno sich beim Stabe einstellen mußten,

manchem Geistlichen zu Fuß, manchem im Wagen; des Verbeugens vor Heiligenbildern und vor offenen Kirchthüren wurde kein Ende und selbst vor einer Procession mußte der Wagen halten. Jetzt nach der Ernte begannen die Wallfahrten zu manchem wunderthätigen Gottes- oder Heiligenbilde. Auch jener hochbegnadeten Stadt war man ziemlich nahe schon, die den heiligen Rock des Herrn besitzen will und allerdings die ältesten Märtyrer und Heiligen aufzuweisen hat, ja die den heiligen Athanasius selbst einst beherbergte, als er aus Aegypten vor den Arianern floh. Die Zeit war gekommen, wo gerade des Athanasius' Andenken lebhaft erneuert werden sollte; mancher hohe Würdenträger, sogar der Kirchenfürst der Provinz eiferte jenem Gegner der weltlichen Gewalt nach.

In einem Dörfchen wurde gefüttert. Und als man dann gegen zehn Uhr — die Morgensonne brannte heiß — weiter fuhr, fiel es auf, daß die Reisewagen mit höhern Geistlichen sich mehrten. Benno erinnerte wiederholt daran, daß in Kocher eine geheime Verabredung sollte getroffen werden, welcher selbst Dominicus Rück, sein Principal, nicht ganz fremd war. Er meinte jenes Rütli, wo Bonaventura als ein zweiter Tell fehlen durfte, ob Lucinde gleich, zur Mehrung ihrer Erregung, allmählich vernommen hatte, daß der Pfarrer vielleicht doch noch diesen Abend gleichfalls in der Dechanei eintreffen und somit schon sobald ihr seligstes Hoffen sich erfüllen könnte, wie oft — wie oft Ihm nahe zu sein!

Mit dem Steigen der Sonne wurde es schwüler und schwüler. Gegen elf Uhr kündigte sich ein Gewitter an. In der Gegend von Kocher her lagerten sich dunkle, tief graublaue Wolken.

Benno fing allmählich an in seiner schroffen Beurtheilung Lucindens nachzulassen. Einzelne ihrer Redewendungen, das Mit-

leid mit den Italienern, die vor einigen Stunden mit Rührung gesprochenen Goethe'schen Verse hoben ihre Erscheinung. Da sie die schwüle Luft bestimmte, den Schleier zurückzulegen, so musterte er mit geringerer Abneigung auch ihren heute fast vornehm sich gebenden äußern Eindruck. Lässig und wie hingegossen lag sie in der Ecke des Wagens. Der schottische Mantel war ihr von den Schultern geglitten und so krampfhaft auch der jetzt eingeschlagene kleine Sonnenschirm von ihr auf die grauen Zeugstiefelchen, die den kleinen Fuß bedeckten, gestemmt wurde, der Eindruck blieb der der Ruhe und fast einer höhern Ergebung. Gestern hatte sie von der Anstrengung und Ermüdung der Reise älter ausgesehen als heute. Heute gab ihr eine geringere Röthe des Antlitzes, ja ein wachsbleicher Teint etwas Vergeistigtes. Die langen schwarzen Wimpern bedeckten die unruhigen Augen. Die Athemzüge wurden ersichtlich aus einer hoch sich hebenden Brust. Es war über ihr Wesen wie ein Hauch gekommen, der ihre Formen anschwellen und sie anziehender erscheinen ließ.

Benno spielte mit seiner Cigarre den Gleichgültigen und war es doch schon lange nicht mehr. Hierhin und dorthin blickend, gab er sich, wie absichtlich, den Schein der Gewöhnlichkeit und prosaischsten Nüchternheit. Dennoch hielt er den Gedanken fest: Wenn sie sich nur nicht rührt! Wenn sie nur in dieser Stellung verbliebe, die Augen, die kalten, nicht aufschlagen, nicht reden, ganz so bleiben wollte, wie sie dasitzt, fast daliegt, träumerisch, ohne Berechnung, ohne Koketterie und Bewußtsein von ihrem sich mehrenden Reize!

Lucinde merkte jedoch schon lange das Interesse, das sie einflößte. Leise blitzte unter den Wimpern ihr Auge hin und her. Fast seitwärts schielend, sah sie zuweilen auf. Die Magie des Eindrucks war nun wieder zerstört.

Woran dachten Sie eben, Fräulein? fragte Benno erschreckend vor einem immer so in Thätigkeit verharrenden Verstande.

Lucinde blieb in ihrer hingegossenen Stellung, rückte und rührte sich nicht, senkte die Augen und sagte: Ich sehe Bilder vor mir, die mir Mignon und der Harfner weckten — katholische Bilder — Vielleicht hab' ich die Vision vom Leben auf der Dechanei —

Malen Sie sie aus! sagte Benno und blies den Dampf seiner Cigarre fort, erwartungsvoll, wie sich diese seltsame „Person“ weiter entwickeln würde.

Lucinde sprach träumerisch, mit zusammengedrückten Augen, vor sich hin: Ich sehe ein Schloß und sehe Menschen — Sie sind ganz wie in Mondschein getaucht — Ein schöner Park umgibt das altmodische Gebäude — Es hat epheubewachsene Thürme und Galerieen — Kleine Buchsbaum- und Taxushecken ziehen sich unter den Fenstern hin — Springbrunnen rauschen — Pfauen schlagen ihre schönen Räder — Bildsäulen lauschen versteckt aus Jasmin- und Geisblattbüschen — Dazu ertönt vom Söller die Mandoline — Ein Pilger schlägt diese Mandoline — Auf der Altane werden von einer Dame Lieder gesungen aus einem alten Pergamentbuch — Ein Mönch, der Liebling und Erzieher des Hauses, steht hinter ihr und schlägt die Noten um — Und wenn fernher dann die Glocken klingen oder ein Jäger im Walde ein Ritornell verhallen läßt, geht alles zur Ruhe — Nun steigen die lieben Englein nieder — Die kleinen bausbackigen Jungen schleppen Violinen und große Contrabässe herbei — Sie musiciren und das so lustig, daß die Frösche mit Jubel einfallen, die Heimchen mitschrillen — Alles neckt sich — Blume und Käfer — Bis endlich die Sonne am fernen Horizont mit rosigen Streifen sich ankündigt — Willkommen o seliger Morgen! — Alles blitzt im Thau — Es läutet zur Messe — Dann Wagengerassel

— Es kommen vornehme Abbates und Prälaten — Nach der Andacht spielen mit ihnen die Kinder des Hauses — Spielen selbst mit dem Strick des Franciscaners, der am Abend die Noten umschlug, und lassen ihn Pferdchens springen — Dazu summen die Bienen, schwirren die Käfer — Und wenn auch bei Tisch noch soviel Wein aus schönen hochgespitzten bunten Gläsern getrunken wird und braunglänzende Braten hoch aufgetragen werden, wie in den Bildern des Paul Veronese — Es geht doch Heilig und Weltlich hier immer in eins — Die Reste des Mahls und Weins, diesen in einer hohen strohumwundenen Flasche, schickt man dem frommen Eremiten Federigo unter den Eichen von Castellungo, der dafür die Kinder mit Bildchen beschenkt, die er in seiner einsamen Hütte malt oder sie das schwere, wie Steine rasselnde Deutsch lehrt, wenn es zufällig Kinder eines italienischen Conte sind, oder ihnen in seinen hohlen Eichen Rendezvous' vermittelt, wenn sie größer werden und verliebt sind . . . Doch sehen Sie nur, unterbrach sie sich in ihrer Schilderung plötzlich selbst; es gibt wirklich ein Wetter!

Sie Glückliche, lachte Benno, Sie können Ihre Phantasie zu Hülfe nehmen, wenn leider, leider nicht alles auf der Dechanei so zutrifft, wie Sie's sich ausgemalt haben!

Nein, nein, sagte Lucinde, die Dechanei, die denk' ich mir doch in allem Ernste ganz so — Sie haben's vielleicht nur noch nicht so beobachtet — Versteht sich: mutatis mutandis —

Mutatis mutandis? wiederholte Benno und sah sie, erstaunend über ihr Latein, an.

Ich meine — die Kinder —

Ja so! Verstehe! Verstehe!

Es trat eine Pause ein, wo Lucinde den Triumph genießen konnte, sich sagen zu dürfen: Du eingebildeter junger Mensch glaubtest mich so über die Schultern ansehen und nach

den Aussagen der alten Renate, des Gensdarmen Grützmacher und wer weiß, ob nicht auch deines so grausamen, so tugendkalten und mich glücklich-unglücklich machenden Bonaventura beurtheilen zu können! Und auch Benno fühlte vollkommen, was sie dachte. Nach einer Weile sagte er alles Ernstes: Ja, in der Hauptsache werden Sie es wirklich so in der schönen Dechanei finden! Sie könnte ganz in ein Gedicht von Clemens Brentano passen! Selbst die Pfauen fehlen nicht! Und noch mehr, der Onkel hat einen alten Diener, dem er gestattet in den Sternen zu lesen —

Das ist schlimm für seine Teller! unterbrach sie. Aber —?

Frau von Gülpen allerdings — Benno stockte.

Frau von Gülpen? fragte Lucinde gespannt.

Benno zuckte die Achseln und deutete an, daß mit diesem Namen die in Kocher am Fall zu erwartende Poesie ein Ende hätte.

Lucinde verstand diese Geberde. Mit tiefschneidender Ironie sagte sie: Also Frau Renate die Zweite! Und wie sie dann hinzufügte: O Männer! Männer! so war dies doch ein Ton, als hätte Benno aufspringen müssen, ihre Arme fassen und sie niederdrücken mit den Worten: Schwaches Weib, glaubst du denn allmächtig zu sein? Es war dies jetzt aus ihr herausgehend jener Glutenstrom, den Armgart gestern gefühlt hatte, jener Glutenstrom, unter dessen Gewalt vielleicht die Gräfin Paula vergangen wäre, wenn sie nicht Bonaventura gerettet hätte durch die Anordnung, daß Paula aus der orthopädischen Anstalt endlich entfernt wurde; aber auch jener Glutenstrom wieder, der sympathisch übereinstimmende Naturen hätte heben und zum Gefühl der Unsterblichkeit beleben können und von dem sich trennen zu müssen einst Klingsohr zur Verzweiflung gebracht hatte.

Zum Glück für Benno's sich mehrende Aufregung gab es

Zerstreuungen am Wege und bald auch kühlte er sich ab durch Lucindens rückkehrende Koketterie. Sie sprach von Armgart und verrieth ihre Absicht, ihren Begleiter zu Vergleichungen zu veranlassen. Nun war es wie eine sanfte Musik, die über Benno kam, als er so voll ersichtlichen Neides Armgart nennen hörte. Mit jener ironischen Schärfe, die seinen Zügen nicht bitter oder gar faunisch wie Klingsohr, nicht elegisch wie Serlo stand, sondern die eine große Anmuth in dem männlichen, edelgeformten Antlitz verbreitete, die schönsten Zähne zeigte und den Augen eine schelmische Gutmüthigkeit verlieh, sagte er: Lieber Himmel, mein Fräulein! Sind Sie denn wirklich schon so alt, daß Sie sich an Armgart's Jugend rächen zu müssen glauben! Lassen Sie doch die Kleine noch so kindisch sein wie sie ist! Hedemann, wie oft haben Sie ihr die Rettungsthat aus Canada erzählen müssen?

Hedemann wandte sich und sagte, er hätte das nur einmal gethan, Herr de Jonge aber wol ein Dutzend mal.

Herr de Jonge! fuhr Lucinde, die Benno über seine scharfe Aeußerung gar nicht zürnte, sondern sie belachte, fort. Wer ist dieser Herr de Jonge? Ein Reisegefährte des Herrn Hedemann? Erzählen Sie! Wir genießen das Gefühl, noch im Trockenen zu sitzen! Sehen Sie nur dort drüben, oberhalb der schwarzen Berge, wie es da schon gießt!

In Kocher am Fall! bestätigte Benno mit nachdenklichem und zerstreutem Ton.

Also, Herr Hedemann! Die Rettung aus Canada! Wer ist Herr de Jonge?

Sie werden ihn vielleicht in der Dechanei finden! erwiderte Hedemann und um gleichsam auf diese Art der Erzählung überhoben zu sein.

In der Dechanei? Um so mehr müssen wir auf ihn vor-

bereitet sein! Wer ist gerettet worden? Wer hat gerettet? Erzählen! Erzählen!

Diesem Humor ließ sich nicht widerstehen. Benno zündete sich eine neue Cigarre an und begann: Das beste Schiffsbauholz —

Hedemann hielt sich auf dem Bock die Ohren zu, als wollte er sagen: Diese tausendmal wiederholte Geschichte! Ich kann sie nicht wieder hören!

Das beste Schiffsbauholz, fuhr Benno mit um so größerm Nachdruck fort —

Die Cigarre war noch nicht im Gange.

Das beste Schiffsbauholz — wiederholte Lucinde, um gleichsam den Faden festzuhalten —

Bieten die Urwälder Canadas! Sie wissen doch, Fräulein, wo Canada liegt?

Lucinde dachte an ihre langen-nauenheimer Wandlandkarte und zeigte mit dem Sonnenschirm fest und sicher nach Westen hinaus.

Mutatis mutandis! bemerkte Benno. Es konnte heißen: Wer Latein kann, weiß wol auch das! Oder: Da so herum — ist allerdings richtig, aber Amerika besteht nicht aus Canada allein!

Das beste Schiffsbauholz, fuhr er fort, bieten die Urwälder Canadas, und die bequemste Gelegenheit, dasselbe auf dem Lorenzostrom und von da ins Weltmeer und nach England und Holland zu transportiren, findet man bei den vielen Nebenströmen des Lorenzo durch die berühmten Fälle desselben. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Thiebold de Jonge, Sohn der großen Handels- und Holzfirma „De Jonge's Erben“ drüben in der Residenz des Kirchenfürsten, auf dem St.-Moritzstrom quer über die tausendjährigen Eichen setzte und mit ihnen die drei- bis fünfhundert Fuß stürzenden Fälle hinunterschwamm, in seinen carrirten schot-

tischen Inexpressibles; nur so viel ist geschichtlich bekannt geworden und in Lindenwerth der abendliche Geisterspuk, wenn die Englischen Fräulein über die Lectüre des „Telemaque" einnicken, daß eines Tages, Sonntags, nicht wahr, Hedemann? —

Sonntags — antwortete dieser kopfschüttelnd —

Eines englischen Sonntags also, wo die Engländer auch in Canada daheimsitzen und keine Landpartieen aus Quebec oder Three Rivers in jene Gebirge hinausmachen, aus denen der St.-Moritz mit den tausendjährigen Eichen der Firma „De Jonge's Erben" niederstürzt — zwei so melancholische Hypochonder, sag' ich, wie der Oberst von Hülleshoven und sein Freund und Rathgeber da, Remigius Hedemann aus Borkenhagen bei Witoborn, nach Montreal wollten oder nach Isle de Jesus, wo man allein noch eine gute und richtige römische Messe zu hören bekommen kann in diesem abtrünnigen ketzerischen Amerika —

Hedemann schüttelte den Kopf —

Nicht? fuhr Benno fort. Sieh! Sieh! Euch denuncir' ich an die Inquisition! Ihr kommt mir beide schon lange so vor, als wenn Ihr in den alten Wäldern, wo die Indianer dem „großen Gott" scalpirte Menschenköpfe zum Opfer bringen, heiligere Schauer verspürt haben wollt als in unserer alten borkenhagener Dorfkirche! Schämt Euch, ihr Abtrünnigen! Doch davon bei anderer Gelegenheit. Steigen die beiden da unten herum über die Felswände in der Nähe des kleinen Paterson-Sees und träumen von vergangenen Tagen und künftigen englischen Halbsoldpensionen. Plötzlich sehen sie einen jungen lustigen Dandy gerade unter dem letzten Sturz des St.-Moritz herumhüpfen, wie wenn er hätte eine von den Töchtern der hochmögenden Frau Walpurgis Kattendyk zum Tanze führen wollen! Die reichste Familie drüben in der Residenz des Kirchenfürsten, mein Fräulein! setzte Benno erläuternd hinzu.

Keine Ausschmückungen! sagte Lucinde, von Benno's Heiterkeit unterhalten.

Der Oberst, fuhr Benno fort, zeichnet gerade den malerischen Sturz, Hedemann raucht eine transatlantische Originalcigarre, da verschwindet plötzlich unser Tänzer und beide wissen nicht, war es ein absichtlicher oder ein unabsichtlicher Entrechat, nachdem die beiden Firnißstiefel plötzlich aufgehört hatten in der Sonne zu glitzern. Von einem Hülferuf konnte nicht gut die Rede sein, denn der St.-Moritz donnert zwar nicht so stark wie der Niagara, spricht aber doch noch immer vernehmlicher als unser immer zahmer und kleinlauter werdender Rheinfall bei Schaffhausen . . . (ob man sich gleich auch noch jetzt bei dem in der Taxe für die Ueberfahrt verhören und drüben einen Franken zahlen kann, wenn man hüben nur auf einen halben bedungen zu haben glaubt) . . . Kurz, ringsum, wie gesagt, englischer Sonntag! Man wußte, daß in einem Orte Namens Forges eine Colonie von Flößern wohnt, die jedoch auf keine sonntägliche Wasserpartieen begierig schien und daheim trotz der Hitze vielleicht irgendeinen soliden Gin-Punsch braute. Nur jenen einen Tänzer hatte man bemerkt. Da er nicht wieder zum Vorschein kam, wurden unsere Menschenfeinde denn doch ein wenig unruhig, und der ärgste aller Timone, dort unser Hedemann, beliebte die geistreiche Bemerkung zu machen: Wenn nur das Bürschchen nicht in den Sturz gefallen ist! In den Sturz nämlich, von dem man die ganze Ausdehnung von dem Orte, wo sie sich befanden, nicht übersehen konnte! Allmählich macht man sich nun auf, klimmt empor, erreicht den Rand der Felsen, durch welche der St.-Moritz sich hindurchdrängend in einen Kessel niederstürzt, aus dem hochauf eine riesige Schaumkrone sich erhebt und dann pfeilgeschwind wieder weiter gleitet dem Lorenzo zu. Doch entdecken sie nichts. Alles ist still; nur wilde Vögel fliegen quer

über den Sturz, dessen Schaumtropfen hoch hinaufspritzen, daß die Dinger mit benetzten Flügeln das Weite suchen wie taumelnd. Da plötzlich bemerkt Hedemann's scharfes Auge unten an einem Felsenvorsprung — eine Mütze und eine so elegante, wie sie nur Herr Thiebold de Jonge getragen haben konnte. Nun stand es fest, der Tänzer war verunglückt. Zu sehen von seinen zerstückten Gliedmaßen war nichts. Man rief englisch, deutsch, französisch. Keine Antwort. Aber die Mütze lag da auf der Felsenkante und erst von dieser an konnte man senkrecht in die Tiefe blicken. Nun wuchs die Besorgniß. Sie steigerte sich bei dem immer gleichen Donnern und Zischen der aufspritzenden weißen Strudel, die, wenn der Gestürzte nur einen Fuß breit von der Felswand weiter entfernt lag und sich im Niedergleiten nicht an der Wand irgendwie noch hatte halten können, ihr Opfer verschlungen hatten. Wer stieg die Wand zuerst hinunter, Hedemann?

Der Oberst!

Erzählen Sie selbst, Herr Hedemann! unterbrach Lucinde. Herr von Asselyn, scheint es, brodirt die Geschichte, wie wenn sie in den Exercices des strasburger Englischen Fräuleins gestanden hätte zum Uebersetzen ins Deutsche!

Da es Benno des drohenden Näherkommens der aus zwei Richtungen heraufziehenden Gewitter wegen für gerathen halten mußte, vorläufig das Hinterdeck der Chaise aufzuschlagen, wobei ihn, hinunterspringend, der Quasi-Postillon unterstützte, so nahm Hedemann, nach Benno's Ausdruck, nicht nur die Leine der Pferde, sondern auch den Faden der Erzählung auf und berichtete schmuckloser. Er erzählte, daß anfangs der Oberst und er, beide zu gleicher Zeit, den Entschluß faßten, sich gegenseitig unterstützend bis zu dem Vorsprunge niederzusteigen, wo die Mütze lag. Freilich war damit schon Lebensgefahr verbunden, doch

rollte von der fast senkrecht niedergehenden Felsmauer kein Steinchen nieder. Bedenklicher war noch das Wagniß, sich überzubeugen und weiter in die Tiefe zu sehen. Der Oberst hätte es gethan, während Hedemann, sich mit den Fingern in die Wand einbohrend, ihn krampfhaft gehalten. Lautlos hätte er, nach erstem Bekämpfen des Schwindels, sich wieder zurückgelehnt und nur mit dem Kopfe genickt, als könnte schon der Schall der Worte die Kraft haben, die schmalen Steine, auf denen sie sich hielten, loszubröckeln. Mit Lebensgefahr wäre man emporgeklommen und nun hätte der Oberst berichtet, daß ein junger Mann dicht am Rande des tosenden Sturzes anscheinend todt läge. Kurzum — er wäre dann gerettet worden —

Was? Wie? fuhr Benno auf. Schon gerettet? Wer in aller Welt erzählt denn so! Nein! Zerschmettert vom Niedersturz, fuhr Benno mit pathetischer Stimme fort, zerschmettert vom Niedersturz konnte der Verunglückte nicht sein, denn der Fall war dicht an der Felswand entlang; ein Beweis, daß der Gefallene anfangs die Besinnung behalten hatte und niedergeglitten war an besagter Felswand. Unten aber konnte die Erschöpfung, ja schon der Luftdruck des niederstürzenden Flusses, ein Luftdruck, der bereits an dem kleinen Pavillon zu Lauffen beim Rheinfall den Athem benehmen kann, ihn vielleicht nicht mehr zur Besinnung kommen lassen —

Sie mußten wol, fragte Lucinde zu Hedemann, wie zu einer authentischern Quelle hinauf, nach jener Colonie, wo die Holzschläger wohnten?

Richtig, mein Fräulein! sagte Benno. Eine halbe Meile, und des beschwerlichsten Weges! Es vergingen drei Stunden, bis man an der einzigen Stelle, wo die Rettung möglich war, mit Stricken, Leitern, Stangen ankam. Der Schrecken war nicht gering in der Colonie. Der junge respectable Herr Thie-

bold de Jonge hatte diesen romantischen Spaziergang auf eigene Hand gemacht, während zwei Commis, ein Diener und einer der besten Holzmesser des Geschäfts, der die jungen Leute auf dieser Gewinn versprechenden Unternehmung begleitet hatte, in der Niederlassung zum Studium canadischen Gin-Punsches zurückgeblieben waren. Die Verzweiflung derselben verdreifachte die Anstrengungen, die man zur Rettung machte, und doch würde sie nicht gelungen sein, wenn das schwierige Anbringen der Leitern, der Stricke, der Stangen nicht von den beiden tapfern Soldaten geleitet worden wäre. Der Oberst war unten der erste. Der Verunglückte lebte noch. Er war allmählich von einer Betäubung erwacht. Er war erwacht, um mit Schaudern zu gedenken, daß er, wenn niemand ihn hier aufsuchte, des elendesten Todes hätte „versterben" müssen. Eine Stunde verging in dieser grausenvollen Vorstellung. Sein Rufen verhallte im Donner des Wassersturzes. Endlich kam die Rettung. Sie war schwierig, aber sie gelang, wie Sie heute noch an meinem Freund de Jonge sehen werden. Sie gelang aber auf folgende Art. Erstens —

Genug! Genug! sagte Lucinde und wandte sich an Hedemann: Das gab gewiß eine glückliche Scene!

Des Dankes? Der Rührung? Im Gegentheil! antwortete pathetisch für diesen Benno. Unsere zwei Söhne der Moorheide enthüllten nur oberflächlich ihr Incognito, nahmen vor zwei Jahren den gleichgültigsten Abschied von ihrem ewigen Schuldner, nicht einmal einen schönen Gruß bestellten sie durch ihn nach Borkenhagen oder Westerhof oder Kocher am Fall. In Quebec erfuhr der Gerettete die Namen des deutschen Obersten und seines nicht im activen Dienste stehenden Gefährten; er wollte ihre Rückkehr in Garnison abwarten, aber leider! sein Schiff war gerade „klar", er reiste ab mit Hinterlassung einer Menge von Danksagungen und Geschenken. Erst hier in Europa sahen sie

sich zufällig in der Residenz des Kirchenfürsten wieder. Heute in Kocher am Fall bei diesem Wolkenbruch werden sie sich an die Strudel des St.-Moritzflusses zurückversetzt fühlen!

In der That brach jetzt das Wetter über die Reisenden mit furchtbarer Gewalt aus. Man bot Hedemann an, daß auch das Vorderverdeck aufgeschlagen würde und er schleunigst hereinkäme. Hedemann öffnete aber nur den Soldatenmantel Benno's und lehnte ein Anhalten um so mehr ab, als ein in der Nähe liegendes Wirthshaus bei schnellem Zufahren bald erreicht sein konnte. Dort wollte man dann Rast halten und den Wagen vollends verschließen.

Das Wirthshaus lag an einem Kreuzpunkte mehrerer Landstraßen. Immer größer wurde die Zahl der sich eilenden soldatischen Kameraden, die in Blousen und Kitteln gen Kocher zogen. Manche Bekanntschaft war in der jähen Flucht der sich vor dem Regen Bergenden mit winkender Hand zu grüßen. Auch der Major der Gensdarmen, unter dem Grützmacher stand, wurde auf einem Gaule dahinjagend ersichtlich. Von der nördlichen Straße kam ein geschmackvolles Reisecoupé herangesprengt. Zwei Militärpersonen saßen darin, die aus dem Wagen sich vorbeugten; die eine war ein Offizier, die andere, wie Benno, ein Gemeiner. Letzterer sprang in dem Gedräng an dem Wirthshause noch vor dem Offizier heraus. Und wie fast zu gleicher Zeit auch das Gefährt aus St.-Wolfgang anhielt und der Soldat den im triefenden Mantel sitzenden Hedemann erkannt hatte, kam er zu diesem herangesprungen, ihm die Hand zu schütteln und ihn halb und halb geradezu zu umarmen. Jetzt hielt ein Diener in nobler Livree einen Regenschirm über dem Soldaten — ein wunderlicher Contrast zu seiner Jacke als Gemeiner. In dem Durcheinander des Erkennens, dessen Reihe nun auch an Benno kam, des Vorfahrens, der Begrüßungen da

und dort, des aus dem herabgelassenen Schlage Hinausspringens und unter das schützende niedere Dach Eilens auch von Seiten Lucindens war ihr vernehmbar und ersichtlich geworden, daß dieser neue Ankömmling eben der gerettete Herr Thiebold de Jonge war.

So eilig sie in die dumpfe, von Menschen überfüllte Wirthsstube lief, so sah sie doch, daß der am Wasserfall von St.-Moritz Gerettete eine schlanke Gestalt von lebhafter Beweglichkeit und dreisten und gefälligen Formen war. Er trug helle Glacéhandschuhe, Firnißstiefel, eine Piquéweste unter der nur am obern Knopf geschlossenen Uniform vom feinsten Tuche und eine carrirte Reisemütze, die mehr einem reisenden Engländer als einem Landwehrmann angehörte. In der Wirthsstube sah man Soldaten, Bauern, Viehtreiber, Hausirer, Geistliche, alles was der Regen nur hereinfegte. Lucinde hörte bald, daß der Vorfall mit dem Grabe in St.-Wolfgang allgemein bekannt geworden war. Major Schulzendorf erörterte ihn draußen mit den eben Angekommenen und dem Landwehroffizier, dem Begleiter Thiebold's. Hedemann war inzwischen verschwunden. Ohne Zweifel suchte er die nicht sichtbaren Italiener auf. Daß sie zugegen waren, sah Lucinde an dem ausgespannten Wagen derselben vorm Hause.

Angegriffen von der Fahrt, erregt von allen neuen Mittheilungen und Eindrücken, fast erstickend von der Schwüle des kleinen Saales und betäubt von den lärmenden Stimmen so vieler Menschen, stand sie am Fenster und sah wie die Blitze über die ganze Ebene hin ein magisches Licht warfen. Seltsam glänzte und strahlte das graue Gestein der vulkanisch zerrissenen Gegend.

Ihre Begleiter kamen nicht in den Saal und sie selbst mochte

sie nicht aufsuchen. Sie erfuhr, daß es bis Kocher nur noch eine halbe Stunde zu fahren war.

Schon nach kurzer Zeit hatte der Kutscher, vom Regen gebadet, den Wagen draußen ganz geschlossen. Die Pferde wurden nicht ausgespannt. Lucinde konnte annehmen, daß ihre Begleiter sofort weiter zu fahren wünschten.

Doch kamen sie lange nicht zurück ...

Sie wartete und wartete. Es verging fast eine halbe Stunde. Endlich ließen sich draußen schon die Italiener sehen. Auch der Regen hörte auf. Die Wolken theilten sich. Die Italiener, schien es, dachten an ihre Weiterreise.

Lucinde trat hinaus aus dem Saale, wo sie so lange am Fenster sinnend und träumend gestanden hatte. Sie suchte nach ihren Reisegefährten, die sie so auffallend vernachlässigten. Eben war sie im Begriff, den Alten, Napoleone Bianchi, zu grüßen, als sie, unter dem Thorwege stehend, nach dem Hofe und Garten zu einen lauten Wortwechsel und plötzlich aufs allerheftigste eine Stimme: Hedemann —! rufen hörte.

Sie wandte sich. Mehrere andere folgten ihrem Beispiel. Einige der Hausirer sprangen hinzu nach der Gegend hin, wo der Ruf hergekommen.

Das war ja Benno's Stimme! sagte sich Lucinde. Wie sie dem Beispiel der andern folgend sich wandte, um dem Hofe zuzueilen, kreuzte ihre Schritte, wie auf der Flucht, leichenblaß und mit furchtentstellten Zügen, Porzia. Ihr jüngerer Bruder Catone hinter ihr her. Er trug den Hut, der ihr entfallen schien.

Trug diese Begegnung schon den Charakter eines Moments — denn ebenso schnell war Porzia verschwunden und auf dem Wagen bei ihrem staunenden Vater und ihrem ältern Bruder, der schon die Peitsche in der Hand hielt — so war der Anblick, der sich allen nun schnell herbeigekommenen Beobachtern im Hofe darbot,

wie die plötzliche Versteinerung der lebendigsten Scene. Der Hof und Garten ging in Eins. Unter der Kegelbahn schienen die Italiener ein einfaches Mahl gehalten zu haben. Auch vom Hause aus konnte man in die Kegelbahn eintreten, wo man einen gedeckten Tisch sah. Hedemann, Benno, Thiebold de Jonge und der Landwehroffizier bildeten eine charakteristische Gruppe. Hedemann's breitkrämpiger Sommerhut lag auf dem nassen Boden im Garten draußen, er selbst stand wuthschnaubend und wie zum Angriff gerüstet. Benno vor ihm, ohne ihn zu berühren, doch in der Geberde, die den gewaltigen Ruf: Hedemann —! begleitet haben mußte. Thiebold de Jonge stand schützend vor dem Offizier, dem seinerseits ebenfalls die Mütze entfallen war und ein plötzlicher Schreck alle Farbe geraubt hatte.

Wie die Menschen neugierig herzugelaufen kamen, riß Benno den in jeder Ader zu einem Angriff gerüsteten Hedemann in den hintern Garten. Er folgte jetzt wie ein Kind gelassen und willenlos und nur noch das eine Wort kam allen hörbar von seinen bebenden Lippen: Herr — von — Enckefuß! Jede Silbe war betont, in jeder Schwingung der wenigen Worte lag die Andeutung, als wolle er sagen: Wir beide kennen uns doch wol?

Ein Aufenthalt in der Beurtheilung und Vermuthung über alles das war nicht möglich, denn Thiebold de Jonge trällerte soeben laut eine Arie und zog den Lieutenant, wie wenn nichts vorgefallen, tänzelnd weiter. Er führte den Erschrockenen, der seine Mütze aufhob, auf einem andern Wege in die grünen Gebüsche hinaus. Bald kam Benno, der Lucindens ansichtig geworden war, aus einem, wie man sah, mit den lebhaftesten Demonstrationen geführten Gespräch mit Hedemann nach vorn und sagte zu ihr: Bestes Fräulein! Sie werden gutthun, lieber allein vorauszufahren! In der Dechanei kommen Sie ge-

rade noch zu einem Mahle an, das heute zu Ehren der fremden Geistlichen stattfindet! Eilen Sie! Sie finden dann den Onkel und die Tante im besten Humor! Wir andern — wir bleiben noch eine Weile zurück — Gelegenheit, sehen Sie, gibt es noch genug nach Kocher am Fall und mein Absteigequartier ist ohnehin nicht in der Dechanei, sondern seitwärts in einem kleinen Weinberge, eben da, wo Armgart's Vater, der Oberst wohnt!

Aber Hedemann? fragte Lucinde forschend und um so theilnehmender, da sie der Name „von Enckefuß" an die alten düstern Begegnungen ihres Lebens, an den Rittmeister, den „schönen Enckefuß", erinnerte —

Fährt mit uns oder geht nach dem Regen lieber zu Fuß ... Sehen Sie nur, dieser Thonboden saugt im Nu eine Ueberschwemmung ein und man geht wieder trocken — Adieu, Fräulein! Heut Abend oder morgen in der Dechanei! Viel, viel Glück!

Diese Willensäußerungen und Verabschiedungen waren zu bestimmend. Benno begleitete schon Lucinden an den Wagenschlag und half ihr mit Artigkeit einsteigen. Ehe sie sich noch gesammelt hatte, ehe sie nur ihre Frage: Aber was ist denn nur vorgefallen? ausgesprochen, fuhr sie schon von dannen. Eine Aufklärung hätten die Italiener geben können. Diese aber hatten schon eine andere der vielen hier sich kreuzenden Straßen eingeschlagen, nicht die, auf welcher sie selbst nach Kocher fuhr. Vom Kutscher konnte sie nichts Anderes über den Vorfall erfahren, als daß jener Herr von Enckefuß aus der Residenz des Kirchenfürsten und zu den Landwehrübungen kam wie alle andern. Sie glaubte den Vorfall so zu verstehen: Der Offizier verfolgte Porzia, Hedemann trat dazwischen, ein Wortwechsel entstand, der zu Thätlichkeiten überzugehen drohte, Benno hielt Hedemann zurück und hinderte ihn, einem Offizier in Uniform eine Beschimpfung

zuzufügen, die diesen hätte zwingen müssen, vielleicht Hedemann, wie die Gesetze der militärischen Ehre den Satisfactionsunfähigen gegenüber einmal eingeführt zu haben scheinen, zu durchbohren. In dem Ton, wie Hedemann den Namen: Herr von Enckefuß! gerufen, lag eine Andeutung, daß sie sich kennen mußten. Was hinderte sie, anzunehmen, daß sie dem Sohne des „schönen Enckefuß" begegnet war, desselben Landraths und Freundes des Kronsyndikus, vor dem sie selbst oft genug, wie jetzt Porzia, geflohen war?

Nach einer halben Stunde, gegen halb zwei Uhr, sah sie am Rande eines eigenthümlich geformten, schroffen, fast sargähnlichen, dunkeln Bergrückens das Städtchen Kocher am Fall. Eine hohe Kuppel mit vier Thürmen rings gehörte ohne Zweifel dem Dom von St.-Zeno an.

In ihrer Brust wurde es ihr schwerer und schwerer, je mehr sie hinüberblickte zu der Kathedrale, die mäßig hoch auf einer terrassenförmig sich erhebenden Anhöhe lag. Diese kleine Anhöhe beherrschte auf dieser Seite die Stadt, während auf der andern der düstere Sarg des Gebirges lag.

Jetzt fuhr sie auf gekieselten Wegen durch smaragdgrüne, vom Regen funkelnde Wiesen; dann lenkte der Wagen in Baumalleen ein, die von geschnittenen Hecken durchbrochen wurden. Unmittelbar um ein im Quadrat liegendes kleines Schloß zwar nicht so phantastischen, wie sie in ihrer Vision gesehen, doch gefälligen altfränkischen Geschmacks zogen sich Blumen- und Gemüsegärten. Alles hatte einen vornehmen, gepflegten Anstrich. Das Schloß war mit Bildhauerarbeit geziert. An der Pforte, wo zwei gewaltige Karyatiden einen Balcon mit einst vergoldet gewesenem Eisengitter trugen, fuhr der Wagen an, ohne sogleich empfangen zu werden. Der Kutscher mußte absteigen und selbst klingeln. Dies Klingeln schallte weithin wie mit doppelten Zügen,

die den Klang der ersten Glocke nach einer zweiten übertrugen. Ein alter freundlicher Diener in weißen langen Haaren — wahrscheinlich der in Aussicht gestellte Sternseher — erschien, spitzte klug die Augen, orientirte sich, lächelte fein und wohlwollend und öffnete den Schlag. Er hatte eine Serviette über dem Arm, zum Beweise, daß man im Hause wirklich mit einem Diner beschäftigt war, wie sie bereits in St.-Wolfgang erfahren hatte.

6.

Am Nachmittag desselbigen Tages stehen die Flügel eines großen Fensters in der Dechanei weit offen. Sie sind beschattet von den Zweigen einer Linde, die sich die nassen Zweige und Blätter trocknen läßt von den fast mühsam durch das Laub hindurchdringenden Strahlen der wieder am blauenden Himmel hervorgetretenen Sonne. Die Vögel zwitschern, Käfer summen wieder; sie hatten an den Simsen und in den Cannelirungen des Hauses vor dem Regen ihre Zuflucht gesucht; wirklich auch trottet ein Pfau unterm Fenster über die unten rings hinlaufenden feuchten, moosdurchwachsenen Sandsteinfliesen und wiegt und hebt den bunten Schweif, fast wie um ihn nicht naß werden zu lassen und ganz wie eine Dame ihre Kleider schont. Sähe man nicht da und dort ein heiliges Emblem, am Eingang des engern Parks ein Marienbild, am Ausgang zur Kathedrale hin ein Crucifix, unter den Stuccaturen an dem Hause eine ehemals vergoldet gewesene Strahlenkrone, ein Kreuz, ein Dornenhaupt: man würde den Eindruck haben, als müßte man sich hier umschauen nach einem Marmorbilde der Flora, nach einer Gruppe versteckter Satyrn oder Nymphen entführender Centauren.

Am offenen Fenster gibt es einen traulichen grünen Winkel zwischen den hineinlangenden Zweigen der Linde und einem Studirtische, dessen Vorsprung den Vögeln ebenso zugänglich

scheint wie eine Anzahl ans Fenster gerückter Sessel, auf deren Lehnen sie sich zu setzen wagen. Ein Greis, den die Vögel schon kennen und den sie sogar auf seinem Schreibtisch besuchen — er lockte sie regelmäßig durch seinen Morgenzwieback und sein Mittagsdessert — nennt diesen Winkel seine liebste Sakristei und seinen segensreichsten Beichtstuhl.

Auch Bücher sieht man in glänzenden Einbänden mit geöffneten Kupfersticheinlagen in der Mitte des Zimmers auf einem runden Tische. Ein in Guache gemalter Christuskopf von Guido Reni hängt über dem Schreibtisch. Die bunten Lithophanieen, welche die Fensterscheiben verdecken, sind jetzt, da die Fenster offen, an die Wand gelehnt. Man sieht in Alabaster das Abbild der speerbewaffneten Göttin der Weisheit vom Parthenon auf einem weißen kleinen Porzellanofen. Auf dem eleganten Mahagonischreibtisch mit Fächern und kleinen durchbrochenen Galerieen aller Art liegen und stehen in Bronze bunterleigestaltete Nippsachen, Briefbeschwerer, Streusandschalen, Federgestelle, Federwischer von bunten Farben, ein gewaltiges Tintenfaß in Gestalt eines Drachen, der sein schwarzes Gift ausspritzt, zierliche silberne Leuchter, ein Lichtschirm von grüner Seide — —

Der ehrwürdige Bewohner lehnt den einen Arm auf ein grünsammetnes Fensterkissen und athmet den köstlichen Duft der Linde ein. Er lockt einen der Vögel, die in seinem stillen und dunkeln Zimmer unter ihren Zweigen zu sein träumen. Am liebsten beschied er auch ebenso von seinen Beichtkindern alle die, die ihm gar zu oft kamen oder zu umständlich sich ausplauderten oder die in ihrer „Sündhaftigkeit sich so außerordentlich wichtig machten", hierher an diese stille Stätte. In neuerer Zeit freilich kamen wenige. Die Dechanei stand nie im Geruch der Heiligkeit, jetzt vollends nicht, seitdem Beda Hunnius, Bonaventura's damaliger Mitgeweihter, nach mancherlei anderweitiger Verpflan-

zung, in Kocher Stadtpfarrer geworden war und überhaupt in vielen Kirchen rings in der Provinz täglich die Posaune Zions mächtiger geblasen wurde, als „zu seiner Zeit", zur frühern Zeit des Dechanten hier Sitte war. Manche jetzt predigten doch, als wollten sie die Trommeln übertönen, die da eben jetzt auf dem Marktplatz drinnen zu Kocher am Fall gerührt werden zum Appell des 35. Landwehrregiments. Sie predigten, als sollt' es an eine neue Bartholomäusnacht gehen, an ein Pour l'amour de dieu mit geschwungenem Schwerte, falls nur der Herr Kirchenfürst im Kampf mit der Regierung, mit der Philosophie und den gemischten Ehen bald die Parole ausgeben wollte. Der gute Onkel Bonaventura's und Benno's von Asselyn nahm die Sache der Religion von einer milden Seite. Auch hier an seinem Lindenbaum pflegte er jedesmal schnell mit dem selbstgeschilderten tiefen Verderben seiner Beichtkinder fertig zu werden, zog dann gern sein goldenes Döschen, ging auf Krieg und Frieden in der Türkei, auf Kunst, Natur, Menschenleben in Rom, Griechenland und Kocher am Fall über und endete gewöhnlich mit den besten Zusprüchen, die er dem Entschluß, auf Gottes Gnade zu vertrauen, ertheilte und mit den zuversichtlichsten Hoffnungen auf das nach Leibniz ja prästabilirte Glück und die Heiterkeit des ganzen Universums.

Dabei entbehrt jedoch der Greis, der, zurückgelehnt in einen bequemen saffianenen Voltaire, ein violettes Sammetkäppchen auf dem mit weißen Löckchen umwallten Haupte trägt, keineswegs einer gewissen Schärfe. Etwas Schlaues sogar, wenigstens Markantes, fehlte dem Dechanten keineswegs. Seine Nase war lang und habichtartig, das Auge dunkel und sogar listig. Und stochert er sich eben die wenigen Zähne, die ihm noch geblieben, so geschieht dies mit jener feinen Miene, die mehr einem Diplomaten hätte angehören können, allerdings einem Diplomaten aus der alten

Schule, jener, die noch am Wiener Congreß um ein Bonmot vom Fürsten de Ligne sich ebenso exaltiren konnte, wie unsere jetzige Diplomatie sich nur um eine neuconstruirte Jagdflinte exaltirt. Auch des Dechanten Kinn war ausdrucksvoll schön geschweift und länglich, die ganze Erscheinung, auch in den weißen wohlgepflegten Händen, entschieden vornehm und aristokratisch; ja, statt des kleinen weißen Streifens unter der schwarzen Halsbinde hätte ebenso gut ein blaues oder rothes Band irgendeines Comthurkreuzes hervorschimmern können. An den schöngeformten Schläfen, an der Stirn und dem Scheitel konnte man Geist und Phantasie erkennen. Nur ein etwas zu weicher, ja schlaffer Zug am Munde verrieth Bequemlichkeitsliebe, ein bekanntes Erbübel aller alten Garçons, vornehmlich aber derer von der langen Robe.

Seiner geistigen Richtung nach gehörte Franz von Asselyn zu den wenigen noch Ueberlebenden aus den Zeiten Wessenberg's, der sich damals, als das gesammte Vaterland für alle seine Lebensbezüge eine Vereinigung träumte und sich diese ehrlich verdient hatte durch die Jahre der Napoleonischen Knechtschaft, verdient durch den Aufschwung der Befreiungsjahre, auch für die katholische Kirche „Reformen" möglich gedacht. In jener Zeit hätte Franz von Asselyn rasch emporsteigen können zu einem Bisthum, er hätte jetzt Erzbischof sein können; denn waren auch die drei Brüder von Asselyn, Franz, Friedrich und Max, an Gütern nicht gesegnet, hatte jener den Priesterstand, Friedrich die Beamtencarrière und Max die Bewirthschaftung der wenigen und nach seinem frühen Tode ganz veräußerten Besitzthümer der Familie gewählt und traten sie dabei ohne andere Ausstattung als die ihres Herzens und ihrer Bildung in die Welt, so fehlte es doch an Verbindungen nicht. Franz ließ sich, nach einer lebhaften Antheilnahme an der „westfälischen" Zeit und einem damals häufigen Einspruch auch auf Schloß Neuhof, wo er in der That

„Frau von Gülpen“, die Schwester der „Frau Hauptmännin“, kennen gelernt hatte, in der Friedenszeit eine gute Pfründe genügen, das Dechanat zu St.-Zeno. Obgleich in einer wenig freundlichen Gegend gelegen, war sie doch die einträglichste und reichstdotirte auf fünfzig Meilen im Umkreise. Man würde sie wie alle diese Stifter, wenn nicht nach dem Wiener Congreß säcularisirt, doch in ihren Einkünften beschnitten haben, wenn nicht von alten Tagen her die deutschen Kaiser auf die alte Kathedrale ein Patronatsrecht geübt hätten, das infolge eines damals von Franz von Asselyn entwickelten außerordentlichen Eifers auf das Haus Oesterreich übergegangen war. So erhielt sich die Dechanei zu Kocher am Fall in ihren alten Einkünften, während die Amtsverpflichtungen sich nur auf den Kirchendienst beschränkten; denn zum wirklichen, der Bureaukratie verantwortlichen Dechanten, d. h. katholischen Superintendenten, machte man später den Stadtpfarrer eines benachbarten Ortes, nachdem eine kurze Zeit hindurch Franz von Asselyn die wirkliche Dechantschaft verwaltet und über Geburten, Hochzeiten, Sterbefälle, Disciplinarvergehen, Kirchenbauten und Reparaturen, Verbrauch von Wein, Brot, Oel, Wachs u. s. w. an die Regierung seine Berichte gemacht hatte. Freilich war das nur ein kurzer hitziger Anlauf gewesen. Franz von Asselyn war seiner Unfähigkeit zu solchen Relationen schon damals inne geworden, als ihn der kurze, befehlende Ton der Regierungsbescheide „verletzte“. Sowol sein „freiherrlicher“ Sinn wie der dem Priester mit der ersten Weihe eingepflanzte Stolz, der bei manchem bekanntlich in einen imperatorischen Hochmuth übergehen kann, konnte sich in diese Erlasse, in die Form dieser Fragen und Antworten nicht finden. Als er im Unmuth über den officiellen Regierungsstil einmal fast gegen ein Viertelhundert Briefe im Zeitraum von zwei Monaten gar nicht geöffnet hatte und ihm doch über die Dinge, die er nun auf diese

Art versäumte, über die Menschen, die er durch die Nichtbeachtung ihrer Angelegenheiten in die peinlichste Noth versetzte, zuletzt so himmelangst wurde, daß ihm die Briefe in Gestalt händeringender Weiber und Kinder Nachts am Bette erschienen und er nicht mehr schlafen konnte, da schickte er sämmtliches aufgehäufte Material an den damaligen Kirchenfürsten der Provinz mit der Bitte, ihn vor dem hohen Gubernium zu entschuldigen oder ihm wenigstens für sein kurzgefaßtes Mittel, sich nicht ärgern zu wollen, die möglichst lindeste Strafe zu erwirken. Der damalige Kirchenfürst war im Sinne der Regierung gestimmt, doch nicht ohne Wohlwollen für seine Angehörigen; so erfolgte eine friedliche Vermittelung. Die Dechanatsgeschäfte wurden dem Freiherrn Franz von Asselyn einfach abgenommen gegen eine Vergütung, die er an seinen Stellvertreter zahlte.

Der nominelle Dechant war indessen bei alledem doch seinen freiern Anschauungen über die Stellung der Kirche zur Religion, Wissenschaft und zum Vaterland nicht untreu geworden. Für die jetzt angebahnte mittelalterliche Reaction fehlte ihm alle verwandte Gemüthsstimmung. Er sah sogar etwas in ihr, dem sich der Stolz und die dynastische Treue des deutschen Adels hätte fern halten sollen. Er mochte nicht den Protestantismus, hätte aber gern eine katholische Kirche gehabt, wo Licht und Aufklärung, alle Künste und Wissenschaften, die den Menschengeist, vorzugsweise den deutschen, ehren, Platz behalten hätten. Diese Gesinnung mit Eifer zu verfolgen, für sie zu kämpfen, zu leiden, dazu fehlte ihm freilich der Aufschwung. Er begnügte sich, seinerseits das zu sein und es auch zu scheinen, was er war. Er ließ sich die Minerva nicht von seinem Ofen wegnehmen, bis des Winters, wenn geheizt wurde. Daß es darüber Anfeindungen gab, verstand sich bei der zunehmenden Liebe zur Dunkelheit und Angeberei von selbst. Einstweilen versöhnte er die Gegner durch

sein Herz. Seine Wohlthätigkeit war grenzenlos und wenn man an seiner Rechtgläubigkeit zweifelte, so konnte er sagen: Ich erzog euch ja einen Heiligen und wer weiß ob nicht außerdem noch einen St.-Georg, wenigstens einen vorm Appell- und Cassationshofe! Er meinte Bonaventura und Benno, die er beide hatte ausbilden lassen und wie seine Söhne liebte.

Diese Aeußerung hatte der Dechant auch noch heute wiederholt gethan, als er bei seinem immer gewählten, heute sogar festlichen Tische mitten unter Donner, Blitz und Regen mehrere der tonangebenden Geistlichen der Umgegend zu Gaste hatte. Mit Einschluß der Frau von Gülpen, seiner nunmehr schon fast der „goldenen Hochzeit", wie er oft scherzte, sich nähernden Wirthschaftsführerin, hätte die Tafel beinahe aus dreizehn Personen bestanden. Sein alter Diener, der Sternseher — er hieß Joseph Windhack und hatte einst bei einem Lehrer der Astronomie, einem österreichischen Exjesuiten in Wien, seine Carrière im Dienen und im Sternsehen begonnen — hätte diese Herausforderung der Schicksalsmächte ebenso wenig geduldet wie Frau von Gülpen. Es waren an die immer offene Tafel des Gastfreiesten der Gastfreien heute elf geistliche Herren gekommen, unter ihnen sogar ein Mönch. Jetzt blieb der Oberst von Hülleshoven, der mürrische Sonderling, aus. Nun half nichts, Frau von Gülpen mußte die zwölf Herren allein lassen und sich von der Tafel ganz zurückziehen, wodurch sie insofern einen Vortheil gewann, als sie desto umsichtiger erstens die Ordnung der verschiedenen Gänge dirigiren und zweitens die gerade zwischen einem pikanten Hors d'oeuvre und dem Braten ankommende Lucinde empfangen konnte.

Auf eine kurze Vorbereitung und erst einleitende Anweisung für ihre Stellung war Lucinde gleich in dem oben citirten Briefchen angewiesen worden. Daß diese so kurz ausfallen würde,

hätte vielleicht Petronella von Gülpen selbst nicht geglaubt; denn Lucinde war über die Aehnlichkeit der Gesellschafterin des Dechanten mit ihrer alten verschollenen „Frau Hauptmännin" sogleich sprachlos geworden, hatte allem zugestimmt und sich nur erst auf ihrem Zimmer zu sammeln gesucht —

Das Diner war vorüber. Der Dechant war erschöpft von Tischgesprächen, wie er sie nicht liebte. Hatten diese Collegen sich heute nicht gerüstet zu einer Conferenz, die Nachmittags beim Stadtpfarrer stattfinden sollte, als gält' es einen Wettkampf mit den Kriegsmanövern! Es waren nicht einmal die Zeloten, die der Dechant bei sich sah, aber alle standen unter dem Druck der Eiferer. Der erwähnte Mönch, ein Franciscaner, den einer der Herren mitgebracht hatte, war einer der berühmtesten unter den Drängern und Stürmern und ein geistvoller Mann dazu. Wie griff das alles den Dechanten an, ihn, der die Gewohnheit des alten Exjesuitenschülers, seines einst aus Wien mitgebrachten Dieners, Joseph Windhack, Abends auf einer Plateforme des Schlößchens sich um den Lauf und die Stellung der Gestirne zu bekümmern, so gern zum Anlaß nahm, von ihnen beiden zu sagen, daß sie ja überhaupt mehr im Sirius lebten als auf dieser kleinen Erde, dieser Tellus, die nicht einmal ein eigenes Licht hätte, sondern das ihrige von der Sonne und sogar dem armseligen Monde borgen müßte, ja daß die Sonne wieder ein Fixstern untergeordneten Ranges wäre und mit dem Sirius in gar keine Vergleichung kommen könnte, welcher Sirius wiederum seinerseits — Weiter ging er wenigstens in seinen Ketzereien heute an der Tafel nicht, wo das Gespräch auf den Sirius gekommen war und den Mönch veranlaßt hatte, über die Kassiopeja und die Farbe der Sterne überhaupt zu sprechen, worüber sich Windhack beinahe vergessen und beim Serviren ins Gespräch gemischt hätte.

Bis zur Conferenz beim Stadtpfarrer, wo der Dechant nicht fehlen durfte, hatte es noch einige Zeit. Nach dem Diner waren die Gäste entlassen worden, weil sie den Kaffee beim Stadtpfarrer nehmen sollten. Der Dechant hatte ein wenig in seinem Voltaire geschlummert, hatte den süßen, weichen Lindenduft eingeathmet, hatte das Zwitschern der Vögel belauscht und den Pfau vom Simse oben auf die untern Fliesen gejagt, diesen Lolo, den er nur Frau von Gülpen zu Liebe duldete — Lolo war ein gar böser Vogel, wie alle Pfauen; eitel von der hohen Büschelkrone bis zu den bunten Augen seines Schweifes hinunter, fuhr er herzlos auf alles Lebendige zu, dem er nur irgend mit seinem krummen Schnabel beikommen konnte. Ein unsteter Nachtunhold, hielt er nie sein Nest im geräumigen Hofe inne, hatte Lagerstätten überall, oben auf Windhack's Sternwarte, beim Hühnerstall, in der Nische eines steinernen Marienbildes, an den Eingangssäulen des Portals, auf einem Zweige da, in einer Hecke dort. Lolo war ein Nachtschwärmer, über den der Dechant in mancher schlaflosen Nacht oft bitter seufzen mußte, mehr noch als über das allgemeine Weh der Welt, bis er regelmäßig bei solchen Störungen doch zuletzt ärgerlichst an die spanische Wand klopfte und der in Sorge um den Lolo nebenan noch wachen Petronella von Gülpen zurief: Aber liebste, beste, theuerste Freundin! Was hat denn nur heute Nacht schon wieder Ihr verfluchter hoffärtiger Satan vor? Gewiß wieder nichts als Zorn und Aerger auf die Hennen, die still und sanft über ihren Jungen sitzen! — Dann pflegte Frau von Gülpen seufzend zu erwidern, der Lolo gräme sich, weil er im grünen Parke allein leben müsse — Der Dechant entgegnete aber: Ei, der niederträchtige Kerl mordet uns ja jedes Weibchen, das wir ihm schon bei allen Gutsbesitzern der Umgegend bald erbettelt, bald mit schwerem Gelde erkauft haben! Glauben Sie mir's, beste Freundin, um das Glück der Ehe

würdigen zu können, ist der Mensch, wollt' ich sagen der Vogel zu lange Cölibatär gewesen! Gerade wie bei uns! Heben Sie heute das Cölibat auf, ich glaube, wir heirathen gar nicht einmal! — Frau von Gülpen war dann, statt auf solche Blasphemieen schlafloser Verzweiflung zu antworten, gewöhnlich schon in ihrer Kontusche, hatte die Fenster geöffnet und sprach in die finstere Nacht hinaus mit dem auf einem Baumzweige wach sitzenden und vielleicht, wie der Heine'sche Fichtenbaum, von seiner eigentlichen Gangesheimat, wo eben allerdings die Mittagssonne hellglänzend in die Kelche der Lotosblumen schien, träumenden Vogel sanfte und still begütigende Worte.

Trotz solch schrecklicher Nachtreden war aber der Dechant die Sanftmuth und Herzensgüte selbst und am Tage in seinem Benehmen von den gewähltesten Ausdrücken. Zur Bestätigung dessen hätte man nur seine zierlichen Billetchen zu lesen brauchen, z. B. die Zeilen, die er schon heute früh geschrieben hatte, um vom eigengezogenen Obst des heutigen Desserts ein Körbchen voll an Frau Majorin Schulzendorf (die Gattin des Chefs unsers braven Wachtmeisters Grützmacher) zu übersenden. Unter einem Briefbeschwerer von Achat lagen die beantworteten, unter einem andern von Marmor die noch zu beantwortenden Briefe. Das waren allerdings keine „Regierungsschinken", wie sie gewöhnlich genannt und früher zum Räuchern gleichsam in den Schornstein gehängt wurden: zierliche, duftende Billetchen waren es, und manche darunter weit her und weit hin, besonders aus und nach Wien, das der Dechant alle drei Jahre zu besuchen verpflichtet war.

Heute fesselte ihn ein Brief, den er lange in der Hand behielt. Es war eine vor Tisch erst empfangene Antwort. Er hatte an einen geistlichen Freund geschrieben, der sich mit dem Ausdeuten von Handschriften beschäftigte und daran ebenso viel Vergnügen fand, wie seinerseits der Dechant an seiner Kupfer-

stichsammlung, seinen Gemmen und den Alterthümern von Herculanum, Pompeji, Babylon, Ninive, die er um sich breitete und in Dutzenden von Mappen sammelte. Diesem Freunde hatte er einige Zeilen einer Handschrift vorgelegt, die ihm vor einigen Wochen in einem anonymen Briefe mit mehreren Poststempeln aus dem Canton Tessin in der Schweiz, aus Chur in Graubündten, aus Lindau am Bodensee zugekommen war. Der Chirogrammatist schrieb ihm, die bezeichnete Handschrift wäre eine verstellte und gehörte einem Manne an, der mindestens fünfzig Jahre zählte, einen melancholisch-phantastischen Charakter hätte, niemals Börsengeschäfte zu machen im Stande wäre, in unserm Jahrhundert des Yankeethums sich nicht recht heimisch fühlte, am liebsten in einer kleinen verschwiegenen Villa am Lago di Lugano, am Fuße der Alpen oder in einem düstern Eichenwalde in den Thälern Piemonts wohnen könnte, einem Manne endlich, der, wäre er ein Feldherr, wie Cincinnatus hinterm Pfluge würde die Gesandten empfangen haben, die ihm das Consulat bringen wollten, einem Manne, der, wenn er ein Fürst wäre, doch wie Dionysius in Korinth den Schulmeister hätte spielen können, einem Manne, der Staaten lenkte und dabei junge Mädchen unterrichtete im Griechischen, Hebräischen, auch wol Abends beim Thee mit einer Scheere zierlich ausschneiden könnte — kurzum wie dergleichen Thatsachen die Handschriftdeuter bis zur Beantwortung der Frage, ob der betreffende Schreiber gern Sauerkraut äße und die unlöbliche, vielen großen Geistern jedoch eigene Gewohnheit hätte an den Nägeln zu kauen, herauszubringen wissen. Ja, der Correspondent trieb seinen Scherz noch weiter. Der Dechant las, daß der anonyme Briefschreiber „Werther's Leiden“ auswendig wüßte, keinen Monat bis zum Dreißigsten mit seiner Gage auskäme und sich in jeder Stadt gefallen würde,

nur in keiner, die zu gleicher Zeit Festung wäre oder an einem schiffbaren Flusse läge —

Nun zog der Dechant, lächelnd und kopfschüttelnd, aus einem der Schubkästen seines Mahagoni-Schreibbureau einen Brief, an dessen vielfach gestempeltem Couvert man die Veranlassung dieser chiro- und einfach romantischen Deutungen und Ahnungen erkannte. In anonymen Briefen liegt, wenn sie uns nicht aus feigem Versteck mit Grobheiten regaliren oder die Ansicht eines einzelnen Dummkopfs zu einem „Es geht das Gerücht" aufblasen, ein eigener Reiz, zumal wenn sie, wie dieser, ein verschwiegenes Abenteuer provociren, ein Stelldichein, das freilich nach dem vorliegenden Briefe aus dem Canton Tessin in der Schweiz (so gern der Dechant alle drei Jahre an die Ufer der Donau reiste und sich in seinen „St.-Zeno-Angelegenheiten" einige Monate lang von den Wirbeln und Strudeln des wiener Lebens wie der Jüngsten einer und dann ohne alles Uebergewicht treiben ließ — Frau von Gülpen blieb daheim —) etwas beschwerlich war und über das ohnehin im Dunkeln gehaltene Alter des Dechanten hinauslag. Der anonyme Brief hatte gelautet und lautete immer noch, wie er ihn auch kopfschüttelnd betrachtete:

„Sub sigillo confessionis.

Fiat lux in perpetuis! Quando quis tibi occurrit fidei romanae sacerdos, qui . . ."

Oder geben wir die Uebertragung:

„Unter dem Siegel der Beichte. Es werde Licht in Ewigkeit! Sollte Ihnen ein römischer Priester bekannt sein, der nicht den Tod eines Huß, Savonarola, Arnold von Brescia scheuen würde, um unsere Kirche von ihren Fehlern zu reinigen, so theilen Sie ihm unter dem Siegel der Beichte mit, daß sich am 20. August 18** unter den sogenannten Eichen von Castellungo zwischen Coni und Robillante am Fuß des

Col de Tende aus allen Theilen der Welt eine Versammlung gleichgesinnter Freunde und Wetteiferer um die Ehre unsers neuen Martyriums einzufinden gedenkt. Es werde Licht in Ewigkeit!"

Als schon vor längerer Zeit der Dechant diese räthselhaften Zeilen erhalten hatte, war seine erste Regung keine wie über einen Scherz. Er hatte wirklich eine Religion, den Aberglauben. Ganz wichtige Dinge gab es, deren Ausführung er abhängen ließ von der geraden oder ungeraden Zahl seiner Rockknöpfe. Die Ferne, die seltsame Zumuthung an sich selbst, ein mit so vielen Stempeln versehener Brief, alles das machte ihm einen geheimnißvollen Eindruck, ja es lag in dem Briefe etwas, was ihn im ersten Augenblick erschreckte. Nicht gerade die Handschrift, nein, der schwärmerische Geist des Inhalts erinnerte ihn an seinen theuern Bruder Friedrich. Später legte sich der erste Reiz dieser Zuschrift. Die gewohnte Bequemlichkeit sagte ihm: Dieser Briefschreiber ist entweder ein Narr oder es liegt dem Ganzen eine Fopperei zum Grunde! Man weiß sehr wohl, daß ich gewiß am wenigsten Lust habe, einen Scheiterhaufen zu besteigen, selbst wenn ich bis zu dem Versammlungstage neunzig Jahre zählen würde, wo ich mir vielleicht nichts mehr aus der Krankheit machen würde, an der ich doch nun einmal sterben müßte! „Aus allen Theilen der Welt!" Auch aus dem Sirius? — sagte er sich. Der Dechant besaß von allen irdischen Dingen, auch den großen Culturreformen, die Meinung, daß diese sich ganz von selbst machen müßten, wie die Gletscher, die sich seit Jahrtausenden aus kleinen Zufälligkeiten der Lokalität und Atmosphäre bilden und still und unhörbar von Jahrhundert zu Jahrhundert fortrutschen und die Gestalt verändern. Später nahm er dann an, daß sich's der Briefschreiber ein schreckliches Geld hatte kosten lassen, diesen oder ähnlich abgefaßte Briefe an hundert

andere Geistliche zu schicken. Doch schonte er das Geheimniß; er nahm wirklich an, daß es ihm gleichsam in der Beichte mitgetheilt war und horchte blos hierhin und dorthin, ob nicht aus den Gesprächen seiner Amtsbrüder Anklänge an diese auch an sie ergangene Einladung sich heraushören ließen; indessen war ihm nichts davon seither aufgestoßen. Das hatte ihn dann wieder aufs neue erschreckt bis zur Nachforschung bei jenem Freunde, den er die Handschrift aus einigen auf dünnem Papier durchgepausten Worten beurtheilen ließ. Und bei alledem war ihm erst heute wieder die Ahnung gekommen, als wüßten wol auch andere um den Brief. Zufällig war der 20. August erwähnt worden, der Tag des heiligen Bernhard von Clairvaux, — einige Fanatiker, unter ihnen der Franciscanermönch, tadelten an diesem gelehrten und gottseligen Theologen sein gegen das unbefleckte Geborenwordensein der Mutter Gottes abgegebenes Votum — er sah bedeutungsvoll im Kreise rundum, forschte auf den Mienen; aber selbst als während des Gewitters und vor dem Essen der Speisesaal zu dunkel wurde und der alte Windhack an den Fenstern die Vorhänge höher hinaufzog mit den harmlosen Worten: Fiat lux in perpetuis! achtete von den Anwesenden niemand der von Windhack's Seite nur zufällig gegebenen Anspielung weiter, als die Anerkennung der bereits bekannten Bildung des alten Bedienten mit sich brachte. So fiel denn wieder die Frage schwer auf sein Inneres: Wer hat gerade dich, dich erkoren, einen so unglücklichen Märtyrer aufzutreiben? Kennt man die Hoffnungen, die wir alle auf Bonaventura setzen? Dann mußte er sich freilich sagen, daß Bonaventura zu einer Richtung gehörte, die an Rom irgendetwas ändern zu wollen für leere Freigeisterei hielt.

Wie der Greis so sann und sann, gesellte sich allmählich zu dem Zwitschern der Vögel noch das Geräusch eines über die

Teppiche des Fußbodens im Zimmer selbst still hin und wieder Wandelnden. Windhack war es, der vor einigen Stunden das Fräulein Lucinde Schwarz empfangen hatte. Wollte das kleine graue Männlein, dem eine spitze Nase und eine stark gewölbte Stirn das unverkennbare Gepräge eines ins Detail gehenden Forschers gaben, sich lieber mit der Thatsache beschäftigen, daß in diesen gegenwärtigen Augustnächten die reichste Ausbeute von Sternschnuppen zu erwarten war, oder unterstützten sein stark geröthetes Antlitz und gewisse klare, glückselige Augen, die auf einen gründlichen Verwahrer der übriggebliebenen Weinreste des Diners schließen ließen (daß die dem Keller des Dechanten zu übergebenden Weine vorher gründlichst durchkostet und kennerhaft geprüft waren, gehörte nächst der Haarwuchsbehandlung des Hauses und aller Freunde desselben zu den unbestrittenen langjährigen Vorrechten des alten Exjesuitenzöglings), wir sagen, unterstützten diese äußern Merkmale seine Kritik des, wie das ungeduldige Männlein sich äußerte, „überstandenen“ Diners oder schmunzelte und lächelte er darum so behaglich, weil ja nun Frau von Gülpen's neueste „Nichte“ angekommen war — genug, er begann sich bemerklich zu machen und wie ein guter Diener ganz leise, ganz nur zufällig, nicht etwa hereinplatzend und die Stille der Betrachtung seiner Herrschaft störend. Er brachte eine Zeitung, griff dann nach einem an dem Porzellanofen hängenden eleganten rothen Staubwischer und wedelte sanft über die Minerva hin, über den Guido Reni, über die Kupferstichmappen, mehrere nach hinten versteckte und jetzt erst sichtbare Carlo Dolces und einige noch etwas mehr versteckte und von freistehenden Bücherrepositorien verborgene Torsi alter heidnischer Erinnerungen, zu denen selbst die Venus von Milo gehörte.

Der Dechant wußte nun, daß Windhack etwas zu melden hatte. Hm! sagte er. Schon fünf? Zeit zur Conferenz?

Noch eine Viertelstunde, Herr Dechant!

Das Getrommel in der Stadt wird die ganze Nacht dauern —

Hier hören Sie's ja nicht!

Benno angekommen?

Doch wol —

Hedemann —?

Gesund und vergnügt! Auch der junge Thiebold de Jonge —

Und —?

Assessor von Enckefuß —

Armgart nicht?

Nein, aber das Fräulein —

Welches Fräulein? Aha! besann sich der Dechant. Nun?

In diesem Nun lag viel, sehr viel, und, wenn man will, in dem lächelnd wiedergegebenen: Je nun! des alten Dieners lag noch mehr. Es lagen zwei Lebensgänge in diesen kleinen Worten. Einer durch die schönen Tage auf Schloß Neuhof unter den Tänzerinnen, Sängerinnen, Marquisinnen und Vicomtessen seines alten Freundes des Kronsyndikus bis nach Wien und Paris — Der andere Lebensgang von da zurück in diese stille Klause hier zu Kocher am Fall, einer Stadt an einem Bergstrome, der wie von einem ungeheuern Sarge herniederzugleiten schien. Und eben wollten beide ihr Nun? und ihr Je nun! auf die ihnen geläufige Weise erläutern und ausführen, als eine leichte, unsichtbare, gleichfalls fast unhörbare Rollenthür in der Tapete leise aufschnurrte und Frau von Gülpen eintrat. Auch Frau von Gülpen machte die Anzeige, daß Fräulein Schwarz angekommen wäre und dem Dechanten ihre Aufwartung machen könnte —

Petronella von Gülpen war die jüngere Schwester Brigittens von Gülpen, der bereits im Jahre 1809 auf Schloß Neuhof entthronten Beherrscherin des Kronsyndikus. Beide Schwestern gehörten einem Familiensystem an, das sich durch Jahrhunderte in

der Nähe geistlicher Sitze in einer Weise fortpflanzt, die, wie man von einem Fahnenadel spricht, ebenso von einem Krummstab-adel sprechen lassen könnte. Es ist immer eine und dieselbe Familie, wenn auch die Namen wechseln. Die weiblichen Bestandtheile derselben sind diejenigen, auf welche es am meisten ankommt; die dazu nöthigen Männer sind mehr zufällig und die Verbindungen schließen sich geheimnißvoll und unerklärt. Die Mutter der beiden Schwestern von Gülpen war die Wirthschafterin eines Fürstabts; ihr „Vater" war ein ehemaliger Unteroffizier Friedrich's des Großen, der jedoch in der aus hundertzwanzig Mann bestehenden Armee des Fürstabts eine Stellung als Lieutenant gefunden hatte. Ueber Witoborn, eine Priesterstadt, hinweg waren sie auf Schloß Neuhof gekommen, Brigitte als die Aelteste und eine ganz in der Schule eines ehemaligen Unteroffiziers Erzogene, Petronella um zehn Jahre jünger und allmählich zur Freundin des Dechanten erkoren und demzufolge von einem höhern Aufschwunge der Bildung, ja mit den Jahren sogar theilhaftig geworden aller Feinheiten eines in so hohem Grade gewinnreichen Umgangs. Tyrannisirt von ihrer Schwester, war sie früh ebenso zum leidlich Guten geartet, wie jene zum entschieden Schlechten. Der schon 1803 säcularisirte Fürstabt, ihr Vater, wir meinen ihr Landesvater, hatte nichts für sie thun können und den ehemaligen Unteroffizier Friedrich's des Großen hatte schon in der Reichsarmee, die 1793 gegen die Sansculotten zog, noch vor der Kugel eine zu volle Ladung jungen Weines in irgendeinem geistlichen oder weltlichen, jedenfalls neutralen Keller getödtet. Seit Jahren waren beide Schwestern von einander getrennt. Obgleich sie sich haßten und nichts von einander wissen mochten und jetzt wol auch kaum noch etwas von einander wußten, hatten sie doch manches gemein. Petronella mußte man nur in jenen nächtlichen Augenblicken sehen, wo sie in der Kontusche, mit einer spitzenverzierten

Dormeuse über die ganze Stirn und einer das Kinn fast einhüllenden weißen Tüllbandschleife, dem unsteten Lolo Worte der Liebe und Beruhigung sprach; man mußte sie sehen bei den vielen andern tagscheuen Gelegenheiten, z. B. da, wo sie, allerdings höchst liebevoll, den Schwächen aller geschaffenen Creatur beim guten Dechanten zu Hülfe kam. Frau von Gülpen würde, das ist wahr, keine Barmherzige Schwester abgegeben haben für ein großes Spital von allerlei wildfremden Schneidergesellen oder vom Gerüst gefallenen Maurern und Zimmerleuten; dazu hätte es ihrem jetzt so vornehmen Sinn und ihrer Neigung für Exclusives durchaus an Stimmung gefehlt — sie begriff nie — und sie sagte das auch — wie es jetzt wieder Gräfinnen und Personen von Distinction geben könnte, die ganz so wie im „Alterthum“ unter die Barmherzigen Schwestern träten und für allerlei „fremden, unsaubern Pövel“ Kamillenthee und Haferumschläge machten und, wenn „dergleichen Bagage“ gestorben wäre, sogar deren Leichen wüschen — aber — bei einem „einzelnen Herrn“, bei einer geliebten Persönlichkeit, und wäre diese an Bedürfnissen selbst ein ganzes Spital, ein ganzes Sacré Coeur oder eine lebendige Charité gewesen, da konnte sie sich den schwierigsten Pflegen des menschlichen Leichnams unterziehen. Da gab es kein Seitenstechen, für das sie nicht eine passende Flanellreibung gehabt hätte, kein Magendrücken, dem sie nicht Erleichterung durch irgendeinen Thee verschaffte, keinen Frostballen, dem sie, bei verschlossener Thür und die Brille auf der Nase, nicht sogar eigenhändig mit einem scharfen Messer, wenigstens an der sterblichen Hülle des Dechanten, zu Leibe gegangen wäre. Nur mußten die Menschen, denen sie die edeln Liebesrathschläge widmete — die Liebes*werke* gehörten lediglich nur dem Dechanten — zu dem Kreise ihrer nächsten Beziehungen gehören. Sie mußten durch Distinction und Namen in der Gesellschaft eine Stellung

einnehmen. Es war das schöne Lebensprincip der „Frau" von Gülpen, daß Natürliches niemanden schände und um so weniger schände, als es einmal im Plane der Schöpfung gelegen habe, den Menschen aus einem so höchst erbärmiglichen Stoffe zu bilden, einem Stoffe, der bei jedem schönen Abendspaziergang sich eine Erkältung und von der wohlschmeckendsten Truthahnpastete eine Indigestion zuziehen könne. Den Lebensberuf der Frauen fand diese Dame darin, daß sie für die Männer, die sie lieben, in einem ewigen Kampfe gegen die Unzulänglichkeit von „Kraft und Stoff" liegen sollten. Ihre Waffen waren ein Arsenal von Leibbinden, Wärmsteinen, Fußsäcken, Kräuterkissen, Senfteigen, Theevorräthen aller Art, sowol schweißtreibender wie beruhigender, luftfördernder und lufthemmender Art, nicht eingerechnet die vielen Pillen, Pulver, Tropfen und noch unausgeführten Recepte, die sie zu häuslichen Vorkommnissen sich aus guten gemeinnützigen Schriften oder aus bewährten klösterlichen oder Familientraditionen niederzuschreiben pflegte, selbst für Fälle, die nur in schreckhafter Möglichkeit lagen, z. B. die Hundswuth. Aber die erschaffene Creatur auch in ihrem behaglichen Befinden hatte in Frau von Gülpen ihre treueste Beförderin. Man mußte sie sehen an jedem Montag bei der großen Revision der alten und neuen Wäsche; an jedem Dienstag unter den Nähterinnen, welche sie, ein liebes Mädchen, Treudchen Ley, an der Spitze, an der Wäsche flicken und stopfen ließ; an jedem Mittwoch auf dem wichtigen Mittwochmarkte zu Kocher, wo sie mit der prüfenden Uebersicht eines Feldherrn die vorhandenen Vorräthe an Wild und Geflügel musterte; an jedem Donnerstag, wo es dann regelmäßig in der Dechanei ein Diner gab; an jedem Freitag, wo die heilige Fastenordnung und ihre specielle intimste Vertrautheit mit der Kunst des Backens und der höhern Fischsaucen sie selbst zur Köchin machte; an jedem Sonnabend, wo sie dafür zu sorgen hatte, daß sie

nur selbst obenauf blieb und wol gar nicht selbst krank wurde, aus Angst, daß es der Dechant werden könnte, der an diesem Tage früh die Schulen zu inspiciren hatte und dann oft von drei Uhr Nachmittags bis spät Abends im Beichtstuhl festgehalten wurde und trotz aller Vorsichtsmaßregeln, trotz Fußsack, Pelz und Kohlentopf im Winter, nach Hause immer so ermüdet kam, so geistig durchschüttert, von der hochwichtigen Function des Anhörens fremder Seelenbekenntnisse so sehr um alle eigene Lebensstärke gebracht, daß er erklärte, nur die schönste, seelenvollste Musik in einem Nebenzimmer, eine Musik wie von Seraphshänden gespielt, könnte ihn wieder in den Zusammenhang mit Gottes harmonischer Weltordnung bringen! Essen konnte nicht der Dechant Sonnabend Abends. Denn, sagte er, von dem, was ein katholischer Priester in der Beichte alles zu Gehör bekommen muß, würde wenigstens ihm so weh und schlecht ums Herz, so tiefjämmerlich um Seele und Magen herum, so vollständig und unendlich satt zu Muthe, daß er nur noch Appetit zu Himmelsspeise haben könnte, zu Eliaskost, von Raben oder geradezu Engeln oder sonstigen Boten Gottes credenzt. Glücklicherweise kam dann der stolze, feierliche, hochherrliche katholische Sonntag mit seinen brennenden Lichtern, mit seinen gestickten Meßgewändern, mit seinem duftenden Weihrauch, mit seinem erhebenden Orgelton, seiner sichern jahrtausendjährigen Regelmäßigkeit — der hob, der tröstete, der erquickte ihn dann wieder — wenn er auch durch vierzigjährige Gewohnheit das Heiligste verrichtete, ohne davon eine andere Vorstellung zu haben, als die eines Traumes, geträumt mit wachem Auge. Am Sonntag Abend fing er erst wieder an sich als Mensch und von dem Ernst des Lebens minder schmerzhaft berührt zu fühlen.

Jene Sphärenmusik aber, jene Lücke am sonnabendlichen Thee, welche die gute Frau von Glülpen selbst nicht ausfüllen konnte,

jenes Bedürfniß nach Eliaskost war die Veranlassung, daß seine treue Freundin in fernen Gegenden eine so weit verbreitete Verwandtschaft hatte. Seit dreißig Jahren sagte man zu Kocher am Fall, daß diese nie schöne, aber immer wohlgesinnt gewesene „Seitenverwandte der Asselyns" für die Ihrigen doch auch das mildeste Herz von der Welt hätte. Eine Nichte nach der andern zog sie an sich! Sie sorgte, wenn sie nicht gleich beim ersten Eindruck misfiel und oft schon nach vierundzwanzig Stunden abreiste, „für deren Ausbildung", ließ sie in der Dechanei wohnen und verschaffte ihr den Schutz und den Beistand des wohlwollenden und gütigen Herrn, dessen Pflege sie ohne höhere Ansprüche für sich selbst und mit einer in der That klösterlichen Entsagung seit so langen Jahren schon übernommen hatte. Nur böse Zungen waren es, die behaupteten, daß die Familie der Frau von Gülpen merkwürdigerweise einen höchst unbestimmten Typus hätte. Denn bald wären die Nichten aus einer blonden, bald aus einer braunen Seitenlinie, bald hätten sie schwarze, bald blaue Augen, bald gehörten die Nasen dem griechischen Profil an, bald säßen sie mit zierlichem Trotz stumpf auf Gesichtchen, die indessen alle, das blieb unbestritten, hübsch waren. Mesalliancen gab es in dieser weitverbreiteten Familie der Gülpens leider sehr viele, denn einige „Nichten" trugen adelige, andere nur bürgerliche Namen. Darin aber waren sie sich alle gleich, daß sie erstens, wenn sie länger als einige Wochen blieben, sämmtlich anmuthig, zweitens gebildet, drittens musikalisch sein mußten, viertens jedoch daß darum keine länger bei der Tante blieb als nur zwei Jahre. Ueber letztern Umstand gingen verschiedene Gerüchte — Die einen behaupteten, für ein geistliches Haus hätte ein längeres Verweilen, da ohnehin alle mit der Absicht kamen, nur die Tante auf einige Zeit zu besuchen, anstößig erscheinen müssen. Die andern sagten, Frau von Gülpen hätte mit dem Dechanten die feierliche

Abrede getroffen, daß sich keine von ihren Nichten jemals dürfte einfallen lassen, irgendwie in ihre Rechte einzutreten, was allerdings bei einem zu langen Verweilen in der Nähe des für alles Schöne lebhaft empfindenden Mannes zu besorgen war. Man sagte ferner, daß diese Trennungen oft schmerzliche Scenen herbeigeführt hätten, deren Nachklänge der Dechant nur durch seine jeweiligen wiener Reisen vergaß — Lucinde war etwa die zwanzigste Nichte, die schon nach Kocher am Fall gekommen war. Ihre Vorgängerin war zufälligerweise Angelika Müller gewesen, jene Lehrerin, in deren Persönlichkeit entweder eine arge Verwechselung stattgefunden hatte oder die dem, der sie empfohlen — es war nicht der Philosoph Doctor Laurenz Püttmeyer selbst — zu sehr verklärt erschienen sein mochte durch die Schönheit ihres Geistes und Herzens. Dennoch hatte Angelika Müller bei der „Tante" sechs Wochen bleiben dürfen.

Der Dechant verstand den eigenthümlich aufgeregten und freudvoll-leidvoll gemischten Blick seiner langjährigen Freundin, mit dem auch sie jetzt, aber tief aufseufzend, die „neue Acquisition" ankündigte. Geschah dies doch regelmäßig mit demselben unheilverheißenden Tone, demselben Unkenruf des Mistrauens und der Furcht wieder vor einer solchen „wildfremden Person", der „niemand ins Herz blicken könne", und die sogleich bei erster Begrüßung für das scharfe Auge der Kennerin gewöhnlich irgendeinen bedenklichen Fehler hatte. Die eine sprach ihr sogleich viel zu rasch, die andere viel zu rauh, die dritte hatte keine „Lebensart", die vierte deren zu viel, die fünfte war naseweis, die sechste simpel — und an der Toilette schon, an der Wäsche, an der Frisur konnte Frau von Gülpen unterscheiden, weß Geistes Kind die von außenher, durch allerhand Vermittelungen empfohlene „Person" war — Ja, wenn auch eine ihrer Nichten allen Kennzeichen, die der Dechant nur verlangte, noch so voll-

kommen entsprach, für Frau von Gülpen konnte sie irgendetwas haben, das ihr einen „Odeur“ — sie meinte „Horreur“ — verursachte — Kurz, der Dechant und Windhack, beide waren die erste Verurtheilung schon gewohnt und regelmäßig fanden beide hintennach bei eigener Anschauung, daß die so verfehlt geschilderte Acquisition „gar nicht so übel war“.

Nur heute bedauerte der Dechant, daß er jetzt sich eilen müßte in die Conferenz zu kommen. Ja da der neue Ankömmling nicht sogleich mit Frau von Gülpen schon eintrat, da man erst nach Lucinde Schwarz klingeln mußte, da des gefallenen Regens wegen Frau von Gülpen auch noch auf eine warme Fußbekleidung für den Dechanten drängte, so wurde beschlossen, die Vorstellung zu lassen bis zur Zurückkunft. Fand sie dann auch, da sich zum Thee jeden Abend Gesellschaft auf der Dechanei einstellte, vielleicht vor Zeugen statt, so konnte man ja dann gerade am ehesten beweisen, daß der neue Nichten-Besuch nur der Gesellschafterin des Dechanten galt, nicht ihm selbst.

Indem Windhack seinem Herrn jetzt behülflich wurde, sich zum Ausgang wärmer anzukleiden, begleitete er die Aeußerung der Frau von Gülpen, Windhack hätte sie ja auch schon gesehen! in seinem sanften Redeton, der ihn dem Dechanten besonders werth machte, mit den Worten: Ja, halt ganz wie die Berenice!

Der Dechant wußte, daß Windhack mit dieser Vergleichung nur die Figur eines Sternbildes meinen konnte. Wie so? Berenice? fragte er, eine weiße Halsbinde unter die schwarze legend, während Frau von Gülpen aufhorchte.

Wenn Sie sich die fünf Sterne der Berenice durch Linien verbunden denken und den obern sozusagen als den Kopf, so kommt halt ungefähr das neue Fräulein heraus! sagte Windhack.

Hoffentlich, bemerkte der an solche Schilderungen gewöhnte Dechant, hoffentlich heißt das nicht, daß die Dame einen Buckel hat?

Frau von Gülpen meinte schon: Gewiß! Sie geht sehr übergebeugt! Frau von Gülpen dachte an ihren eigenen geraden Wuchs und daß man bei etwas Tournure selbst als Sechzigerin immer noch manches vor der grünen Jugend voraushaben könne. Sie wußte nicht, daß die Vergleichungen ihres Aussehens mit der Schreckgestalt der alten „Hauptmännin“ Lucinden sogleich mehr als sonst in Furcht und Nachdenken versetzt hatten.

Sonst aber sehr anmuthig! fuhr Windhack fort. Sehr freundlich! Mit jedem schon so, als wenn sie jahrelang mit ihm bekannt wäre! Mich hat sie gleich gefragt, was es für Menschen im Monde gäbe? Sie arrangirt sich jetzt halt oben ihre Kammer!

Der Dechant verfolgte diese Andeutungen nach der Richtung hin, wie ein derartiges neues Wesen in dem nicht immer ganz stillen Frieden der Dechanei sich künftig würde bewähren können. Er erschrak, als Frau von Gülpen bereits daran erinnerte, die Nichte wisse, daß sie nur vorläufig auf drei Tage „zum Besuch“, d. h. zur Probe da wäre. Hm! Hm! sagte er, Menschen im Monde! Sie kennt also schon unsere Schwächen — wollt' ich sagen — unsere Forcen! Windhack, eine Nichte, die Astronomie verstand, die hatten wir ja wol noch nicht? Richtig! Die Müller'n! Aber die trieb mehr die Mathematik! Lieber Gott, sie war selbst wie 'ne grade Linie! Hm! Berenice! Hatte die Berenice nicht ein schönes, berühmtes Haar? Das Haar der Berenice! Blond, lichtblond, wie der Name andeutet, Lucinde! Nicht?

Mit diesen Worten schritt der Dechant schon die steinernen Treppen hinunter. Windhack begleitete ihn und sagte: Im Gegentheil, Herr Dechant! Schwarz wie 'ne Novembernacht ohne Frost! Ein Regenschirm ist nicht nöthig, Frau von Gülpen!

Frau von Gülpen war bis zur Hälfte der Treppe mit hin-

untergegangen. Sie blieb da stehen, wo sich eine Thür zu einem Wirthschaftsentresol befand. Dort wollte sie noch einen Regenschirm mitgeben, den auch der Dechant ruhig genommen haben würde. Er hätte auch einen Sonnenschirm genommen, hätte man ihm einen in die Hand gesteckt; er würde höchstens gefragt haben: Sind jetzt so kleine Regenschirme Mode? Windhack begleitete ihn bis an das hohe Hausportal.

Als Windhack zurückkehrte, rief ihn Frau von Gülpen in die Wäschkammer und wollte wissen, was die zweideutigen Anspielungen mit der „Berenice" hätten sagen sollen? Die Vertraulichkeiten des Dechanten mit seinem alten Diener gingen zuweilen auf ihre Kosten. Beim „Haar der Berenice" hatte der Dechant einen scharfen Blick auf ihre Frisur geworfen — So behauptete sie wenigstens —

Windhack erzählte mit Harmlosigkeit, daß es einst einen berühmten alten Astronomen, Namens Kanon, und eine ägyptische Königin, Namens Berenice, gegeben hätte und letztere hätte ihren Mann in die Schlacht schicken müssen, hätte aber gelobt, käme er gesund wieder heim, so würde sie den Göttern — der Venus, Frau von Gülpen, sagte Windhack — ihre Haare opfern, d. h. in ihren Tempel stiften, wie wir Wachskerzen stiften oder silberne Herzen; und nun, fuhr Windhack fort, hatte der Astronom Kanon das Haar der Berenice zwar vielleicht abgeschnitten, aber nicht in den Venustempel abgeliefert, sondern gleich gesagt, die Götter hätten es in die Sterne versetzt, dicht an die Mähne des Löwen — auch halt ein Sternbild, Frau von Gülpen! — Nun wisse man nicht recht, mit wem der Kanon unter einer Decke gesteckt hätte, vielleicht mit der Königin selbst, die wol ihr schönes Haar zuletzt nicht gern hergegeben hätte und vielleicht interimistisch die Hauben erfand, bis es ihr wieder hätte gewachsen erscheinen können, oder mit den Venuspriestern, die diese Haare vielleicht zu ihren Per-

rüken verwandten und keine Rechenschaft hätten darüber ablegen wollen — Kurzum, wenn man den Kanon nach dem Haar der Berenice fragte, Frau von Gülpen, so zeigte er halt immer auf die Sterne, woher auch vielleicht mit der Zeit die Redensart: „Mondschein" entstanden sein mag für einen ausgegangenen oder halt sehr kahlen —

Schweigen Sie! unterbrach Frau von Gülpen mit Entschiedenheit.

Windhack verstand sich aufs Frisiren wol noch sicherer als auf das Angeben bevorstehender Mondfinsternisse. Er besorgte nicht nur die richtige Form der Tonsur des Dechanten, sondern auch die gewellten künstlichen und schön kastanienbraunen Scheitel der Frau von Gülpen; jedoch so umständlich von Haaren zu sprechen, widersprach überhaupt aller „Conduite" und „feinen Lebensart". Frau von Gülpen suchte für Lucinden, deren größerer Koffer erst mit Fuhrgelegenheit nachkommen sollte und die sich etwas von dem Regen durchnäßt gefühlt hatte und von der Wäsche der Frau von Gülpen einiges bis auf weiteres in Anspruch nahm, allerlei Frauenzimmerliches aus, von dem sie dann gleichfalls sagte, daß auch das ihn nichts anginge — Gehen Sie! Gehen Sie! sagte sie, Sie mit Ihrem Kanon! Heute bei Tische ist so viel von Kanonen gesprochen worden, daß ich jeden Augenblick erschrecke und glaube, sie schießen in der Stadt.

Das rauschendste Trommeln hörte man jetzt allerdings.

Windhack ließ Frau von Gülpen zu der in der Weißzeugkammer arbeitenden Nähterin, Treudchen Ley, eintreten, er selbst verfügte sich auf die Sternwarte, um für die Auguststernschnuppen seine Gläser zu prüfen.

Der Dechant schritt inzwischen zur Stadt. Er hatte die Gewohnheit, auf den gekieselten Wegen, die unmittelbar um die Dechanei her durch den kleinen Park sich schlängelten, und auch

noch auf den Stufen, die zum Dom emporführten, ganz besonders freundlich zu grüßen. Ernster aber wurde er oben am Dom selbst. Vollends vornehm und sogar etwas kalt war seine Art, wenn er die Stufen niederwärts zu Kocher am Fall selbst hinunterschritt. Man sagte, er entblößte nicht gern sein Haupt. Die einen meinten, weil er die Schwäche besaß, seine Tonsur zu verbergen, andere, weil er die Zugluft fürchtete, und wieder andere, weil ihn ein ewiges Grüßenmüssen von Krethi und Plethi bei aller Freundlichkeit des Herzens verdroß.

Heute wurde er kaum beachtet; denn es wimmelte von Soldaten. Eine Aufregung hatte die ganze Stadt ergriffen. Unter den einfachsten bunten Röcken steckten Bürger, Hausbesitzer, Handwerker, junge Oekonomen, Förster, Studirte der ganzen Gegend. Nun rannten auch noch die Frauen und die Kinder und wollten auf dem Marktplatz die „Parade“ sehen und die Handwerker hatten ihre Arbeit eingestellt und standen in den Hausthüren, viele auch der Einquartierung gewärtig, die sie auf drei Tage bekommen konnten; auf dem Marktplatz nach dem Appell und der Revue wurden eben dazu die Billets ausgetheilt. Und an Ausspannungen und Gasthäusern waren Laubpforten errichtet, Fahnen wehten aus den Fenstern. Teppiche hingen sogar an den Häusern nieder, wie bei einem Kirchenfest. Und dazwischen spielten auch schon die Kinder Soldaten, rasselten mit Trommeln, kokettirten mit Dreimastern aus Zeitungspapier. Und die Kühe mußten denn doch auch noch durch die engen Gassen hindurch und sogar eine große Hammelheerde über den Brückensteg am Fall. Des Ho! Ha! He! 's war kein Ende. Bis auf den Marktplatz schallte es, wo schon die Glieder antraten und auf allen Budendächern die Straßenjugend saß, künftige Rekruten des großen Militärstaats selbst. Und Bataillon schwenkt! commandirte jetzt Major von Pritzelwitz,

der Führer des „Stabes“, glückseligst wieder die Seinigen „beisammen zu haben“, „seine Jungens“, „seine Kinder“ — Er selbst zog das doppelte Tuch nicht aus — Und nun hätte einer über diese kerzengeraden Colonnen sagen sollen: Das sind Handwerker, Bauern, Oekonomen, Förster, Studenten, Referendare? Es waren Krieger, schon so gut, wie die, welche bei Leipzig und Waterloo gefochten haben.

Und auch der Dechant nickte höchst befriedigt, als es dann ein donnerndes Halt! gab. Er suchte und suchte. Richtig! da fand er den schlanken, heute so extra-brünetten, sonnenverbrannten, „wol zu spät gekommenen“ Herrn Neveu mit dem gestutzten Bart- und Kopfhaar, der jetzt nicht einmal lächeln, nur mit den Augen blinzeln durfte, um ihn zu grüßen, und fünf Mann weiter stand der wunderliche Kauz, der Blonde — Thiebold de Jonge, dem Hedemann und Ulrich von Hülleshoven — er sah auf die Weinberge am Fuß des grauen Gebirgsarges — das Leben gerettet hatten. Und des Dechanten Herz schlug nun doch freudiglichst, so unter der Masse da die herauszuerkennen, die ihm lieb und unendlich werth waren.

Auch er respectirte die militärische Ordnung und grüßte nur mit einem holdseligen Lächeln und einem höchst ironischen Zuge um die Lippen, als wollte er sagen: Na, da werdet ihr denn jetzt gedrillt, ihr jungen Weltstürmer, und müßt wie die Gliedermänner zappeln und Fuß und Hand heben, nicht wie eure hochherrliche, freie, beneidenswerthe Jugendlust es will, sondern wie der alte Major von Pritzelwitz es commandirt und ihm der Polizeiassessor, heute Lieutenant von Enckefuß, euer Zugführer, nachdonnerwettert! Euch schon recht, euch schon recht!

Und in seinen Spott und seine Freude rasselten nun die Trommeln. Die Pickelpfeifen schrillten. Die Ladestöcke klingelten. Schulzendorf, der Gensdarmeriemajor, jagte mit einer Suite

Gensdarmen hinter den Marktbuden daher, um Platz zu machen. Auch Grützmacher war schon wieder da, vielleicht ohne den Leichenräuber; jetzt aber fegte er die Straßen rein von allem, was die Entwickelung der Kraft und Größe seines Vaterlandes hemmen konnte.

So aus dem Lager der Ghibellinen trat der Dechant in das Lager der Welfen. In einem engen Gäßchen ging es zur Stadtschule und zur Stadtpfarrei.

7.

Die Straßen zu Kocher am Fall sind ganz so gebaut, wie das Mittelalter überall baute. Häuserzeilen, die nicht geradeaus laufen, sondern die den Wind überzwerg durch Winkel und Einbiegungen behaglich abfangen. Da ein kleiner schiefer Platz mit einem Brunnen — dort eine Sackgasse, die in einer in Sandstein gehauenen alten Kreuzabnahme endet. Zwischendurch stürzt und wogt und wallt der „Fall", ein wilder Bergstrom von mäßiger Breite, der das Städtchen in zwei Theile schneidet, ohne daß man zuweilen die Brücken bemerkt, auf denen man bereits steht. Der Fall ist hier und da überbaut und schießt durch Färbereien oder unter einer donnernden Mühle dahin, man sieht ihn nicht. Am untersten Ende der Stadt liegt an ihm ein Judenviertel. In Kocher am Fall gibt es eine starke Judengemeinde, die schwunghaften Handel treibt, vorzugsweise mit Vieh und dessen Abfällen. Aber auch Hausirer gab es genug in ihr und Fruchtmakler, die Geschäfte auf zwanzig Meilen Weges und weit über die Residenz des Kirchenfürsten hinaus machten. Herr Löb Seligmann von Kocher am Fall war sogar einer der berühmtesten Gütermakler.

Zwei so stattliche Kirchen, wie der uralte Dom von St.-Zeno und die Stadtkirche, reichten vollkommen für die christliche Bewohnerschaft aus. Es waren jedoch noch fünf bis sechs andere

Kirchen vorhanden. Sie wurden zu Vorrathshäusern für Militär- und Verwaltungszwecke benutzt. Eine der kleinern, die Minoritenkirche, gehörte den Protestanten, die nur in geringer Zahl in Kocher am Fall wohnten, in geringerer noch als die Juden. Eben sprach jemand auf der Conferenz, als der Dechant eintrat, die Worte: Und dennoch, dennoch hat die hiesige kleine Gemeinde von noch nicht hundert Lutherseelen einen Geistlichen, der besser dotirt ist als der Kaplan in der Stadtkirche, der neben seinem schweren Amte auch noch den Kirchendienst in den Dörfern und in der Umgegend zu versehen hat!

Abwechselnd mit den Pfarrern von Blick, Hilkum und den Mönchen zu Gottesthal! hätte der Dechant gleich hinzusetzen mögen, um eine der seit jenen Tagen immer mehr in Umlauf kommenden Tendenzunwahrheiten zu berichtigen. Doch fürchtete er, seinen Amtsbrüdern die Phantasiegebilde zu zerstören, die vor ihnen im Qualm ihrer Tabackspfeifen bunt und wirr genug jetzt auf- und niederzogen. Immer traf ihn beim Eintreten in den großen Schulsaal — die glückliche Jugend hatte heute frei — sogleich der ihm besonders unangenehme Blick des an der Spitze der zusammengerückten Schultische sitzenden Beda Hunnius, dieser doppelsichtige Blick, ein der wahren Gesinnung des Mannes gegen ihn entsprechender. Der kurze, gedrungene, breitschulterige Herr Stadtpfarrer schriftstellerte. Er redigirte den „Kirchenboten", theologisch und poetisch. Der Dechant konnte den Mann nie sehen, ohne noch an einen andern Beda Hunnius zu denken, der im Augenblick nur nicht gegenwärtig war. Beda Hunnius, den er vor sich sah, und der, den er gedruckt kannte, der, auf den er, wie er sagte, abonnirt war, waren dieselben Menschen und doch zwei ganz unvereinbare Gegensätze. Der Dechant wußte, daß bei seinen Amtsbrüdern das Schriftstellern sowol überhaupt aus der Leichtigkeit entsteht, Erbauungs-

bücher zu schreiben, die immer gut verkauft werden, wie im Besondern aus einer heftigen Mittheilungslust, die durch den polemischen Eifer geschürt wird. Auch das Gefühl der Einsamkeit ließ Franz von Asselyn als die eigentliche Muse des katholischen Geistlichen duldend und gern gelten. Obgleich ihn sein Amt mehr in Anspruch nimmt als den protestantischen Pfarrer, fehlt doch die Familie, ihre Zerstreuung, ihre Sorge! Einsamkeit ertragen können ist eine hohe Kunst! Sie ist der wonnevollste Genuß, ja der Luxus des Denkers! Für den mittelmäßigen Kopf ist sie eine Qual. In trüben Winterabenden, wo der katholische Geistliche auf dem Dorfe niemand zum nähern Umgang hat, unterhält ihn die Feder, die Druckerschwärze, die Beziehung zur Literatur, der Antheil an ihren Händeln. Schreiben darf er nichts, was nicht im Sinne seines großen Ganzen ist, und so hilft sich die trübe Laune durch Abfassung von Predigten, Gebeten, polemischen Ausfällen; sie schreibt und eifert sich in allerlei mehr oder minder wohlthuenden Lärm hinein. Der Dechant wußte, daß, wenn die niedere Geistlichkeit aus dem Bauernstande hervorgeht, das geistliche Convict ihm eine abschleifende Berührung mit der Welt nicht gewährt. Beda Hunnius, von Geburt ein Bauernsohn, unterstützt durch Stipendien, auf besondere Empfehlung in dem Convict jener Stadt gebildet, wo ihm mit Bonaventura von Asselyn und Joseph Niggl zugleich die Weihen ertheilt wurden, hätte immerhin nach seiner Meinung stürmen und lärmen mögen, soviel er wollte: aber er dichtete auch! Er dichtete in einer überschwenglichen Manier, die der des Mimen gleicht, der eben hinter den Coulissen ein Seidel Bier getrunken haben kann und dann hinaustritt und von dem „Duft der Palmen" spricht, von der „Götter altem Heiligthume", „der ewigen Roma Majestät" u. s. w. „Jerichorosen" hießen Beda Hunnius' poetische Erstlinge, „Lacrymae Christi" seine zweite Sammlung. Es folgte

eine dritte und vierte und immer wurde der Dechant an sich selbst irre, wenn er seinen Collegen sah, wie der mit pfundschweren Schmierstiefeln durch die Straßen von Kocher schritt, oder ihn hörte, wie er mit der gewaltigen Hand auf das Kanzelpult schlug, sich an seine Zuhörer z. B. mit den Worten wendend: „Um ein für allemal euer Nasenschneuzen während meiner Worte abzuschaffen, behaltet ihr euer Sacktuch so lange in der Tasche, bis ich sage: Putzt jetzt eure Nasen!" — und dann von derselben Hand, von demselben Munde eine zarte „Purpurviole" auf das Grab eines Märtyrers niedergelegt in Tönen und in Weisen der Ueberschwenglichkeit! In Beda Hunnius steckten ihm zwei Menschen.

Dennoch würde der Dechant, eingedenk seiner Siriusreligion, auch das ertragen und gelächelt haben, selbst über die unablässige geheime Polemik im „Kirchenboten" gegen ihn selbst, gegen seine „gesinnungslose" und „weltverdorbene" Richtung — vor allzu bösen Umtrieben schützten ihn die reichen Geldspenden, die man in der Dechanei für alles und jedes, selbst „zum Ankauf von Kohlen zu Scheiterhaufen", wie er sagte, zu jeder Zeit erhalten konnte — aber bei den Conferenzen, die Hunnius eingeführt hatte, konnte er auch oft gar zu verdrießlich werden über die vielen Erdenschlacken des Himmlischen, über den Sauerkrautsduft auch sogar der Seraphskost, und noch auf der letzten Conferenz vor sechs Wochen hatte er wie ein Zelot gesprochen: Wo ist euch je das Rauchen gestattet worden? Auf welchem Concil? Durch welchen Apostel, Märtyrer oder Bekenner? Es war nicht Scherz, wenn er auch heute wieder beim Eintreten in die schon mit dichten Dünsten und Nebeln gefüllte Schulstube den sich theilweise Erhebenden entgegenrief: Meine Herren! Der Geist heißt doch, wie Sie besser wissen als ich, auf hebräisch Ruach und Sie machen regelmäßig, wenn Sie zusammensitzen, Rauch daraus!

Auf den Schulbänken und die Schulsitze entlang lächelten zwar über zwanzig Geistliche, aber sie blieben bei ihren langen und kurzen Pfeifen und die jüngern sogar bei ihren Cigarren.

Völker und Geistliche, die den Wein genießen dürfen, fuhr der Dechant sich setzend und brummend fort, sollten den Taback den türkischen Derwischen überlassen! Er suchte sich einen Platz am Fenster und lehnte den Wein ab, den man schon wieder nach dem bereits genossenen Kaffee trank. Jeder der Herren hatte vor sich ein Glas mit funkelndem Rebengolde stehen.

Beda Hunnius nahm die schon im vollen Gange befindliche Debatte des Tages wieder auf. Er billigte die Vorsicht eines Redners, der eben angerathen hatte, nicht blind in das Messer der Bureaukratie zu laufen. Aber, setzte er auf den Tisch schlagend hinzu, die Zeit rückt immer näher, wo wir mit allem, und wär's mit Freiheit und Leben, für unsere Mutter, die Kirche, werden einstehen müssen! Da — er zeigte auf den Franciscanermönch —, da der ehrwürdige Frater Sebastus berichtet uns, daß in der Residenz des hochwürdigsten Kirchenfürsten die Dinge immer mehr auf die Spitze getrieben werden — ja auf die Spitze der Bajonnete!

Von draußen hörte man das Klingeln der Ladestöcke; der Dechant öffnete sich das Fenster, an dem er saß. Ihr junges Volk! sprach er murmelnd vor sich hin und drückte ein Sammetkäppchen auf sein Silberhaar. Wer in Zeiten gelebt hat, wo wirklich die Bajonnete herrschten —!

Beda Hunnius ließ sich nicht stören. Er gab die damals allbeliebte Schilderung der geistlichen Zustände des unter protestantischen Sceptern schmachtenden katholischen Deutschland. Er sah das Volk Gottes in der babylonischen Gefangenschaft. Er sah vollends auf dem Throne, unter dessen Gewalt sie durch eine „Laune der Geschichte" hier leben müßten, einen assyrischen

König. Ist es nicht, rief er und sah dabei zuweilen auf ein Papier, wo er sich den Gedankengang aufgeschrieben, als wenn wir die Worte Actorum 7, 43 hörten: „Ich will euch wegwerfen jenseit Babylonien!“ Meine Freunde, noch über Babylonien hinaus! Ist das nicht das schwerste Elend unsers Fluches! Noch über Babylonien hinaus! Denkt das Herz nicht mit Schaudern an Rußland? Wie in Rußland steht es schon mit unserm Cultus, unserer Selbstregierung! Nicht genug, daß die Kirche ihres jahrtausendjährigen Schmuckes beraubt worden ist, daß man die Pfründen und Stifte einzog, die Bisthümer plünderte, die Klöster aufhob, den Schulen, unsern niedern und höhern, die alte Form nicht nur, sondern die ganze Existenz nahm: selbst bis in das innerste Leben unsers Glaubens dringt die Tyrannei des weltlichen Arms! Wo ist noch irgend, außer im Beichtstuhl, ein freier Verkehr des Seelenhirten mit seiner Gemeinde möglich! Wo ein ungehinderter Verkehr des Unterhirten mit dem Oberhirten! Wo kann sich ein Wunsch, eine Bitte, eine Mahnung aussprechen innerhalb unserer eigenen Angelegenheiten, ohne daß nicht die weltlichen Räthe, deren Mehrzahl unserer Kirche nicht angehört, ihr Ohr hinhalten und die letzte Entscheidung geben! Wir sind Fremdlinge im eigenen Lande, Parias, die der Botmäßigkeit herrschender Rajahs unterworfen sind! Und womit herrschen sie? Mit unserm eigenen Geld und Blut, mit den Besitzthümern der Kirche, die sie säcularisirten, mit dem Schweiß unserer Arbeit, mit dem Erwerb unserer Hände, mit den Steuern, die wir reichlicher zu zahlen haben als die Provinzen, die man im Osten bevorzugt! Darf es mitten in unsern Landen eine Universität geben, wo nicht alle Wissenschaften, die sie lehrt, in unserm Glauben wurzeln? Darf eine Philosophie gelehrt werden, die Rom verworfen hat? Darf noch länger ein hundert Meilen von uns entlegenes Ministerium, in

dem nur ein einziger, mit Titeln und Orden verführter Rath unsers Glaubens sitzt, unsere Lebensfragen ordnen und entscheiden? Soll für die Besetzung der Stellen der Bischof kaum ein Vorschlagsrecht ausüben und die Bureaukratie den Ausschlag geben? Soll jedes schadhafte Dach, das über dem Hochheiligsten auszubessern ist, jedes nothwendige neue Meßgewand, jeder außergewöhnliche Schmuck eines mit besonderer Vorliebe gerade an diesem Orte und gerade auf jene heilige Erinnerung gerichteten Festes einer weltlichen Bewilligung bedürfen? Soll sich keine Fahne mehr mit dem hochheiligsten Bilde der gnadenreichen Gottesgebärerin zu einer Procession entfalten dürfen, ohne daß diese Gensdarmen dem Priester, der mit seinen frommen Seelen über die thauigen Wiesen zu einem Gnadenorte wallfahrtet, seinen Erlaubnißschein abverlangen, wie einem reisenden Handwerksburschen sein Wanderbuch? Sollen diese ehernen Zungen, die in den Lüften die Lebenden rufen, die Todten beklagen, den Blitzen Halt gebieten, nicht reden dürfen, wenn die Lust und Wonne unsers hochheiligsten Kirchenjahrs, die weihevolle Erinnerungsfreude, der heilige Bußdrang, die Märtyrerandacht und das Bittgebet gläubiger Seelen Gleichgestimmte in die heiligen Kirchenhallen ruft? Soll uns der Wein zugemessen werden und geaicht die heilige Kanne, soll das Brot des ewigen Lebens halbirt und zerschnitten werden wie das Brot in den Kasernen? Soll das von dem Hochheiligsten tröpfelnde Wachs gesammelt werden, wie von den Bedienten geiziger Herrschaften das Wachs gesammelt werden muß nach den Orgien, so sie mit Tanz und Musik feiern? O daß das Maß unserer Leiden noch immer nicht voll ist zum Ueberfließen für die Feigheit und Muthlosigkeit dieser Zeiten! Wir haben als Kirchenfürsten einen Geharnischten des Herrn, einen Michael im Panzerkleide unter dem Pallium der höchsten Kirchenwürde, einen Streiter, der die Mitra trägt wie den dreimal umbuschten Helm

eines Gottfried von Bouillon! Und mehr! Rom, das endlich den Muth wiedergewonnen, sich von einer langen Ohnmacht und aus dem Stande der Erniedrigung aufzuringen zu seiner großen Stellung, wieder mitzureden im Rath der Großen mit blitzendem Bannstrahl und donnernder Bulle, Rom hat ihn gesegnet, diesen Streiter des Herrn, hat ihm das rothe Kreuz des Gotteskampfes auf die Schulter geheftet — Und doch —! Wie zaghaft ist bei alledem der Beistand, den er sogar unter uns selbst findet! Wie angstvoll noch unser Umblick auf diesen Heerbann der Hof- und Land- und Steuer- und Kriegs- und Staats- und Regierungs- und Kirchenräthe! O daß die Stunde uns gerüstet finden möge, die Stunde der Entscheidung! Sie wird hereinbrechen wie ein Dieb in der Nacht, wie ein Weib die Wehmutter ruft, wie die zum Tod Erkrankte den Priester — ungeahnt, unerwartet! Unser frommer Bruder da berichtet, daß die Frage der gemischten Ehen für unsern gottseligen Kirchenfürsten bald bis an Ketten und Banden streift!

Die brennende Frage des Tages war ausgesprochen. Mehrere der Pfeifen gingen aus, andere wurden beiseite gelegt. Der Gegenstand wurde zu ernst. Eine drückende allgemeine Stille war die Folge dieser zuletzt vom Blatt abgelesenen Anrede. Der Sprecher, der sich somit offen als Mitverfasser so vieler damals in Würzburg und Augsburg zuerst auftauchenden Schriften enthüllte, sah sich im Kreise rundum. Seine Augen funkelten, die starken Züge des Antlitzes waren geröthet; die rechte Hand, zur Faust geballt, hatte mehrmals auf den Tisch geschlagen.

Man kann wirklich nichts sehnlicher wünschen, als daß dieser schwierige Gegenstand seine endliche Erledigung finden möge —! sprach eine schüchterne Stimme . . .

Rom hat gesprochen! riefen andere —

Aber das Breve muß uns erst durch die Regierung zukommen! erwiderte der factische Verwalter der Dechanatsgeschäfte von St.-Zeno.

Das ist es eben! ertönte es von mehr als einem Drittel der Anwesenden. Auch Ruhigere klagten, daß die Seelsorge in der bittersten Bedrängniß wäre. Der Staat verböte die Weigerung der Einsegnung ohne Vorbehalt der Religion der Kinder und Rom wolle doch diese Weigerung. Schon erhoben sich einzelne und drückten in ihren Mienen den Schmerz aus, daß man nicht zweien Herren zugleich dienen könne.

Hunnius ermahnte zum Sitzenbleiben. Daß diese Protestanten, sprach und las er wieder weiter, nicht einsehen, was denn eigentlich an unserm Glauben ist! Herr Gott im Himmel! Es ist ja nicht die Unduldsamkeit, es ist ja nicht die Proselytenmacherei, die uns gebietet, eine Ehe zwischen Rechtgläubigen und Heterodoxen nur dann einzusegnen, wenn ein Versprechen vorangegangen ist, daß die Kinder, gleichviel welches Geschlechts, katholisch werden! Fühlt ihr uns denn nicht die tiefe Verpflichtung nach, die wir haben, gleichsam aus dem katholischen Dasein erst das wirkliche menschliche Leben überhaupt zu machen und das blos natürliche, thierische, irdische, unerlöste, durch Christi und der Märtyrer Blut nicht erkaufte Leben aufzuheben! Menschen, was ist denn die Weihe! Fühlt ihr denn nicht, daß in unsern heiligen Handlungen Consequenzen liegen, die, gleichviel ob berechtigt oder nicht, mathematische Beweiskraft für uns haben! Für uns! Gerade für uns! Da unser College Bennrath, unterbrach er sich — er hat einem Protestanten das Begräbniß auf dem Friedhof von Rennhofen verweigert und ihn hierher auf den protestantischen schaffen lassen.

Zu meinem äußersten Entsetzen! warf der Dechanatsverweser dazwischen.

Es war aber eine That! rief Hunnius. Eine That, die Bennrath von Nennhofen in das Buch der Bekenner schreibt! Wo ist gesagt, daß eine Ausweisung von der geweihten Erde unserer Kirche nur vom Standpunkt des reinen Menschenthums zu fassen ist? Menschenthum! Seid ihr denn Christen? Nicht einmal Juden sprechen vom Menschenthum! Mensch ist dem Juden Goim, Heide! Auch die Juden leben nur in der Ordnung und Harmonie geoffenbarter Zustände! Ein Gottesacker hat nach unserer Lehre eine Segnung empfangen, die ihn zu einer Gemeinde macht, wo sogar die Todten den Herrn lobpreisen, sogar die Todten im Chore stehen und, wenn nicht früher, doch am Auferstehungstage um einen dann errichteten Altar wandeln werden, an dem ein anderes Bekenntniß nicht theilhaben kann, und mag es selbst ein solches sein, dem nicht die ewige Verdammniß zuzusprechen ist. Wie ist das so leicht gesagt: Intoleranz! Werdet ihr auf euern Bällen Gäste haben wollen, die ihr nicht einludet? Werdet ihr an euern eigenen Altartischen Andersgläubige dulden? Die katholische Kirche will ja nur bei den Todten, wie bei den Lebenden, „unter sich" sein! Oder hört euch die Religion mit dem Begräbniß auf? Sprecht! donnerte Hunnius hinterher, gerade wie in seiner Kirche, wo er selbstverständlich auf ein solches Sprecht! Schweigen voraussetzte.

Bennrath von Nennhofen griff aber den Faden auf und führte ihn weiter. Was erleben wir nicht alles in unserer nächsten Nähe! sagte er mit gemäßigterm Tone, aber nicht minder sicher und sogar scharf und schneidend. Ich will davon nicht sprechen, daß nun draußen wieder unsere eigenen Landeskinder und Mitbrüder mit dem bunten Rock, den sie eben tragen, ganz das Kleid ihrer Heimat, ihrer Familie, ihres Glaubens ausziehen und in die Gemeinschaft des großen protestantischen Ganzen treten müssen, ich möchte sagen, wie die Polen, die russisch commandirt werden!

Ich sehe diese Offiziere wieder, diese Enckefuß und andere uns wohlbekannte Söhne von Beamten oder Offizieren! Es wird noch die Zeit kommen, wo diese armen Seelen in die ketzerischen Garnisonskirchen commandirt werden, zunächst nur Anstands halber, weil ein Austreten aus Reih und Glied militärisch zu auffallend wäre! Ich sehe sie auf den Bänken, wo ihnen die Divisionsprediger das Licht ihres sogenannten Evangeliums aufstecken werden, diesen Lichtstumpfen, der die in Goldschnitt gebundene neue Agende des Landesvaters beleuchtet! Wo man hinblickt, irgendein Schmerz für unsere liebevolle Mutter, die Kirche! In unserer ganzen Armee gibt es keinen einzigen General unsers Glaubens; ich kenne nur einen einzigen katholischen Obersten, es ist ein englischer hier in unserer Nähe! Zu höhern militärischen Graden gelangen unsere Brüder und Verwandte nicht! Nicht minder in der Bureaukratie! Und welche Machiavellismen! Weil sie auf unsere menschliche Schwäche rechnen, werden überall gleichsam Preise ausgestellt für die, welche sich gefügig zeigen! Ist eine Pfründe einträglicherer Art erledigt, so läßt man ihre Besetzung monate-, ja jahrelang anstehen, um den Wetteifer dafür zu entzünden, daß man sie sich durch die Gesinnung erobere! Ist es dann wol ein Wunder, daß wir ganz durchwühlt sind von der wie die bunten Adern durch ein Marmelgestein sich hinziehenden Protestantisirung? Die Beamten heirathen unsere Schwestern, Nichten, die Töchter unserer Angehörigen! Wo eine reiche Hand zu vergeben ist, gewinnt sie sich einer von denen da drüben. Selbst in der Residenz des Kirchenfürsten ist der Schwager unsers hochherzigen, scharfsinnigen kanonischen Streiters, des Herrn Dominicus Rück, ein Protestant und wird, wie Bruder Sebastus dort uns berichtet, infolge seiner gemischten Ehe demnächst eine Tochter im hochmögenden Piter Kattendyk'schen Hause bestimmen, protestantisch taufen zu lassen! Ja selbst von dem heiligen Lande Oesterreich, einem Lande, das

mehr als Würtemberg verdient sich Gottes Augapfel zu nennen, muß unserer rechtgläubigsten Provinz drüben das Geschick drohen, die reichsten Länder, die Besitzungen der Dorste-Camphausen, an die protestantische Linie der Salem-Camphausen übergehen zu sehen! Was bleibt uns übrig? Gewalt gegen Gewalt!

Dies Wort lehnte man ab. Ein Kaplan warf ein: Unsere Gewalt ist nur das Wort!

Das Wort war bei Gott und Gott ist das Wort! rief Hunnius. Es ist der Geist, die Gesinnung und deren öffentliche Bewähr! Erheben wir uns aus unserer Schlaffheit! Ziehen wir an den Harnisch des Glaubens! Seien wir gerüstet und verschmähen wir selbst die kleinere Waffe nicht! Bedrängte Belagerte greifen zu allem, was helfen kann! Ich empfehle Ihnen jetzt die Vorschläge, die Frater Sebastus uns aus den nähern Umgebungen des Kirchenfürsten bringt!

Nur diejenigen beobachteten unausgesetzt den schweigsamen Franciscanermönch, die mit ihm heute noch nicht an der Tafel des Dechanten zusammengetroffen waren. Er ergriff auch jetzt noch nicht das Wort, sondern hielt den geschorenen röthlichen, wunderlich geformten, mit Schrammen und Narben bedeckten Kopf in die Hand gestützt und ließ vorläufig nur seine eigenthümlich hellen, fast schwimmenden Augen, dann einige Zettel sprechen, die herumgingen und die Mittel enthielten, die man anwenden sollte, um den kirchlichen Oppositionsgeist zu mehren. Vorzugsweise wurde die schon vor Ankunft des Dechanten besprochene Stiftung einer neuen Bruder- und Schwesterschaft des Athanasiusvereins und gerade zur Erinnerung an einen um den Glauben bedrängten, flüchtigen, verfolgten, hier zu Lande liebevoll aufgenommenen Kirchenlehrer wieder aufgenommen. Die Regierung hatte schon lange ein mistrauisches und abgeneigtes Auge gerichtet auf die große Zahl geistlicher Vereine, die scheinbar nur

dem gottseligen Leben und einer gegenseitigen sittlichen Aufsicht gewidmet waren, mehr aber noch eine Organisation des Zusammenhangs auch für oppositionelle Zwecke wurden. Es ließ sich voraussehen, daß dieser neue Athanasiusverein von obenher den entschiedensten Anstand finden mußte.

Der Dechant hörte allem, was zur Durchsetzung dieser wichtigen Angelegenheit in hiesiger Gegend nun beschlossen werden sollte, nur seufzend zu und war um so mehr zerstreut, als er nur immer offen vor sich ausgebreitet seine Brieftasche liegen hatte, die er an solchen Conferenztagen schon früh morgens mit Fünf- und Zehnthalerscheinen zu füllen pflegte, um nur immer schnell durch seine Spenden zu den Gemeinzwecken sich vom Reden oder ausdrücklichen Beistimmen loszukaufen. Er hatte diese Klagen schon so oft gehört! Er hatte sie so oft gelesen! Er war auf zehn Exemplare des „Kirchenboten" abonnirt! Er kannte diese immer gleiche Rhetorik der Römlinge! Er kannte den Inhalt dieser verbotenen Broschüren und las sie nicht mehr. Von allem, was man an Thatsachen vorbrachte, gab er die Hälfte allerdings zu, aber die Erledigung der andern schien ihm ganz an einer andern Stelle zu liegen als im fernen Rom. Heute, als man nun sogar von fehlenden katholischen Obersten sprach, mußte er doch auflachen und sagen: Aber ihr wunderlichen Leute! Ihr überlegt gar nicht, ob in unsern katholischen Adels- und Bürgerfamilien überhaupt das Bedürfniß da ist nach einer öffentlichen Bewähr, das Bedürfniß des Emporsteigens nach Ehrenstellen und Auszeichnungen! Wo ich noch hinsah, und ich habe die Jahre, hingesehen zu haben, haben wir hier zu Lande und drüben unsere eigene Art, uns das Leben zu gestalten! Am liebsten hocken wir auf unserer Hufe und suchen das gar nicht, was wir demgemäß auch nicht finden können.

Wenn ihn Hunnius widerlegen wollte, so störte diesen jetzt

das allgemeine Aufstehen aller, um die Zeichnung zu sehen, nach welcher zehntausend zinnerne Medaillen gegossen werden sollten. Der Mönch hatte die Zeichnung mitgebracht: Maria mit dem Kinde öffnet ein Gitter, hinter dem ein Bischof, es sollte Athanasius sein, gefangen sitzt. Der Mönch war dabei aufgestanden und zeigte sich von einem langen, magern Wuchse. Die braune Kutte, festgehalten von der weißen Gürtelschnur, ging bis zu den nackten, nur von einer Sandale geschützten Füßen. Es war viel, daß der Mönch sich jetzt zu einigen Erläuterungen herbeiließ. Er hatte bisher ab und zu nur seinem Glase zugesprochen, hatte — man durfte billigerweise erstaunen — eine Cigarre nach der andern von einem vor ihm stehenden Teller, der deren eine Anzahl enthielt, weggeraucht und immer geschwiegen. Dies Schweigen war gebieterisch. Es sagte zu denen, die da sprachen, fast soviel als: Entwickelt euch! Steckt getrost eure kleinen Lichter auf, bis dann endlich ich kommen werde!

Der Mönch mochte etwas mehr oder weniger als dreißig Jahre zählen. Je länger er saß, rauchte oder trank, desto blasser wurde er. Alle wußten, daß er ein Convertit war, eine hohe Bildung genossen hatte, mit Feuer und Geist schriftstellerte und in der Residenz des Kirchenfürsten seit kurzem zu hoher Anerkennung gekommen war. Wenn die weißen länglichen Finger der magern Hand zuweilen auf dem Tische leise trommelten, so war es wie im Takt zu einem inwendigen Rhythmus seiner Gedanken, die laut gesprochen ohne Zweifel bedeutsam gewesen wären. Als er jetzt mit einer eigenthümlich leisen, fast heisern, doch außerordentlich sichern Stimme zu sprechen anfing, gebot Hunnius allgemeine Ruhe. Jeder setzte sich, und selbst der Dechant war gefesselt von einer Weise, die ihm bei der Redseligkeit seiner übrigen Gäste heute an seiner Tafel weniger aufgefallen war.

Einige Mitglieder unsers hochwürdigsten Domkapitels, begann fast silbenzählend Frater Sebastus, wohnten kürzlich einer Vorlesung bei, die von einem der auf der nahe gelegenen Universität angestellten und zu diesem Zweck herübergekommenen jüngern Professoren vor einem gemischten Kreise der Residenz des Kirchenfürsten gehalten wurde.

Der Mönch pausirte. Er zerdrückte die Asche seiner Cigarre und legte diese fort.

Der Gegenstand derselben — fuhr er fort — Das zufällige Rücken eines Stuhls schien ihn zu stören. Er sah nach der Gegend des Geräusches und wiederholte, während Hunnius ein scharfes St! wie auf seiner Kanzel beim zu frühen Nasenputzen ertönen ließ: Der Gegenstand derselben war an sich ein unverfänglicher, ließ aber einen historischen Rückblick auf die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen zu.

Sebastus stockte von neuem. Aber ein Blick rundum bewies ihm, daß alles jetzt in einer Weise an seinen Lippen hing, wie er dergleichen noch vielleicht von Göttingen, wo er docirt haben sollte, gewohnt war. Der Redner, fuhr er mit immer gleicher Gelassenheit, doch pointirt und fest fort, sprach in einer Stadt, die fast ausschließlich nur unsern Glauben bekennt; und doch hatte er jenen Standpunkt, den die protestantische Wissenschaft mit der ihr eigenen Einseitigkeit für die Würdigung des Mittelalters aufgebracht hat. Alles, was in einem Zusammenhange mit Rom steht, ist nach dieser Lehre Tyrannei und Finsterniß; alles, was dagegen die deutschen Kaiser wollten, ist Vernunft oder Freiheit. Dem anwesenden überwiegenden Theil der Gesellschaft, den Damen, war der von dem Professor entwickelte Gegensatz völlig unbekannt; so dämmern jetzt die Gemüther in ihren wichtigsten Lebensfragen hin! Sie nahmen die Welfen für den unheiligen, teuflischen Gegensatz der Ghibellinen, diese

für die lichtreine, sonnenhelle Partei; dort herrschte nur der finstere Ahriman, hier der lichtstrahlende Ormuzd. Mönchthum, Pfafferei, Sonderbündlerei, Hierarchie sind die Kennzeichen der Welfen; Aufklärung, Ordnung, nationale Hoheit und Größe die der Ghibellinen. Rom soll die natürliche Residenz nur der Nachfolger Karl's des Großen und des Julius Cäsar sein. Die Hohenstaufen sollen nichts als nur die Befreiung der Welt von den Anmaßungen der Hierarchie bezweckt haben. Daß die Welfen in Italien vor allem ihr Vaterland vertheidigten, daß sie sich in einzelne Städte und Genossenschaften trennten, um nicht durch die Unterwerfung unter Einen die eigenthümlich bedingte, jahrtausendjährige Freiheit des väterlichen Bodens zu verlieren, daß dabei, wie immer, der Priester der Freund und Beistand des einzelnen gegen den Druck der Masse blieb, der Priester der Freund und Beistand der bangen Seele gegen die Anfechtungen der Welt, der Priester derjenige, der noch auf dem letzten Gange zum Schaffot den Verbrecher begleitet und wenigstens noch vor Gott, nachdem die bürgerliche Genossenschaft ihn längst ausgestoßen hat, sein Anwalt bleibt, ja daß diese geistliche Hülfe dem Bedrängten auch in den politischen Nöthen beisprang und sich Vaterland, Freiheit und Glaube gegen die Anmaßungen der fremden Eindringlinge hochherzig verbunden hatten — dafür, ich sage dafür hatte der Redner keine andere Ausdrucksform als die bei der jenseitigen Wissenschaft übliche geringschätzende und verdächtigende.

Der Mönch hielt einen Augenblick wieder inne; alles horchte gespannt, selbst der Dechant.

Ruhig und mit sich immer gleichbleibender Stimme fuhr der Franciscaner fort: Gut! Die Vorlesung lenkte wieder ein, kam auf Unverfängliches, war vorüber. Die Offiziere, Beamten, Damen waren entzückt. Doch zugleich entstand um die Herren

vom Kapitel, die sich sogleich entfernt hatten, ein von Vorwürfen und Ausbrüchen des Unwillens gemischtes Murmeln. Die Veranstalter dieser Vorlesung wurden von gesinnungsvollen Personen zur Rede gestellt und ohne Zweifel wär' es, wie billig, zu Erörterungen gekommen, welche die gedankenlose Nachahmung solcher inhaltleeren norddeutschen Residenzgenüsse verdient hätte, wäre nicht der Gegendruck der Anwesenheit unserer weltlichen Oberbehörden und der hohen Militärs zu stark gewesen. In einigen Abendcirkeln, zu denen ich zugelassen zu werden mir zur besondern Ehre rechnen darf, kam die strenge Unterscheidung, welche die Geschichte zwischen Welfen und Ghibellinen aufgestellt hat, zur Sprache und es stellte sich heraus, daß wir uns eigentlich sämmtlich noch auf dem Standpunkte jener wilden und blutigen Tage befinden. Ist nicht jede Erfahrung, die wir in unsern täglichen Conflicten machen, eine Bestätigung, daß dieser unselige Kampf immer noch nicht ausgekämpft ist? Das Ghibellinenthum ist der Herrscher des Tages. Die Gewalt nicht der Fürsten und Herren etwa allein, sondern des bureaukratischen Staats ist der siegreiche Hohenstaufe, der überall in unzugänglichen Felsenburgen thront. Verwaltung, Unterricht, Erziehung, Wissenschaft, Gewerbe, Börse, Handel, alles hat die ghibellinische Färbung angenommen, die Färbung der Centralisation, des Aufsaugens aller Säfte und Kräfte der Gesellschaft. Was ist diesem Mechanismus noch der Mensch? Der hat nur noch Werth, soweit er Bürger ist! Und um ihm nicht ganz das Gefühl zu rauben, daß sein Dasein auf diese Art seinem wahren Zusammenhange mit Gott und der Natur entrückt wird, hat man ihm auch zur Noth noch einige religiöse Veranstaltungen gelassen, eine Kirche, einen Geistlichen, die Formen eines alten Cultus; man gibt sich die Miene, diese Veranstaltungen, ob man sie gleich im geheimsten Einverständniß für überlebt erklären müsse, doch heilig halten zu wollen und

sogar vor Anfechtung zu schützen; und doch, bei jeder Frage, die nur irgendeine des Lebens ist, bei jedem Zusammenstoß zwischen dem Ewigen und dem Irdischen hat die Gewalt des Irdischen die Oberhand. Wir sind, wo wir hinblicken, in gröberer wie in feinerer Form, durch und durch ghibellinisirt! So ist denn erklärlich die von keiner äußern Veranstaltung, sondern von einem natürlichen Drang der Gläubigen aller Zonen ausgehende Bewegung unserer Zeit, innerhalb nicht nur unserer, sondern aller Kirchen, die unter Staatsbevormundung stehen, sich ihr eigenes, selbstbestimmtes, selbstbestimmendes Leben wieder zurückzugewinnen. Das neue Welfenthum ist es in den Abendcirkeln Sr. Eminenz offen und ehrlich genannt worden. Wie sogar die protestantische Kirche, wenn sie diesen Namen verdient, sich täglich mehr ablöst und ablösen wird von dem Staat, dem sie freilich dafür in seinen übrigen Nöthen und Bedürfnissen hülfreiche Hand zu leisten liebedienerisch verspricht, so hat vor allem die katholische ihren innigsten Zusammenhang wiederherzustellen mit Rom. Thörichter Wahn, der in dieser Forderung nur Botmäßigkeit unter ein herrschsüchtiges Priesterthum und eine fremde Autorität sieht! Rom ist und war und bleibt zu allen Zeiten der Ausdruck des Ewigen, Unvergänglichen und im Wandel Wandellosen! Es ist die Warte der drei in sich verbundenen großen Festlandswelttheile! Es war die Königin der alten und mittlern Welt, es muß die Königin der neuen bleiben! Worauf gründet sich die Herrschaft Roms? Auf Schlauheit italienischer Ränke? Auf Verdummung der Geister? Thörichte Anklage, die an den Grundfesten unserer Kirche gerüttelt zu haben glaubt, wenn sie die Schwäche der Menschennatur aufdeckte, die auch unter dem geweihten Kleide des Priesters sündige! Als wenn irgendeine Menschenseele ein reines Gefäß für die Göttlichkeit der Ideen sein könnte! Als wenn die Ideen etwa selbst darunter leiden

könnten, daß ihre Träger dem allgemeinen Menschenloose erliegen müssen! Daß ein Bekenner strauchelt, entwürdigt das sein Bekenntniß? Daß Priester unvollkommen sind, entwürdigt es das Sakrament, dem sie administriren? Rom ist das Ewige in der Geschichte! Rom ist die Zunge an der Wagschale der Welt! Rom ist, gerade als wenn es auch nur deshalb die Bewegung der Erde geleugnet hätte, ihr fester Grund, ihre granitene Wurzel, ihr Compaß, ihr Steuer auf dem schwankenden Meer steter Neuerungen und Revolutionen! Was vertritt denn seine Anmaßung? Was gewährt denn die heilige Roma den Völkern? Das ewige Heil im zeitlichen Unheil! Die Blöße und Hülfsbedürftigkeit des natürlichen Menschen allen Purpurgekleideten der Erde gegenüber! Die Schöpfung des Menschen, das Paradies, die diesseitige und jenseitige Hoffnung aller Erdgeborenen genüber der millionenfachen Verdrehung unsers Erdenberufs durch millionenfache zu dringenden Nothwendigkeiten gewordene Zufälligkeiten! O du heilige untheilbare, ewige Kirche! Stehe fest in deinem gegliederten Bau! Bist du nicht selbst wie der hohen gothischen Dome einer? Gegründet bis an die Tiefen der Hölle, mächtig dich erhebend auf der Form des Kreuzes, himmelanstrebend in ewiger, wolkenverlorener Sehnsucht! Musik ist das Zusammenspiel deiner schönen Formen! Einheit das majestätische Bekenntniß deiner Theile!

Sie strebt empor durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen
Und schafft ein Werk der Ewigkeit
Und läßt sich nicht bezwingen!

In deinem Sinne, heilige Roma, wollen wir wahr sein, aber der Lüge gegenüber auch eure Waffen führen! Im Schatze der Gnaden ruht Entsühnung! Krieg! Krieg! ruft die Posaune des Erzengels. Im Kriege kennt die Noth kein Gebot! Jede Waffe ist gerecht, die den Gegner abwehrt! Daß der Zweck die

Mittel heilige, ist nicht für den Kampf mit den Guten, sondern für den Kampf mit den Bösen gesagt! Ahmen wir vor allem die Ordnung eines Kriegsheers nach: Gehorsam dem Obern; Achtung vor jeder Waffe, auch wenn sie eine geringere scheint, als die wir selbst führen; Achtung vor jedem Ruhm, auch wenn er momentan unsere eigenen Verdienste überschattet! Bekämpfen wir in uns selbst die Abneigung gegen die Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit, gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu! Bieten wir denen, die in ihnen ihre unerbittlichsten Feinde sehen, dadurch keinen Beistand, daß wir die alte Eifersucht der Orden, der Kloster- und Weltgeistlichen auflodern lassen! Wo uns die Hände gebunden sind, sind sie jenen, den letzten Rittern vom Kreuze, frei! Sie streifen ungefesselt noch über die Länder dahin, gebunden durch kein Amt, durch kein Klostergelübde; sie sind die berittene Schar, die angreift und flieht zu gleicher Zeit, wie der Parther gekämpft! Bieten wir alles auf, daß den Jesuiten die Thore des Eingangs geöffnet sind! Sie ertragen alles, sie gehen, sie gehen noch einmal und kommen wieder! Wo ein Amt leer ist, eine Kanzel frei, ein Beichtstuhl geöffnet, lassen wir den Vätern der Gesellschaft den Vortritt! Ob alle diese Dinge reifen sollen bis zu offener Gewalt, darüber sind die Meinungen getheilt. Die einen fürchten und suchen die Erhebung der Massen zu verhüten, die andern fürchten sie nicht und wollen sie. In den Umgebungen des Kirchenfürsten herrscht die Meinung, daß offene Gewalt bisjetzt alles verderben würde. Denn auch darin spräche sich die durchunddurch ghibellinisirte Welt aus, daß Handel und Gewerbe, sogenannte Volkswohlfahrt und geregelte Ordnung dem Jahrhunderte, wie es jetzt einmal ist, über alles gehe; von den Fleischtöpfen Aegyptens wollen die Beweinenswerthen nicht lassen und sollten sie auch ewig nur die Ziegel streichen zu den Ruhmessäulen ihrer Pharaonen! Aber

keine offene Revolution! Im Gegentheil wünscht die Umgebung des Kirchenfürsten, daß wir alles, was nicht ein Mit-Uns ist, auch als ein Fürsten-Wider darstellen, d. h. eine Förderung der Revolution nennen. Das ist das schlagende Argumentum ad hominem der Zeit! Kämpfen wir gegen die Neuerungen des sich souverän dünkenden Menschenverstandes, so öffnen sich uns auch die Pforten der Thronsäle im jenseitigen Lager, wir werden eingeholt werden mit Triumphpforten als die Retter des Gesetzes, der Ordnung! Dieser Feldzug geht langsam, aber sicher. Halten wir am Geiste fest, fördern wir den vor allem! Denn „wer auf den Geist säet, der wird von dem Geiste das ewige Leben ernten"!

Der Redner war schon bei seinem Gebet an die Kirche aufgestanden und alle, selbst den Dechanten nicht ausgenommen, hatten sein Beispiel befolgt. Man schüttelte ihm die Hand, man ertheilte ihm die größten Lobsprüche und raunte sich zu, daß nun allerdings erklärlich wäre, wie dieser einfache Mönch in der Residenz des Kirchenfürsten hätte zu so hohem Ansehen gelangen können. Man erklärte sich bereit, den Athanasiusverein zu verbreiten und dies zu wagen auch ohne Genehmigung der Behörden. Man versprach die Medaillen in reichster Anzahl auszutheilen und bestellte die Zahl, die jeder davon wünschte in Vorrath zu haben. Auf dem Teller, von dem die Cigarren weggestrichen wurden, sammelte man die zur Herstellung nöthigen Beiträge. Jeder gab nach Vermögen, der Dechant, wie immer, auf seinen Theil soviel als alle andern. Der Ertrag wurde dem Frater Sebastus übergeben. Ein Zinngießer der kirchlichen Residenz hatte Verschwiegenheit gelobt und versprochen, die Medaillen zu einer bestimmten Zeit abzuliefern.

So trennte man sich. Es war Abend geworden. Beim Durchschreiten eines langen Corridors, der an die Hausthür

zurück und zu den inzwischen immer noch lebendig gebliebenen, ja wie vom Jahrmarktsgewühl durchwogten Straßen führte, erfuhr der Dechant, daß der, wie es schien, als Wegbereiter kommender Jesuiten wirkende Bruder Sebastus dem Kloster Himmelpfort bei Witoborn angehörte. Seines frühern Namens hieß er Heinrich Klingsohr. Er war der Sohn eines Mannes, an dessen gewaltsam erfolgten Tod sich dunkle Sagen knüpften, die sich auch nach Kocher am Fall verbreitet hatten. Standen sie doch in Verbindung mit dem gänzlich zerrütteten Geisteszustande seines alten Jugendgenossen, des Kronsyndikus von Wittekind-Neuhof.

Der Dechant dachte an seinen anonymen Brief — an Huß, Savonarola, Arnold von Brescia —. Als er, magisch umwoben vom abendlichen Dämmerlicht, zur Dechanei zurückkehrte, läuteten ihm die Glocken seines Domes wie zur Andacht in einer unsichtbaren Kirche droben über den Sternen und als er in die schon erleuchteten Fenster seiner Wohnung hinaufsah, rang sich ihm von der Brust mit tiefstem Schmerz der Seufzer: Fiat lux in perpetuis!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

8.

Die nächtliche Beraubung des Grabes auf dem Friedhof zu St.-Wolfgang war inzwischen in der Dechanei, wie in ganz Kocher am Fall bekannt geworden. Grützmacher war auf schweißgebadetem Rosse zurückgekehrt, ohne den muthmaßlichen Thäter ergriffen zu haben.

Durch Hedemann, der auf einen Augenblick in der Dechanei vorsprach und die von Angelika Müller erhaltenen, von Benno, der vom Dienst und der militärischen Kameradschaft so in Anspruch genommen wurde, daß er sich für die Dechanei vorläufig ganz entschuldigen mußte, wieder zurückempfangenen Briefe für den Dechanten an Windhack übergeben hatte, war nicht minder bekannt geworden, daß vielleicht noch am Abend der Pfarrer von St.-Wolfgang in Kocher eintreffen würde. Sonst ließ sich vor Antheil an den Vorgängen in der Stadt niemand sehen, kein Oberst, kein Benno, kein Thiebold, sodaß Lucinde der Frau von Gülpen die räthselhaften Vorgänge allein erzählen mußte, ja wiederholen, mehrfach wiederholen. Die Theestunde hatte geschlagen und einige Freundinnen der gastfreien Frau saßen schon im lebendigsten Mittheilungsgenuß um den siedenden Kessel versammelt.

Zur Justizräthin von Rietnagel, zum Stiftsfräulein von Minnerich und wie sie alle hießen, die entweder in Kocher selbst wohnhaft waren oder zu jener Landeswohlthat (Landesplage nach

andern) gehörten, welche die Reihe herum stets auf der Wanderschaft bei ihren Lieben und Guten begriffen sind und das schöne Talent des Sich-Einwohnens und Nothwendigmachens des Jahres bei einem halb Dutzend Familien schon seit dreißig Jahren besitzen, gesellte sich zuletzt auch der tieferschütterte Dechant.

Man erzählte ihm die unheimliche Kunde von dem erbrochenen Grabe. Lucinde erhielt Gelegenheit, ihren Bericht zum fünften oder sechsten mal zu wiederholen, sich aber auch zugleich in lebhaftester Weise durch diesen ihren Vortrag bei ihm selbst zu empfehlen.

Lucinde, die das Wohlgefallen des Greises an dessen wiederholt prüfendem Blick sogleich bemerkte — sie war zwar noch in ihren Reisekleidern, hatte aber manches Kräglein, manchen Spitzenschmuck zur Hebung ihrer Erscheinung zu benutzen verstanden und besonders schön stand ihr die eigenthümlich thurmartige Krone ihres stattlichen Haares — suchte sich den Schein der größten Ungefährlichkeit zu geben.

Sie that, als wollte sie sich nur um Gottes willen nützlich machen. Sie servirte den Thee wie eine Dienende. Schon erntete sie manchen heimlichen Wink des Beifalls, den Frau von Borchardt an Frau von Nietnagel, diese wieder an Fräulein von Minnerich und Fräulein von Minnerich an die „treue Freundin", Frau von Gülpen selbst, weiter gab. Windhack erinnerte an die Briefe, die Hedemann gebracht; der Dechant wollte nichts davon wissen, er wollte ruhig „seine Tasse Thee" trinken, d. h. die Gestalt und den ausdrucksvollen, den Kenner der Antike fesselnden Kopf derjenigen bewundern, die den Thee, schon wie eingewohnt, credenzte.

Windhack konnte, da er Grützmacher'n gesprochen hatte, von der vergeblichen Verfolgung des Knechtes aus dem Weißen Roß berichten. Oben auf der Höhe des St.-Wolfgangsberges, er-

zählte er, hatte Grützmacher den auch von Lucinden als entschieden unheimlich geschilderten Menschen und seinen Wagen nahezu erreicht. Da sprang der Kerl herunter vom Wagen, ließ alles im Stich, flüchtete in den unwegsamen Wald und Grützmacher hatte halt mit seinem Gaul vorläufig das Nachsehen.

Nun kam die Majorin Schulzendorf zum Thee. Auch sie kam in der ganzen Eile und Aufregung, die nichts zu versäumen wünschte und sich vor Thatsachen, die sie so lange zurückgehalten hätten, nicht zu lassen wußte. Erst der Leichenräuber und — ei — ei, daß sie fast vergessen hätte, dem liebenswürdigen Dechanten für das wunderschöne, prächtige Obst zu danken — — „Bitte! Bitte!" — Köstliche Birnen. Na heute Abend, der große Zapfenstreich — Und „der Leichenräuber?" Nun, nicht wahr? Aber mein Mann vermuthet schon für bestimmt einen gewissen Bickert, einen Menschen, der jahrelang in Frankreich im Zuchthause gesessen hat, dann über die Ardennen herübergekommen ist, bald da, bald dort herumstreift, mit einer ganzen Bande zusammen im Hundsrück die Roßtäuscherei getrieben hat, rotzkranke Pferde für gesunde aufputzte — Danke, danke, meine Liebe! der Thee macht mir noch zu heiß! Aber ein Stückchen von Ihrem Kuchen — Delicat! — —

Auf dem Lande und in kleinen Städten nehmen die Menschen am Natürlichen und Thatsächlichen weniger Anstoß. Sie können von der Rotzkrankheit mit demselben Interesse reden hören, wie man in großen Städten kaum von den Krankheiten der Menschen spricht. Der Major war selbst Pferdehändler. Seine Gattin spann seine Vermuthung über die Gefährlichkeit dieses Bickert bis auf eine Schilderung der Künste aus, wie man den sogenannten Rotz auf einige Tage zum Schein beseitigen kann.

Mitten in diesem Fragen, Berichten, Wundern kam auch der Major Schulzendorf von den Gensdarmen selbst. Es war

eine hagere, mehr bureaumäßige als militärische Erscheinung. Eine Uniform trug er, doch saß sie ihm nicht so stramm und geschlossen, wie man hier zu Lande in den militärischen Kreisen sich zu zeigen gewohnt ist. Als Candidat der Theologie war er 1815 unter die Fahnen seines Königs getreten und hatte eine Carrière gemacht, die jetzt gewissermaßen wieder in ihre frühere moralische, wenigstens civile Bestimmung zurücklenkte. Als Lieutenant von der Armee abgegangen, war er bei den Gensdarmen allmählich bis zum Major gestiegen und griff nun in Gesetz und Ordnung als Chef eines rings zerstreuten, den Landräthen und Regierungsämtern zur Verfügung gestellten Gensdarmeriecorps ein. Man sollte kaum glauben, daß ein ehemaliger Lateiner so ganz im Berittenen, namentlich im Pferdehandel, aufgehen konnte, wie Schulzendorf, obgleich er immer noch etwas Gelehrsamkeit in Bereitschaft hielt. Seine grauen Augen bekamen oft ein lebhaftes Feuer; um die spitze Nase legten sich aufs blasse Antlitz zwei lange mephistophelische Furchen; der Bart auf der Oberlippe zuckte in allen seinen dünnen grauen Härchen; das in der Mitte gespaltene Kinn streckte sich mit einer Entschiedenheit, die ganz in seinen Charakter des Schlauen und Gekniffenen paßte. Es war die norddeutsche Weise der Hinter-Elbe, und ein Typus, der für die Welfen als specifisch ghibellinischer gilt.

Sogleich warf er den scharfen und prüfenden Blick der Bureaukratie auf die ihm als Nichte der Frau von Gülpen vorgestellte Lucinde. Waren Sie schon früher in unserm Kocher? fragte er sie, als sie ihm den Thee credenzen mußte.

'S ist das erste mal! antwortete sie, den Blick niederschlagend und mit ihrer alten Hessenmädchen-Naivetät.

Sie finden eine kleine Stadt, in der leben zu sollen Ihnen sehr langweilig vorkommen wird! warf der Dechant ein.

O! bemerkte Frau von Gülpen, acht Tage läßt es sich schon in Kocher aushalten!

Acht Tage! Lucinde erschrak, obschon sie wußte, daß, scheinbar, alle Nichten anfangs sogar nur auf drei Tage kamen.

Die Majorin verzog ein wenig spöttisch die Miene; aber der Major, in jener beflissenen Weise, die den Ghibellinen im Lande der Welfen nur zu oft ihre Schreckhaftigkeit nimmt, ging ganz auf die Aeußerung der Frau von Gülpen ein und sagte, wenn auch mit einer etwas anzüglichen Betonung: Die Kirchen hier sind uralt; noch älter ist aber die Synagoge, die Sie sich einmal ansehen müssen! Die Stadt Kocher ist schon vor Pontius Pilatus angelegt worden und jedenfalls eine jüdische Colonie! Ursprünglich hieß sie ohne Zweifel Koscher, die Reine!

Hielt der Major Lucinden für eine Jüdin? Alle Anwesenden fixirten sie. Doch lenkte der Major auf andere Fährte. Er kam auf das Interesse, das nach solchem Ursprung gleich die ersten Christen für Kocher gehabt haben müßten und führte die kirchliche Bedeutung der Stadt bis auf die neuesten und die revolutionär kirchlichen Erscheinungen herab.

Lucinde hatte ihr goldenes Kreuz nicht angelegt. Da sie sehr wohl begriff, daß der Major auf ihren Uebertritt anspielen wollte, so senkte sie den Blick wie eine Fromme.

Nun war das einstimmige Gefühl aller Anwesenden: Sie ist fromm! und, seltsam genug für die Wohnung eines Geistlichen, dadurch verlor Lucinde bei Frau von Gülpen und Windhack. Nur dem Dechanten gewährte auch diese Entdeckung einen neuen Reiz. Eine Fromme hatte ihm die langjährige alte Freundin noch nicht vorgestellt.

Man verlor sich indessen in Klagen über Wilddieberei, Unsicherheit der Gegend, Aufsätzigkeit der Landbewohner. Man fand das Uebel lediglich in den Dienstboten. Die gleichfalls dann in

ihrem Einfluß auf das Volk angeschuldigten Juden rechtfertigte der Dechant mit den Worten: Warum läßt unser Leben so viel Lücken offen, daß überall ein Verschmitzter hineinschlüpfen kann! Die Juden sind nur durch uns selbst ein Volk geworden, das seine Tugenden darin finden muß, unsere Fehler zu benutzen! Wir sind, soweit man die Geschichte überblickt, die Opfer ihrer subtilen Rache geworden und werden es noch immer mehr werden!

Sie sprechen fast wie Grützmacher! sagte der Major. Der kann nie entdecken, wo die Hasen-Jette ihre Rebhühner und Hasen herbekommt!

Indem bekam Frau von Gülpen von dem immer nur leise und behutsam auf den trotz des Sommers ausgebreiteten Teppichen hin und wieder gehenden Windhack eine Meldung geflüstert. Sie flößte ihr einen ersichtlichen Schrecken ein. Was ist? fragte man allgemein und voll Theilnahme und mit Spannung.

Frau von Gülpen stockte, sagte dann aber mit einem Blick der Besorgniß auf den Dechanten: Treudchen Ley will nach Hause — Die Mutter wäre schon wieder — Chère nièce — Gehen Sie doch zu Treudchen und erkundigen Sie sich in der Geräthkammer — oder ich will lieber selbst gehen —

Treudchen Ley schien alle zu interessiren und wohl vermuthete man: Windhack hatte eigentlich gemeldet, Treudchens Mutter läge im Sterben. Der Dechant war der Beichtvater der Kranken. Die Kranke schleppte sich schon lange mit den bedenklichsten Symptomen der Zehrung; ihr Ende stand ihr näher bevor, als sie es wol selbst und die Ihrigen ahnen mochten. Jetzt sah Frau von Gülpen, wie angegriffen der Dechant schon wieder von dem unruhigen Tage und seinen wechselnden Eindrücken war — sie gönnte ihm die Erquickung eines ungestörten Abends — nun sollte er wol gar noch eine geistliche Function verrichten —

Und schon erhob sich der Dechant. Wenn ihm auch die Bequemlichkeit über alles ging, kannte er dennoch die Schicklichkeiten seines Amtes. Ei, sagte er, ich werde zu der Armen gehen! Allgemein aber mußte man Frau von Gülpen, die in die Geräthkammer gegangen war, Recht geben, wenn sie geäußert hatte, diese Schreckensbotschaft von der guten Frau Ley wäre schon so oft gekommen und immer hätte die Dulderin sich wieder erholt, ja sogar es bereut, daß sie in einem ähnlichen Anfall schon einmal die Wegzehrung erhalten hätte und dann doch nicht gestorben wäre. Spendet auch die Kirche diese letzte Wohlthat gern in der Voraussetzung, daß sie nicht den Tod, sondern die Genesung erleichtere, so sparen sich doch die Sterbenden diese hülfreiche Rüstung zum Eintritt in den peinvollen Vorhof des Himmels gern auf den Augenblick, wo sie wirklich deren bedürftig sind. Also rieth man dem Dechanten zu bleiben und Windhack, welcher Frau von Gülpen in die Weißgeräthkammer nachgegangen war, wo ein liebes zartes Kind, Treudchen Ley, den ganzen Tag über an neuen feinen Hemden gesteppt hatte, kam schon mit der Beruhigung zurück, Treudchen wäre zwar gegangen, hätte aber hinterlassen, sie würde schicken, wenn es nöthig wäre. Geschwister hat sie genug dafür! sagte Frau von Gülpen, die schon zurückkam . . . Sie sagte dies im Tone des Mitleids, scheinbar ohne die mindeste Erregung, jedenfalls aber sicher, daß Treudchen Ley den Dechanten nicht unnützerweise incommodiren würde.

Der Dechant beruhigte sich darauf. Wissen Sie wol, lenkte er in ein inzwischen vom Major begonnenes Gespräch über Wilddieberei ein, wissen Sie wol, das Schmerzenslager unserer guten Frau Ley ist eine Folge der Wilddieberei?

Man wußte von diesem Zusammenhang nur Einzelheiten. Während Lucinde den fortgesetzt forschend auf ihr ruhenden Blick

des Majors bald fragend suchte, bald erschreckend vermied, erzählte der Dechant:

Ehe noch die Juden in Kocher am Fall den Muth gehabt hätten, von ihrer eigenen Metzgerkunst an Christen mehr zu verkaufen als Gänseblut —

Allen Bewohnern von Kocher war gegenwärtig, daß die Hasen-Jette, Frau Henriette Lippschütz, die jetzige Wildprethändlerin, die Witwe eines einst auch von Christen stark in Nahrung gesetzten jüdischen Metzgers war.

Und ehe noch, fuhr der Dechant fort, die Blume der ganzen Judenschaft in Kocher am Fall, mein unvergeßlicher theuerster Busenfreund Dr. Leo Perl, zu unserer Kirche übergetreten war — er hat einst in Borkenhagen unsern guten Bonaventura getauft — Sieh, sieh! unterbrach sich der Dechant selbst, — käme doch Bona noch, der Wunsch der guten Frau, wenn sie stürbe, wäre erfüllt; von ihm hätte sie die letzte Zehrung am liebsten empfangen —

Frau von Gülpen stellte die Nothwendigkeit einer schon so nahen Gefahr und die Erfüllung jenes Wunsches, den Lucinde bereits vorgestern aus dem Munde Grützmacher's erfahren hatte, wiederholt und aufs entschiedenste in Abrede —

Kurz, vor langer Zeit schon, nahm der Dechant, in leidlicher Beruhigung, seine Erzählung auf, war der angesehenste Metzger hier im ganzen Orte Treudchens Großvater, der alte Petrus Ley. Als ich hierher an den Dom kam — auf Veranlassung hauptsächlich jenes so früh dahingegangenen Seltensten der Menschen, Leo Perl —, stand niemand unter seinesgleichen höher im Ansehen als Herr Petrus Ley. Eine Freude war's, den Mann in seinem stattlichen Hause unten am Fall zu sehen, wie derselbe, die weiße Schürze über der Brust und mit dem Messer im Brustlatz, an seiner Schranne stand! Den Mann plagte plötzlich das Wohlleben, der Müßiggang und mit ihm,

wie es auf dem Lande geht, die Jagdlust. Hatten entweder wirklich, wenn er über Land zum Einkauf von Schlachtvieh reiste, seine Hunde die Neckerei, Hasen aufzustöbern, die sie ihm zuschleppten — so erzählte er später selbst den Ursprung seiner Jagdlust — oder reizte ihn sein bürgerliches Wohlbefinden, er pachtete eine Jagd und wurde ein so leidenschaftlicher Jäger, daß ihm sein eigenes Gebiet nicht mehr genügte. Die Kugel, einmal im Lauf, sagt unser großer Schiller, ist verhängnißvoll! Sie fuhr auch für Petrus Ley heraus, wenn die Grenzmarke seines Geheges längst überschritten war. Nun mag ich nicht leiden, wenn ein Bäcker, der für tägliches Brot, meinetwegen Sonntags für Kuchen, zu sorgen hat, sich zu feinern Näschereien versteigt. Ein Metzger, der dem Wild nachstellt und dann es zwar nicht aufhängt unter seine Rindsviertel und gespaltenen Lämmer, aber unter der Hand doch auch verkaufen muß, begeht fast eine Untreue an seinem Beruf. Ich will nicht sagen, daß sich sein Beruf rächte, aber Petrus Ley erlebte das Unglück, nach einer heißen Jagd, die ihn nicht wenig mitgenommen hatte, auf freiem Felde von einem Unwetter überfallen zu werden. Der Regen goß in Strömen. Kein Baum, kein schützendes Gestein ließ sich erblicken. Das Wetter endete nicht. Darüber brach die Nacht an; die Nebel umspannen vollends die Gegend. Voll Unmuth wirft sich der reizbare, zum Jähzorn geneigte Mann auf die Erde und bleibt bis zur Besinnungslosigkeit ergrimmt liegen. Das Winseln seines gleichfalls halbtodten Hundes machte einen vorüberfahrenden Bauer aufmerksam; Petrus Ley wurde mit seinem Hunde vor dem immer fortströmenden Regen unter dem Stroh des Wagens geborgen. Herr und Hund kamen nach Hause; Ley wurde todtkrank und behielt von dem Tage an die Gicht, in einem Grade, der sich aufs höchste steigerte und unheilbar wurde. Der vermögliche Mann reiste in die Bäder und kam

nur kränker heim. Fast gelähmt an allen Gliedern, hatte er Schmerzen, die den Unglücklichen zum Gegenstand des allgemeinsten Mitleids machten. Wie oft hab' ich für ihn die Fürbitte gehalten! Fast immer im Bette liegend, mußte er die Führung seines Gewerbes seinem Sohn überlassen, der in keiner Hinsicht ihm ähnlich war. Ein träger und bequemer Mensch, hatte Joseph Ley die Früchte der Anstrengungen seines Vaters geerbt, liebte aber die Gesellschaft, das Kartenspiel, den Wein und vernachlässigte so sehr die ihm nun ganz allein übertragenen Geschäfte, daß sie zurückgingen und der zusammengekrümmte, auf seinem Lager stöhnende alte Vater Verwünschungen über Verwünschungen ausstoßen mußte über den Sohn, den Buben, wie er ihn nannte. Joseph hatte selbst schon lange ein ziemlich vermögendes Mädchen geheirathet, die Tochter eines angesehenen, leider mit zu viel Kindern gesegneten Landwirths. Das immerhin beträchtliche Eingebrachte derselben war beim Zurückgehen des Geschäfts bald verbraucht; die Kundschaft verminderte sich, die Concurrenten machten bessere Einkäufe. Alledem sah der von der Gicht krummgezogene Alte, der inzwischen Großvater geworden, von seinem Lager mit Verzweiflung zu. Innerer und äußerer Schmerz folterten den Greis, der nicht mehr gehen und stehen konnte. Hörte man wilde und laute Verwünschungen aus dem einst so stattlichen, jetzt die Spuren des Verfalls tragenden Hause, so wußte man schon nicht mehr, waren es die Ausbrüche des Zankes mit seinem Sohn oder die Klagerufe des von seinen Schmerzen Gepeinigten. Dieser Zustand dauerte einige Jahre. Die Verlegenheiten wuchsen; das Haus gehörte bereits den Gläubigern; Pfändungen folgten auf Pfändungen, und wie es in solcher Lage zu gehen pflegt, das Verderben wird unaufhaltsam und wird es auch innerlich für den Charakter des Betreffenden. Joseph Ley verkaufte und versetzte ein Stück nach dem andern; die Frau,

eine redliche, brave Seele, mühte sich mit der Befriedigung des letzten Restes von Kundschaft, um nur die Kinder erhalten und erziehen zu können. Die Vergünstigungen der Armuthspenden in Empfang zu nehmen, war man, schien es, noch zu stolz. In der Nebenstube des Wohnzimmers, aus dem hinaus man in die jetzt fast immer leere Verkaufsflur trat, stand ein Bett mit Kattunvorhängen; rings von diesen eingeschlossen, um das Licht abzuhalten, das seine trüben, rothen Augen blendete, lag der Alte. Da rückte man ihm eine Fleischbank hin, auf der er Speck und geräuchertes Fleisch schneiden half und Wurst hackte. Eines Tages fand man die Vorhänge sorgsam zugezogen; man öffnete: Petrus Ley hatte sich mit dem großen Messer, das immer in seiner Nähe lag, erstochen. Nun vollends war der Segen des Hauses dahin! Die blutige Gestalt des Großvaters verscheuchte jeden der letzten Kunden, auch die, welche noch aus Mitleid gekommen waren. Mit Grauen und Ekel ging man an dem Hause eines Metzgers vorüber, der sich selbst erstochen hatte. Sah man auch manchmal an der Thür noch ein einziges junges Lämmlein hängen mit ausgebreiteten, an Stecken befestigten Füßen — die gute unglückliche Frau Ley putzte und scheuerte hellgelb die Haken, an denen einst die schweren Rinderviertel gehangen, die Wagschale blinkte so sauber durch die Fensterscheiben der Hausflurthür wie sonst — drinnen sah es öde und leer aus. Joseph saß nur noch im Wirthshaus, trank und spielte. Die geistlichen Vermahnungen halfen nichts; es lag wie ein Fluch auf dem Hause, dessen gänzliche Verödung nur das Mitleid um die rechtschaffene Frau abwandte. Das haben wir ja alle erlebt, wie diese unheilvolle Kette an verderblichen Ringen immer reicher wurde! Die kleinen Kinder wuchsen herauf, halfen da und dort; der Vater hatte Augenblicke, wo er sich zusammenraffen wollte. War dann einmal ein Thier gekauft worden, das war ein Jubel

von Frau und Kindern! Sie liefen in die ganze Nachbarschaft ringsum und verkündeten die frohe Mär: Der Vater hat ein Schwein geschlachtet! Was ließ sich da thun? Man mußte den jüdischen Metzger Lippschütz, an den man sich unten am Fall schon gewöhnt hatte und zu dessen Praxis ohnehin diese eine Thiergattung nicht gehörte, übergehen und die arme Frau Ley glücklich machen, die dann freilich erleben mußte, daß der Mann, gleichsam um sich von einer einzigen großen That, dem Schlachten und Zurichten und Verputzen eines einzigen Thieres, auszuruhen, wieder im Wirthshause saß und durch erkünstelte Bravaden seine innere Zerfallenheit zu übertrotzen suchte. Sein Blick wurde wilder und scheuer, man mied ihn und je mehr die Theilnahme für die Mutter und die Kinder zunahm, desto vereinsamter fühlte sich ihr Mann, der Joseph. Oft lief die arme Frau sechs Stunden Weges zu Fuß über Land, um irgendeinen Ankauf zu machen, die Kinder folgten, und zu rührend war der Anblick, wenn sie dann ein Lämmlein oder ein taumelndes Kälblein die Landstraße dahertrieben und den Vater aus dem Wirthshause riefen, damit er an dem auf Borg oder für ein Geringes Eroberten seine Kunst zeigte. Wir wissen alle, daß eines Tages am Pfosten des Schlachthauses nicht ein solches kunstgerecht ausgeweidetes Lämmlein, sondern der Joseph selber hing! Wie sein Vater war auch er aus der Welt gegangen; jener Selbstmord war aus Ungeduld und Stolz, dieser aus Furcht und Scham entstanden; sein Trotzen war eben nur, wie es geht, ein falsches Spiel gewesen. Dann wurde Meister Lippschütz Herr der ganzen Kundschaft bei den Gerbern und Färbern unten am Fall, bis auch der dann starb und seine Frau die Metzgerei nicht fortführen konnte. Das, liebes Fräulein Schwarz, ist nun erstens unsere Frau Ley, die Mutter des lieben Kindes Treudchen Ley, und zweitens unsere Hasen-Jette, die Sie sehr oft hier auf der Dechanei sehen werden!

Auch sie ist eine ganz vortreffliche Frau, wenn auch der Major ihren geheimen Lieferanten nicht traut — Nun aber stirbt die gute Frau Ley! Ich muß doch wol hinunter in die Stadt! Man kommt zwar nicht wieder, aber ich ahne bei alledem — Gute Nacht!

Der Dechant erhob sich alles Ernstes. Sein gutes Herz hatte über die Bequemlichkeit den Sieg gewonnen.

Sein Entschluß wurde von einem heranrollenden Wagen unterbrochen.

Der Pfarrer von St.-Wolfgang! rief alles und Frau von Gülpen trat ans Fenster.

Es war jedoch nicht diese heiß von ihr ersehnte Ablösung für den Dechanten, es waren die geistlichen Herren vom Diner und von der Conferenz. Windhack kam bereits und berichtete: Sie hätten ihre Ueberkleider, Regenschirme noch in der Dechanei zurückgelassen und wollten sich, da sie jetzt erst abreisten — bis um acht Uhr hatten sie Gelegenheit genug gefunden sich in Kocher am Fall zu zerstreuen — alles in den Wagen nachreichen lassen. Frau von Gülpen fürchtete, daß man nicht jedes da, wo sie es hingelegt hatte, finden würde und schickte Lucinden mit den nöthigen Anweisungen hinunter.

Windhack war schon vorangegangen. Ohnehin war er im Aufdecken des Soupers begriffen. Nach dem Thee pflegte man in der Dechanei noch ein Nachtessen einzunehmen, das bereits aufgetragen wurde. Man drängte inzwischen den Dechanten, die Botschaft Treudchen's erst abzuwarten und sich zu beruhigen.

Bald hörte man auch, daß der Wagen unten wieder abgefahren war. Eben machte der Major noch einige Glossen über die Anhäufung geistlicher Versammlungen, über die Unbesonnenheit, mit der man Zwecke zur Schau trüge, die nur böses Blut nach oben setzten müßten, über die fanatischen Schwärmereien des

Stadtpfarrers, der sogar allerlei Abenteurer ins Land riefe, jetzt die Italiener, die diesmal Heiligenbilder verkaufen müßten zu Spottpreisen wie ihnen nur durch einen Verein ermöglicht werden könnte, der die Händler heimlich tagweise bezahle; ja, auch den „Kirchenboten“ hätte man heute wieder so scharf geschrieben gefunden, daß man ihn in der Censur von Anfang bis zu Ende hätte streichen müssen — O weh! unterbrach der Dechant. Der Major kannte die Spannung zwischen der Dechanei und dem Stadtpfarrhause und sagte ganz offen: Man möchte fast glauben, der fanatische Redacteur hat die Herbstmanöver abgewartet, um seine bekannten Anschuldigungen der Regierung desto besser unter die Leute zu bringen!

Schon sprach man dem Mahle zu, schon füllten sich die Gläser. Man erörterte die heutige Conferenz. Der Dechant zuckte die Achseln und schwieg zu des Majors Besorgnissen. Man sprach von dem ausbleibenden Benno, der wahrscheinlich durch seine Kameraden gefesselt wäre, und bemerkte endlich die auffallende Nichtwiederkehr der Nichte der Frau von Gülpen. Der Dechant war der erste, den ihr Ausbleiben störte.

Eine Erörterung über sie, eine Kritik über ihren Eindruck ließ sich nicht anknüpfen; man konnte annehmen, daß sie jeden Augenblick eintreten würde. Ihr Couvert blieb aber leer. Sie kam nicht. Jetzt fragte man Windhack, der servirte.

Windhack wußte keine andere Auskunft, als daß „Fräulein von Schwarz“ ihm noch vor einer halben Stunde draußen dabei geholfen hätte, den Herren in ihren Wagen die verlangten Sachen nachzureichen. Da hätte sie ein Licht gehalten und plötzlich wäre ihr halt das Licht aus der Hand gefallen und dann, als der Wagen fort war, hätte er sie gar nicht mehr gesehen.

Frau von Gülpen fand dies Fallenlassen des Lichtes „doch auch sonderbar“ und nun öffnete sich manche verhaltene Schleuse.

Die Freundinnen schickten zuerst das größte Lob voraus — Nach dem System der Sheridan'schen Lästerschule war dies gleichsam das Einkaufungsrecht, hinterher desto schärfer tadeln zu können. Flüsternd nur und sehr discret fand man die junge Dame außerordentlich interessant, mit andern Worten, für Frauen unheimlich und kein Vertrauen erweckend; man fand sie wunderbar schön und majestätisch, mit andern Worten zum Dienen nicht im mindesten geschaffen; man bewunderte ihre Augen und fand sie außerordentlich klug, d. h. gefährlich und Vorläufer mancher Beunruhigungen für die Dechanei und die Stadt. Die Frau Majorin schwieg vollends — was bei ihrer Zungenfertigkeit das Vielsagendste war — und der Major knöchelte nur ein kaltes Huhn aus und legte die Reste so hieroglyphisch vor sich auf den Tellerrand hin, als wollte er damit das bekannte Räthselspiel einer verwundenen Bandschnur lösen.

Jetzt fragte ihn Frau von Gülpen geradezu, worüber er denn heute eine so ganz extrafeine Miene mache, und der Majorin sagte sie schon: Unsere Familie ist so groß, daß ich oft erschrecke, ihre nähere Bekanntschaft zu machen! Und als nun gar Fräulein von Minnerich die Anspielungen des Majors auf den jüdischen Ursprung der Stadt Kocher in Verbindung brachte mit einem gewissen orientalischen Air der Nichte und die Tante darüber in Verlegenheit gerieth, konnte der Major nicht mehr umhin zu sagen: O Beste, nein! Ich wollte nur auf ihre hohe Religiosität anspielen — Sie ist ja eine Convertitin —

Feierliches Schweigen.

Man sah sich um, ob Lucinde kam.

Da sie ausblieb, ermunterte Frau von Gülpen, die diese Eigenschaft ihrer Nichte gar nicht gekannt zu haben schien, den Major, sich ganz offen auszusprechen. Sie wissen, sagte sie, ich bin

schon so oft von meinen Angehörigen getäuscht worden! Noch unser letzter Besuch, Fräulein Angelika Müller —

Ich habe einen Brief von ihr auf meinem Zimmer liegen! sagte der Dechant und wünschte offenbar damit das Gespräch abgebrochen. Ihm gefiel Lucinde ausnehmend. Er wäre lieber auf einen andern Gegenstand übergegangen.

Grützmacher, sagte aber der Major, sah sie schon gestern beim Pfarrer von St.-Wolfgang —

Wir hatten sie dorthin empfohlen, bemerkte Frau von Gülpen, um ihre Sicherheit zu zeigen.

Sie kannte Herrn von Asselyn schon seit Jahren —

Ja! Sie kommt aus der Stadt, wo er geweiht wurde —

Nun, wir werden ja sehen — —

Sehen? Was? hieß es allgemein.

Ich verschweige Ihnen nicht, gestand jetzt der Major, die Dame ist uns zur Aufsicht empfohlen worden —

„Uns?" Das hieß der Polizei! Man erschrak allgemein —

Als Emissärin! Ihre fanatische religiöse Gesinnung —

Bei dem Worte „Emissärin" verschüttete fast Frau von Gülpen den Inhalt der goldenen Dose, die der Dechant suchte und die sie ihm, selbst bei größter Aufregung noch jede seiner Mienen, jedes seiner Bedürfnisse beobachtend, hinreichte und öffnete —

Dem alten Windhack schien es geradezu Spaß zu machen, Frau von Gülpen so gleichsam immer mehr in die Lüfte gehoben zu sehen. Er schenkte dem Major sein Glas mit 24er Mosel-Auslese ebenso oft voll, als dieser es leerte. Dadurch kam die Mittheilungslust Schulzendorf's in Gang und nicht zwanzig Minuten währte es, so wußten alle, natürlich nur in gemüthlichster Andeutung, daß Lucinde Schwarz kaum viel mehr als eine Abenteurerin war, schon einen höchst verwickelten Lebenslauf gehabt hatte, ja auf Schloß Neuhof beim Kronsyndikus von Wittekind

gewesen war, damals namentlich, als vor sechs Jahren jener Theilungscommissar auf so räthselhafte Weise getödtet wurde, eben jenes Mönches Vater, der jetzt Frater Sebastus hieß und vielleicht in diesem Augenblick unter den unten angefahrenen Geistlichen sich befunden haben konnte — Ja, bis zu Lucindens erstem Anfang gingen die Mittheilungen zurück, bis zum Hause des Stadtamtmanns und sogar bis zu ihren ersten Abenteuern mit einer „alten Frau Hauptmännin von Buschbeck" —

Für Frau von Gülpen drohte jetzt eine Ohnmacht. Glücklicherweise hatte sich von Kocher her der Zapfenstreich vernehmen lassen. Der Dechant stand schon bei dem Namen „Schloß Neuhof" auf. Frau von Gülpen folgte mit Mühe seinem Beispiel bei dem Namen „Buschbeck".

Lucinde war nicht wiedergekehrt. Die Freundinnen besaßen Takt genug, nachzufühlen, daß dieser Abend durch die Aufdeckung des Misgriffs mit dieser neuen Nichte gestört war. Und den Zapfenstreich hatte ja auch „eigentlich niemand versäumen wollen" — —

Major Schulzendorf bereute, zu weit gegangen zu sein. Er hatte Lucinden keineswegs anklagen wollen. Er hatte nur beabsichtigt, das Interesse, das sie einflößen durfte, genauer zu motiviren. Nicht im mindesten durften er oder seine Gattin annehmen, daß seine immer den Rücksichten des Hauses und den vortrefflichen Speisen und Weinen Rechnung tragende Mittheilung hier irgendjemanden verletzte — Man trennte sich denn auch äußerlich wie mit dem Gefühl allgemeinster Befriedigung ...

Frau von Gülpen aber fiel, als sie mit dem Dechanten allein war und ihr scharfes Ohr die letzten Schritte der Gäste verklingen hörte, in die bis dahin zurückgehaltene Ohnmacht.

Der sanfte Mann that alles Mögliche, sie zu beruhigen.

Nicht vierundzwanzig Stunden länger bleibt sie im Hause!

hauchte die Freundin mit einer Stimme, die ihr fast versagte. Die Haube löste sich, die schönen kastanienbraunen Scheitel kamen in Unordnung. Plötzlich raffte sie sich auf und klingelte.

Was thun Sie? Was soll das? fragte der Greis.

Windhack, der die Gäste hinausbegleitet hatte, kam zurück.

Das Fräulein —

Aber die Stimme versagte wieder — versagte um so mehr, als der Dechant sich einer sofortigen Citation Lucindens entschieden widersetzte. Windhack berichtete, er hätte oben geklopft und die Antwort bekommen, sie wäre müde und wünschte allein bleiben zu dürfen —

„Allein bleiben zu dürfen" —! „Wünschte!" Hahaha! Frau von Gülpen lachte über eine „Prätension der höchsten Anmaßung" —

Beruhigen Sie sich, liebe Freundin! unterbrach der Dechant wiederholt und mit Entschiedenheit. Urtheilen Sie nicht wieder zu schnell! Morgen wird sich alles finden! Auch mich hat die Erzählung des Majors erschüttert. Wissen Sie doch nur zu gut — Doch, ich bitte sehr, keine Uebereilung! Windhack, leuchte! Ich habe noch Briefe zu lesen. Keine Störung! Keinen Tumult! Ruhe und Friede! Gute Nacht, liebe Freundin!

Damit ging der Greis auf sein Zimmer, erregt, wie seit lange nicht.

Die Schnurrenthüren nebenan bei Frau von Gülpen beruhigten sich aber noch bis tief in die Nacht nicht, so oft gingen sie auf und nieder . . . Nie noch konnte eine Tante über eine Nichte in größerer Aufregung gewesen sein.

9.

Inzwischen saß Lucinde in ihrem Mansardenstübchen unter dem Eindruck, den ihr das Wiedersehen Heinrich Klingsohr's als Mönch verursacht haben mußte!

Daß es Klingsohr war, bestätigte Windhack, als er das Licht, das ihr entfallen war, aufhob und in aller Harmlosigkeit sagte, der Mönch käme mit den geistlichen Herren vom Stadtpfarrer, heiße Dr. Klingsohr und in der Stadtpfarrei müßte man noch mehr von ihm wissen, als halt er selbst oder der Dechant. Windhack ahnte nicht, daß er eine Frage beantwortete, die mit Zittern an ihn gerichtet wurde.

Bald aber wußte sich Lucinde auch in diesem Augenblick zu beherrschen. Doch in die Gesellschaft mochte sie nicht zurückkehren oder, wie Windhack sie aufforderte, am Mahle theilnehmen. Die strenge Kälte der Frau von Gülpen, der prüfende Blick des Majors, der so lässige und nur oberflächlich verrathene Antheil des Dechanten benahmen ihr allen Muth, allen Aufschwung. Sie war bei alledem sorglos und ahnte noch keine Gefahr für ihr Bleiben.

Als sie auf Befehl der Frau von Gülpen zu Treudchen Ley gegangen war, hatte sie diese nicht mehr gefunden. Sie hatte dann helfen wollen die zurückgelassenen Sachen der geistlichen Herren an den Wagen nachzutragen und hatte kaum einen Blick durch das ver-

gitterte Fenster des untern Estrichs geworfen, während Windhack vor der großen Hauptpforte stand, als sie vor dem geschorenen Haupte eines Mönches, der aus dem Wagenschlage sich vorbeugte, zurückfuhr. Die Beleuchtung durch Lichter, durch den aufgegangenen Mond und die noch nicht ganz entschwundene Tageshelle war zu sicher, der markirte, scharfe Kopf Klingsohr's war mit keinem andern zu verwechseln und die Bestätigung, daß sie sich nicht geirrt, folgte durch Windhack auf dem Fuße.

Wollen Sie nicht zum Souper kommen? fragte nach einer Viertelstunde der Alte noch einmal.

Durch die geschlossene Thür ihres Mansardenzimmers bat sie, allein bleiben zu dürfen und sie wegen ihrer Ermüdung zu entschuldigen.

Ihr Zimmer war klein, sehr niedrig — fast stieß sie mit dem Kopf an die Decke — Sie machte sich Licht — sie hätte alle Fenster des Hauses aufreißen mögen, um Luft zu schöpfen, — ihr Stübchen hatte nur ein Fenster — sie fürchtete zu ersticken — „Beim Stadtpfarrer würde sie mehr erfahren" — Dies Wort des alten Windhack hallte ihr unaufhörlich wieder. Sie hatte Briefe an diesen Beda Hunnius — die allerdringendsten Empfehlungen — Empfehlungen, die mit „pressant" überschrieben waren — Sie suchte nach diesen Briefen — dabei blieben ihr die Hände wie gelähmt und fast wie im Gelächter klang es schon und hallte ihr im Ohr: Klingsohr ein Mönch! Und katholisch! Wie sie —! „Sind Sie katholisch?" hatte sie einst zu ihm gesagt, als er einen Blütenzweig in die Erde pflanzen wollte, wo sie gestanden, damals, als sie von ihm auf dem Wege vom Düsternbrook so seltsame und ihr fremde Gedanken vernommen. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" hatte er erwidert — Sie ging auf und nieder in dem engen Zimmer, alledem nachdenkend.

Dann suchte sie in ihrem kleinen Koffer nach den Briefen. Sie fand sie in ein Convolut alter Papiere versteckt, die sie seit drei Jahren besaß. Es waren die nach Serlo's Tode aus dessen Nachlaß an sich genommenen Aufzeichnungen desselben — seine oft von ihm vorgelesenen Tagebücher. Sie kannte jede Stelle darin und nicht eine Secunde brauchte es, daß sie eine Seite aufgeschlagen hatte, die jenen Beda Hunnius betraf. Firmian Neumeister, genannt Serlo, war, obgleich älter, mit ihm im geistlichen Convict gewesen. Bei diesem Hunnius konnte sie von Klingsohr mehr erfahren — von Klingsohr, der jetzt — —! Sie wußte selbst nicht, was sie that, als sie, um den überwallenden Strom ihrer Empfindungen zu dämmen, die Schilderung wieder las: „Wir ältern Schüler hatten die Aufsicht über die jüngern. Schon ganz kleine Knaben kamen ins Convict und mit den glücklichsten Anlagen für ihren künftigen Beruf. Die Lehrer hatten die Erziehungsgrundsätze der Jesuiten angenommen. Wir wurden von allem zurückgehalten, was nur irgendein eigenes und selbständiges Leben in uns und aus uns hätte entwickeln können. Jede Stunde, ja jede Minute hatte ihre Beschäftigung, ihre eigene Aufgabe. Nur wenn man aus einem Traum erwachte, bot die Ruhe der Nacht die Gelegenheit zum stillen Selbstgespräch. Nur in solchen Nächten ermöglichten sich meine Betrachtungen über Menschen und Dinge. Mit dem Glockenschlag fünf begann die gewohnte Ordnung mathematisch genau abgegrenzter Beschäftigungen. Einer der Schüler belauschte den andern. Man wurde angezeigt, wenn man Runzeln auf der Stirn hatte! Ich weiß es noch wie heute, daß ein Schüler, ein kleiner Bauernknabe, mindestens sieben Jahre jünger als ich, den ich zu beaufsichtigen hatte, ein gewisser Hunnius, mich anzeigte, wenn ich die Stirn in Runzeln gelegt hatte! Diese Nachlässigkeit wurde vom Rector scheinbar nur aus Schönheitsrücksichten getadelt und abgestraft. Man sagte: Du sollst dein

Aeußeres pflegen! Dein Leib ist ein Tempel Gottes! Wie kann eine Seele zu dir Vertrauen fassen, wenn du mit düsterer, gefurchter Stirn sie anblickst! Die Wahrheit war aber keine andere als die, daß gerunzelte Stirnen Denker verrathen, mindestens Träumer, die in sich selbst versunken Betrachtungen anstellen, die ihnen nicht von außenher veranlaßt und geheißen wurden. Dieser boshafte kleine Verfolger meiner Stirnrunzeln war auch schon der eifrigste und gewandteste Escamoteur des sogenannten Signums. Das Signum war eine Art Denkzettel von Blech, welchen derjenige umhängen mußte, der irgendein Versehen sich hatte zu Schulden kommen lassen. Er trug das Signum so lange, bis er an irgendeinem andern eine Unregelmäßigkeit entdeckt hatte, der es dann statt seiner tragen mußte. Da aber derjenige, der das Signum Abends neun Uhr umhatte und auf der Jagd der Angeberei der letzte geblieben war, gleichsam dann für alle bestraft wurde — Opus operatum auch hier! — und ein verhältnißmäßiges Fastengebot erhielt oder irgendeine Arbeit verrichten mußte, so kann man sich denken, wie aufgelauert wurde, um das Signum immer weiter denunciren und lügen zu können auf einen andern! Ich alter, achtzehnjähriger Knabe war gewöhnlich der Unglückliche, der für die Vergehen von einem Dutzend anderer Abends neun Uhr zu büßen hatte. Und ich sage nur, wie die menschliche Natur früh auf alles, was sie geistig verkrüppeln kann, vergnüglichst eingeht! Niemals kam der jüngste von allen, der kleine Hunnius an die Reihe, der letzte zu sein! So verschmitzt war hier schon ein Kind, so listig, daß es noch Abends wenige Minuten vor neun Uhr einen Frevel an einem seiner Kameraden entdecken konnte, dem das Signum dann kurz vor Thoresschluß zugeschanzt blieb. Gab es keinen Verstoß, der anzuzeigen war, so lockte man einen hervor. Dazu bedurfte es blos doppelter Verschmitztheit; denn der Reiz zur Sünde ist im-

mer da. Von Freundschaft und Liebe konnte bei so durcheinander gehetzten jungen Seelen keine Rede sein. Wir wurden zur Predigt der Liebe angeleitet und in unserm Innern kochten Haß und Rache. Alles zur größern Ehre Gottes!"

Eigentlich war Lucinde auf dem Standpunkt, bei solchen Mittheilungen eher Partei gegen als für Serlo zu nehmen. In jener Denkweise, die sie Klingsohr, ja Serlo selbst verdankte, hatte sie gelernt, eine resolute Entschlossenheit der Menschen für die Abwehr ihrer gegenseitigen Schlechtigkeiten für vollkommen gerechtfertigt zu halten. Sie lachte schon oft über den kleinen Hunnius und nahm ihn für einen Erzschelm, der gerade so mit den Menschen verfuhr, wie man mit ihnen verfahren müsse und wie sie einst selbst sich gegen die Tücke der Frau von Buschbeck geholfen hatte. Selbst Bonaventura, dem sie einst diese Art der Erziehung vorhielt und unter der gewöhnlichen Beichtstuhlfirma, „sie würde von Zweifeln gequält" (ihr Verhalten zum neuen Glauben war, den wirklichen Haß gegen die hinter ihr liegende protestantische Welt ausgenommen, nur ein äußerliches und die Benutzung desselben zum Zweck) diese Signum-Anekdote erzählte, hatte gesagt: Man glaubt das Fundament unserer Kirche erschüttert zu haben, wenn man allen Aberwitz aufdeckt, auf welchen die Einsamkeit der Geistlichen und die Furcht vor Anfechtung verfallen ist! Die künftige Lebensstellung des Priesterstandes ist eine so schwierige, daß die Angst, es möchten sich keine Menschen finden, die ihm Genüge leisten können, seit Jahrhunderten bei uns auf solche Auskunftsmittel für eine zur innern Heiligung vorbereitende Erziehung verfallen ist!

Die Gäste unten hatten das Haus verlassen — alles war still geworden. Der Mond trat immer heller hervor und verklärte den Park mit magischem Lichte. Von Benno, von Hedemann, von Thiebold de Jonge, von Bonaventura, den Italienern ent-

deckte sie keine Spur. Auch brachte die kleine Gertrud Ley — wenigstens hörte sie nichts — keine Botschaft von ihrer sterbenden Mutter. Die Erzählung des Dechanten hatte Lucinden in ihr eigenes Jugendleben zurückversetzt — zurückversetzt in das Leben ihrer Geschwister — in den Tod derselben — auch den Tod ihrer beiden letzten Brüder — Gustav und August lebten nicht mehr — sie hatten aus dem Besserungshause entfliehen wollen, hatten an einem Seil aus einem hochgelegenen Fenster sich niedergelassen — ein Geräusch treibt den zweiten Flüchtling, sich aus dem Fenster dem ersten nachzuschwingen, während dieser noch nicht am Boden ist — das Seil reißt, beide verunglücken — — vor einem Leben, das gewiß nur das des Verbrechens hätte werden können! tröstete sich schon damals Lucinde. Es war fast drei Jahre her, als sie die Kunde traf; gleich nach ihrem Eintritt in die orthopädische Anstalt. Daß sie diesen Tod getrost auf ihre Rechnung schreiben konnte, hatte ihr oft schon das Gewissen gesagt und ebenso oft auch schon wieder hatte ihre Philosophie der Selbsthülfe und des erlaubten Widerstandes gegen das feindliche Leben sie von jedem Vorwurf freigesprochen.

Zur Ruhe gehen konnte sie nicht. So in ihrer Aufregung den Tag schließen, so sich mit tausend quälenden Gedanken aufs Lager werfen? — Unmöglich für eine Phantasie so voll wühlender Ungeduld — —

Die Kleinheit des Zimmers machte sie jetzt verzweifeln. Sie riß die Thür auf. Unten hörte sie noch reden. Frau von Gülpen war es, die sich bei den Mägden sicher stellte, daß niemand sich etwa einfallen ließ, sich vom Lärm der Stadt, von der Neugier auf die Einquartierten aus dem Hause verlocken zu lassen. Lucinde lächelte und sagte kopfschüttelnd: Ganz wie meine Alte!

Zuletzt regte sich nichts mehr im Hause. Sie griff nach Hut und Mantel. Wenigstens in den Park wollte sie gehen und mit

einer Wanderung durch die Baumgänge die stürmenden Gefühle ihrer Brust beschwichtigen. Wie auch hatte ihr das Leben dieses Parks poetisch vor Augen gestanden! Sollte davon denn auch nichts, keine einzige ihrer Ahnungen sich erfüllen?

Sie mußte hinaus. Schon allein das Bild des Mönches Klingsohr wuchs vor ihren Augen so riesengroß, daß es gleichsam die Decke des kleinen Zimmers sprengte. Es zog sie, wie wenn sie über Länder und Ströme, über Heiden und Moore fliegen müßte zu dem fernen Meere hin, an dessen Ufern sie einst gelebt hatte, zu dem Strande der Alster, wo Klingsohr im Schilfrohr das blutige Haupt seines Vaters zu sehen gefürchtet. Und wollte nicht zuletzt auch noch Bonaventura kommen? Wollte er sie denn nicht gleich schon heute die Wonne fühlen lassen, doch irgendwie berechtigt in seiner Nähe weilen und an seinen Lebensschicksalen betheiligt scheinen zu dürfen? Mit diesen Empfindungen war sie schon auf der Stiege.

Sie hatte leise ihr Zimmer zugedrückt. Behutsam ging sie hinunter. Nichts hörte sie als das Knistern ihrer Schuhe auf der steinernen Treppe. Unten steckte der Schlüssel in der Hauspforte. Sie schloß auf, öffnete und trat hinaus. Sollte sie den Schlüssel mitnehmen? Mitnehmen? Wohin? Wußte sie schon, daß es im Park sie doch nicht halten würde, daß sie sich weiter wagen müßte, wenigstens bis an die Kathedrale hinauf? Sie ließ den Schlüssel stecken und drückte nur leise die Thür wieder zu.

So trat sie auf die steinernen Fliesen, die rings das Schlößchen umgaben. Dann kam ein kleiner Rasen mit einem Springbrünnchen, der kaum einige Fuß hoch spielend tröpfelte. Dann folgte eine Baumallee. Auf einer Steinbank ließ sie sich nieder.

Wie blickte sie zagend auf das Haus, in dem ein Licht jetzt nach dem andern erlosch! Das Piano, auf dem sie sich leidlich

geltend zu machen wußte, hatte man sie noch gar nicht aufgefordert anzurühren. Sie hatte ihre eigenen bizarren Weisen, in denen sie sich in solchen Abendstunden und solchen Stimmungen anziehend zu ergehen verstand. Wie hätte sie jetzt auf ihm dahinstürmen mögen! Und nun saß sie hier „auf Probe", so gebunden, so Bettlerin, so eine Ausgestoßene und Geduldete nur. Kaum ein Liedchen hätte sie trällern dürfen, um das tausendstimmige Concert in ihrer Brust, ein Hämmern und Klopfen wie auf tausend verborgenen Tasten, irgendwie zu verrathen — ein sie befallendes Hüsteln sogar mußte sie schon zwingen aufzustehen und sich mehr zum Park zu entfernen.

Sie lauschte dem Plätschern des Quellchens, dem Rauschen der Blätter, dem Geräusch der Stadt. Erst jetzt fühlte sie, daß sie ja die Briefe für Hunnius zu sich gesteckt hatte! Einer von ihnen war „pressant". Wenn sie ihn heute noch abgäbe? Jetzt, nachdem die neunte Stunde schon geschlagen?

Aber durfte sie so spät noch in der Stadtpfarrei vorsprechen? Das war im Grunde das Wenigste. Zu dem Reiz, der das katholische Priesterthum umgibt, gehört seine freistehende, durch kein Familienleben gebundene Allen-Angehörigkeit. Da fragt kein Eheweib: Was wollen Sie von meinem Mann? Da sind keine Kinder, an deren Bettchen, wenn sie krank sind, ein Vater der Mutter wachen hilft! Diese katholischen Priester sind wie die Aerzte. Man darf sie des Nachts aus ihrer Ruhe klingeln. Man darf sie am Tage in ihrem Studirzimmer überraschen. Man braucht nur um einen Schemel zu bitten, um zu knieen und mit ihnen zu beten. Katholische Priester verlangen auch keine Einführung, keine Empfehlungsschreiben, sie sind sofort mit dem Menschlichsten im Menschen vertraut und einer ist dann wie alle; die Frage, die ihr ganzes Leben vertritt, ist unter ihnen und bei jedem dieselbe. Wie viel Tausende von Frauen,

die im Leben keinen Freund und Vertrauten zu gewinnen wußten, gehen ihnen wahnbethört auch nur um deswillen nach!

Ohne daß sich Lucinde an die übrigen Wege des Parkes hielt, schoß sie quer durch die vom Mondlicht beschienenen Bäume an die steinernen Stufen hin, die zum Dome hinauf und von dort wieder abwärts der Stadt zuführten. Trotz der späten Abendstunde war das sonst so stille Städtchen heute so lebendig wie im ganzen Jahre nicht. Die zu den Uebungen Berufenen zogen truppweise durch die mondscheinhellen kleinen Gassen, andere saßen in den Wirthshäusern und sangen. Da erscholl Musik, dort der Lärm fallender Kegel. Von ihren gestern und heute gemachten Bekanntschaften konnte Lucinde annehmen, daß sie sich bei dem Obersten von Hülleshoven befanden, Hedemann vielleicht ausgenommen, der sicher den Lieutenant von Enckefuß vermied. Die Italiener schienen in Kocher noch nicht angekommen zu sein.

Lucinde ging und ging und fragte die Leute nach der Stadtpfarrei. Es war ihr, als müßte sie doch vielleicht irgendwo Benno sehen. Den hätte sie nicht lieben können, diesen schroffen Humoristen! Er gab sich absichtlich so unpoetisch — er kehrte so oft die Seiten nur seines Verstandes heraus — er schien ihr zu sicher, klar und zu bewußt in sich selbst — Thiebold de Jonge erinnerte sie fast an Oskar Binder — Aber beide Männer waren zuvorkommend, man konnte mit ihnen scherzen, ausgelassen sein — Jetzt hätte sie sich an Benno's Erstaunen weiden mögen, wenn er sie Abends gegen halb zehn Uhr im Mondenschein so durch die Straßen wandern sah in der allgemeinen Aufregung. Sie würde seinen Arm ergriffen und ihn fortgezogen haben. Entdeckte man ihren Ausgang in der Dechanei, so sann sie, was sie vorschützen würde. Die dringenden Briefe an den Stadtpfarrer, die sie vergessen gehabt hätte am Tage abzugeben, schienen ihr doch

einige Bedeutung beanspruchen zu dürfen. Und wenn Hunnius wirklich noch zu sprechen war — sie hatte sich schon bis zum Marktplatz durchgefragt — wenn sie von ihm allzu lange aufgehalten werden sollte, konnte sie nicht das Interesse für die Erzählung des Dechanten von der sterbenden Frau Ley und den wirklichen Drang, den sie hatte, Treudchen beizustehen, zu ihrer Entschuldigung benutzen? Lucinde gehörte zu den Naturen, die sich bei großen Schwierigkeiten durch das Wort zu helfen wissen: Ans Leben wird mir's doch nicht gehen! Das hatte sie schon in Langen-Nauenheim so gehalten, wenn andere Theilnehmer einer gemeinschaftlichen Schuld sich verzweifelnd der Strafe entgegenängstigten. Freilich lag ihr alles daran, an der Lage, in der sie sich bisjetzt in der Dechanei befand, nichts zu ihren Ungunsten zu ändern. Sie ahnte ihre Gefahren nicht.

Endlich war sie an der Stadtpfarrei. Im ersten Stock war noch Licht. Eine Klingel hing am Hause. Unerschrocken zog sie daran. Viel schneller, als sie es in geistlichen Häusern gewohnt war, ging die Thür auf. Schon war Lucinde auf der Treppe und wurde von einer Magd empfangen und dann forschend angeleuchtet.

Das späte Klingeln brachte Hunnius mit einer Aufregung in Verbindung, in der er sich seit einigen Stunden, mehr noch als in der Conferenz, befand. Man hatte in der That die letzte, eben zum Druck bestimmte Nummer seines Kirchenboten auf der Polizei von Anfang bis zu Ende gestrichen. Der Fall war schon oft vorgekommen; immer aber regte er ihn so auf, daß er die halbe Nacht darüber verlor. Da er dann Aenderungen vorschlug und in jeder Minute neue Botschaft erwartete, konnte das Schallen der Klingel ihn veranlassen, sogleich selbst auf die Treppe zu eilen, die Brille auf die vor Aufregung geröthete breite Stirn zu ziehen, im Schlafrock, in Pantoffeln, mit der brennenden Pfeife in der

Linken, mit der Studirlampe in der markigen Rechten — und forschend, fragend jedem entgegenzurennen, eher einem aufgeregten, nach Ordnung sehenden Wirthe ähnlich, als einem Gelehrten. So auch heute. Er kam, wie nur ein Mann seines Temperamentes, dann aber auch freilich ein Schriftsteller kommen konnte, der sich in jener traurigen Zeit jede geschriebene Zeile vom Censor begutachten lassen mußte.

Hunnius, ungestüm und überreizt, fand eine Dame — eine elegante noch dazu — Rasch bedeckte er mit den Flügeln des Schlafrocks sein Négligé, zog die Pfeife aus dem Munde, überließ Lucinden der Dienerin und entfernte sich mit einigen Worten der Entschuldigung.

Lucinde wurde in ein Empfangszimmer geführt. Die Magd stellte ihr die Lampe hin und entfernte sich.

Nach einer Weile öffnete der Stadtpfarrer und bat Lucinden näher zu treten in sein eigenes Zimmer. Er hatte inzwischen schnell seinen schwarzen Rock und seine Stiefel angezogen und bot seinem Besuche einen Platz auf dem Kanapee, während er selbst mit großer Beweglichkeit in gespannter Verlegenheit einen Stuhl ergriff.

Das Zimmer bot die oft etwas gesuchte Einfachheit geistlicher Wohnungen. Auf dem Tische vor dem harten Kanapee lag eine fast wie in absichtlichem Ungeschmack gewählte baumwollene Decke; in der Mitte stand ein Crucifix von wurmstichigem alten Holze. Schildereien, Bücherschränke, Sessel, alles von der größten Einfachheit. Im Volke setzt man solche Entbehrungen beim geistlichen Stande voraus, beurtheilt ihn darnach und dieser richtet sich auch darauf ein.

Hochwürdiger Herr Pfarrer! begann Lucinde. Ich bin eine Nichte der Frau von Gülpen in der Dechanei und bin heute erst angekommen! Ich nahe mich Ihnen, verlangend, die erste Nacht,

die ich in einem neuen Wirkungskreise zubringe, mit einem Gebete unter geistlichem Beistand anzutreten. Beim Herrn Dechanten fürcht' ich eine Misdeutung dieser Absicht durch meine gütige Tante und wage mich deshalb zu Ihnen. Auch hab' ich Briefe und einen dringenden vom Herrn Curatus Joseph Niggl an Sie abzugeben!

Ein Wunder die erste Anrede — und leider so schnell natürlich erklärt! Eine Nichte aus der Dechanei, die mit dem Stadtpfarrer beten wollte? Eine religiöse Schwärmerin? Jetzt nur einfach eine an ihn Empfohlene — die zwei Briefe abgibt, auf deren einem „pressant" zu lesen ist! Der letztere kam allerdings von einem seiner vertrautesten Freunde und Hunnius fand sich zurecht.

Doch las er den Brief nicht sogleich, sondern fragte Lucinden nach ihrer Reise, nach ihrem frühern Aufenthalt. Was eine Nichte in der Dechanei bedeutete, wußte Hunnius, doch behandelte er das Verhältniß mit Schonung, ja er war sogar höchst überrascht, als Lucinde wirklich den Kopf unter dem nicht abgenommenen Hute auf die gefalteten Hände beugte und nicht eher aufblickte, als bis er ein Confiteor, das er in Versen übersetzt sogleich zur Hand hatte, laut vorgesprochen und sie gesegnet hatte.

Ohnehin erregt und nun vollends von einer an diesem Orte ihm noch nicht oft vorgekommenen Scene, erbrach er erst jetzt den wichtigern der beiden Briefe. Lucinde bat ihn darum.

War Hunnius bereits von seines befremdenden Besuchs hoher, fast stolzer Gestalt, von der Schönheit der Gesichtszüge, dem geistvollen Ausdruck der Augen und dem sozusagen räthselhaften Duft, der sie umgab, im höchsten Grade belebt und angeregt, so steigerte sich sein Interesse noch beim Lesen. Von Zeile zu Zeile wuchs der Ausdruck seiner Ueberraschung Er zog die dunkeln

buschigen Augenbrauen in die Höhe und unterbrach sich fortwährend mit einem Hm! Hm! O das ist ja herrlich! bis er zu Ende war. Nun überflog er noch einmal und gleichsam wie zweifelnd die an ihn gerichtete Adresse, überzeugte sich von der Unterschrift, zog sein Portefeuille, legte den Brief vorsichtig hinein und reichte Lucinden in verklärtester Miene die Hand mit den Worten: Das muß ich mir ja zu seltenstem Glücke deuten, mein Fräulein, in Ihnen eine solche Bekanntschaft zu machen! Sie sind zu unserer Kirche zurückgekehrt! Und mehr! Mehr! Sie haben den Muth, Ihre neue Gesinnung auch zu bewähren! Sie kennen die Welt genug, um mit Vortheil die geistlichen und weltlichen Waffen zu führen in dem Kampfe, den wir alle jetzt zu kämpfen haben! O und das jetzt in diesem Augenblicke, wo — Er horchte auf. Es schien ihm als wenn der Druckerbursche die gerettete Nummer brachte.

So gut bin ich Ihnen empfohlen worden? fragte Lucinde, die den Grund seiner Selbstunterbrechung und plötzlichen Abwesenheit nicht kennen konnte.

Lesen Sie es selbst! erwiderte Hunnius, griff in sein Portefeuille und reichte ihr den Brief Joseph Niggl's zurück.

Der gute Herr Curatus! sagte sie und lehnte das Lesen ihrer eigenen Lobeserhebungen ab.

Nein! Nein! erwiderte Hunnius halb zerstreut. Sich gerühmt zu sehen, ist eine Ermunterung!

Und nun las er, seufzend über den nicht gekommenen Druckerburschen, selbst: „Hochwürdiger, hochzuverehrender —“ Ja so unterbrach er sich. Ich habe mich vergriffen! Das ist nicht der rechte Brief! Indessen — Sieh! Sieh! Wenn — Entschuldigen Sie mich nur, daß Sie mich in solcher Zerstreuung finden! Schon wieder ist meine harmlose schriftstellerische Thätigkeit Gegenstand der rücksichtslosesten Verkürzung geworden — Verkürzung

der Luft, des Lichtes, der Freiheit, des Athems — denn alles das rauben sie uns! Meine ganze morgen fällige Nummer ist mir von Anfang bis zu Ende gestrichen worden! Jeden Augenblick erwart' ich Antwort auf einen Vorschlag, den ich wenigstens zu Aenderungen machte! Kommt aus der Druckerei kein Bote zurück, so bleibt es bei diesen Leichensteinen — bei diesem Mord durch persönliche Willkür. Blau ist die Tinte, die diesen Menschen statt Blut unter den Händen fließt! Sehen Sie nur! — — Damit zeigte er den Censurbogen eines kleinen Blattes, das mit blauer Tinte ganz durchstrichen war.

Lucinde drückte ihr Bedauern aus und suchte eine Gelegenheit, auf Klingsohr überzugehen, durch den sie mit solchen Vorgängen des literarischen Lebens schon früh bekannt geworden.

Beim Zusammenfalten seines Blattes kam dem Stadtpfarrer wieder der verwechselte Brief von vorhin zu Handen. Ja, sagte er, im Portefeuille suchend, wo ist denn Niggl's Empfehlung? — Aber — doch, doch — Sie sollten auch diesen Brief hier lesen! Ich nehme keinen Anstand, Sie damit bekannt zu machen. Da ich Ihre Gesinnung kenne, da Sie eine streitbare Jungfrau sind, die ihre Fahne zum heiligen Kampfe mittragen will, mein Fräulein, so hören Sie in Gottes Namen, wie wir denn doch nicht so ganz verlassen sind in unserer Noth! Lesen Sie selbst! Da wir uns über vieles werden zu verständigen haben, so lernen Sie sogleich Ziel, Methode, Absicht, Zusammenhang unserer schwierigen Aufgaben und Kämpfe kennen! — — Bei alledem horchte Hunnius stets, ob es nicht klingelte —

Von wem ist der Brief? fragte Lucinde, als sie keinen Namen fand.

Das sei noch eine Weile mein Geheimniß! Er ist von einem höchst einflußreichen Manne ...! Lesen Sie getrost! Zugleich ging Hunnius an die Thür und überzeugte sich, daß seine auf-

geregte Phantasie sich wieder geirrt hatte. Die Kinder seines Geistes ruhten sanft auf dem Friedhofe der Censur! Nichts rief sie ins Leben zurück! Nichts rettete wenigstens diejenigen unter ihnen, die diesmal wieder das schöne Kleid seines Stiles getragen hatten! Noch beinahe vor der Geburt hatten sie das für Zeitschriften ohnehin so kurze bunte Schmetterlingsdasein ausgehaucht!

Er ging auf nnd nieder und bat Lucinden, wie mit einer Art innerer Genugthuung, laut zu lesen.

Im Vertrauen auf die Wunderdinge, die der Curatus Niggl von ihr geschrieben haben mußte, that sie es. „Hochwürdiger, hochzuverehrender Herr!“ hieß es. „Die Antwort auf Ihren so angenehmen Brief nächstens! Jetzt zwei Bitten! Erstens: Wissen Sie mir nicht eine kurze Charakteristik aller Dechanten unserer Kirchenprovinz anzugeben? a) Wie gesinnt gegen Rom? b) Gegen Cölibat? c) In Wissenschaften und Fähigkeiten? Zweitens: Wüßten Sie mir nicht einige junge in den drei Beziehungen gute Leute zu nennen, namentlich aus Belgien? Es wäre (sed tantum inter nos!) ...“

Nur unter uns! übersetzte Hunnius schnell und fast gedankenlos.

„Sed tantum inter nos!“ wiederholte Lucinde, die noch nicht ihre Bekanntschaft mit Roms alter Sprache verrathen mochte, ohne Anstoß. ‚Es wäre uns eine große Freude, einige Jesuiten hereinzubringen! Wüßten Sie einige, die geläufig deutsch sprechen? Aus der Schweiz oder aus Rom würde zu auffallend sein ... Mich Ihrem Gebet empfehlend, verbleibe ich Ihr ergebenster Freund. Alles zur größern Ehre Gottes!“ *)

*) Ein aus der geschilderten Zeit herrührender und später mit Beschlag belegter actenmäßiger Brief.

Die Empfehlung solcher Freunde, wie sie Ihnen zu Theil wurde, sagte Hunnius, gestattet, daß ich Sie tiefer in unsere Interessen einblicken lasse! Aus demselben Portefeuille zog er einen zweiten Brief und ließ auch diesen Lucinden lesen, indem er auf- und niederging, bald zum Fenster blickte und auf jedes Geräusch achtete, bald sich aber auch an dem Anblick Lucindens, am Ton ihrer Stimme, am erneuten Ueberblick des ganzen, so wunderbar überraschend ihm gekommenen Verhältnisses weidete.

„Die Zeit ist reif!" las Lucinde. „Man muß mit Gewalt alles ergreifen! Der Herr Kirchenfürst gibt zu allem seinen Segen, thut aber einstweilen bei allem noch die Augen zu, sodaß unsere Unternehmungen nur Privatunternehmungen sind! Ich will kurz nacheinander in unserer Kirchenresidenz vier Jesuiten, in der nahe gelegenen Universität einen unterbringen! Diese werden schon einen Wirkungskreis erhalten. Ich ziehe einige talentvolle Knaben ganz zu diesem Zwecke heran und an der Universität sind mehrere der talentvollsten Theologen, die in den Orden treten wollen. Mit diesen errichten wir einen Glaubensbund und bringen sie dann mit den hiesigen Jesuiten in Verbindung. Von Rom werden zwei Jesuiten erwartet. Sie bringen scheinbar ärztliche Atteste mit, welche ihnen nur vorschreiben, in unserer Gegend zu verweilen. Die Missionen treten da und dort ins Leben; bei uns ist es noch schwer. Der Herr Kirchenfürst wünschen sehr, daß alle Wallfahrten wieder ins Leben treten! Ich bitte, arbeiten Sie, wie Sie können, daß alles Abgeschaffte wieder aufgenommen werde. Mit aller Verehrung Ihr ergebenster M. Alles zur größern Ehre Gottes! Der Sicherheit wegen nicht frankirt. Thun Sie es ebenso."*)

---

*) Auch dieser actenmäßige Brief wurde im Jahre 1837 mit Beschlag belegt.

Und einen dritten Brief las Hunnius dann noch selbst. Sie thaten ihm als Ableiter seines Zornes wohl. Triumphirend betonte er:

„Die gute Wendung der Wallfahrtsangelegenheit macht mir erstaunliche Freude. Wie gerne macht' ich selbst einmal die Springprocession mit, wenn es meine Geschäfte erlaubten! Sorgen Sie für Ihre Gegend: nur daß man es mit der Regierung nicht unrecht angreift, dann ist alles verloren! In all der Drangsal, die wir leiden, habe ich doch auch manche Freude. Mehrere Pfarrer sind verklagt. Je mehr, desto besser! Geben Sie dem «Kirchenboten» mehr Nahrung! Man muß immer hervorheben, wie jede Beschränkung und Hemmung der Kirche und jede Auflösung des Gehorsams gegen Bischöfe und Rom auch die Grundfesten des Staates untergrabe! Das ist für die Fürsten ein Argumentum ad hominem! ..."

Hunnius unterbrach sich, um diese Worte zu übersetzen ...

Das greift den Fürsten an ihre eigene Krone! fiel Lucinde schon ein.

Wie? erwiderte er staunend. Aber kein Wunder, mein im Heiland geliebtes Fräulein! Niggl schreibt mir ja von Ihnen, daß Sie ein Wunder nicht nur in —

Bitte! unterbrach sie und ermahnte den sich ihr Nähernden zum Weiterlesen.

„Die guten Folgen der Mission freuen uns!" fuhr Hunnius fort. „Es muß uns glücken, über ganz Deutschland die Jesuiten als Prediger auszubreiten. Ich erwarte mit jedem Tage 2000 Missionszettelchen. Es wird alles gut gehen! Ihr ergebener M. Alles zur größern Ehre Gottes!" *)

*) Gleichfalls actenmäßig.

Lucinde dankte für das ihr geschenkte Vertrauen und wollte sich entfernen.

Es schlug von den Thürmen der Stadt schon ein Viertel auf elf Uhr.

Fräulein, sagte Hunnius, ich begleite Sie selbst zurück. Ich stehe, obgleich geistig auf völlig anderm Boden, doch gesellschaftlich sehr gut mit der Dechanei. Bitte! Lesen Sie aber noch, was Niggl von Ihnen selbst geschrieben hat!

Obgleich sie es wiederholt ablehnte, ließ Hunnius doch nicht nach. Es wird uns enger verbinden! sagte er mit Salbung. Es wird das Symbol unserer von ihm gewünschten Vereinigung werden! Wir haben dann ein gleichsam ausgesprochenes Bekenntniß, das sichere Fundament unsers Verständnisses, den geschriebenen Pact unsers Seelenbündnisses!

Der gute Curatus! sagte Lucinde sich zurückziehend und ließ die Vorlesung geschehen. Sie that es, theils um ihren neuen, so schnell gewonnenen Freund harmlos zu zerstreuen, theils aber auch, weil sie allerdings auf diese Art erfahren konnte, warum Grützmacher hatte sagen können, er wäre über sie „ins Klare" und warum auch Major Schulzendorf sie so scharf und gleichsam wie eine mit Steckbriefen Verfolgte hatte beobachten können.

„Mein innigstgeliebter und gefeierter Seelenfreund!" las Hunnius (und diese Worte nicht ohne beschämt niederblickende Genugthuung), „Sie lernen mit diesem herzinniglichen Gruße nach langem, unverzeihlichstem Schweigen ein Fräulein Lucinde Schwarz kennen, wie man sagt, die Tochter eines einfachen protestantischen Dorfschullehrers. Vor drei Jahren kam diese Seltenste ihres Geschlechts als Gehülfin in die Ihnen bekannte orthopädische Heilanstalt und wurde an demselben Tage, wo wir drei, Sie, mein innigstgeliebter Freund, unser Herr von Asselyn und meine Unwürdigkeit, die letzten Weihen empfingen, in plötzlicher Erleuch-

tung vom Geiste der Wahrheit ergriffen. In unserer ehrwürdigsten Kathedrale wurde sie von unserm hochwürdigsten Bischof selbst dem Schoose unserer gnadenreichsten Mutter einverleibt. Ja Ihnen, Ihnen, Hunnius, der Sie so ganz der Musik der menschlichen Seele in ihren tiefsten Accorden nachzulauschen verstehen — Ihr letztes Gedicht: «Myrrhe und Aloe» —" Eine kleine Pause und Auslassung im Lesen war hier natürlich . . . „Ihnen schreib' ich", fuhr Hunnius nach einigem Murmeln fort; „das Leben dieser Neugeborenen muß ein außerordentlich bewegtes gewesen sein! Da sie bald durch Anmuth und Geist hervorragte, so bildete sich, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, in kurzem gegen sie eine Anfeindung, die eine Beschuldigung nach der andern gegen sie aufbrachte. Aber allen diesen Angriffen stellte Fräulein Schwarz ihre aufrichtige Wiedergeburt entgegen. Diese wurde ihr reiner, heller, metallener Schild, der sie gegen alles Ungebührliche schützte! Ihre Andacht wurde jene glühende Hingebung an die ewige Liebe, die, auch nach dem Rauschen Ihrer Harfe, Hunnius, die Seele von allen Schlacken reinigt! Sie sah und sie hörte auf nichts, was sie umgab. Sie lebte nur ihrem Berufe, ihrem neuen Glauben. Ihre Augen, von denen sie behauptet hatte, daß sie nie geweint hätten, obgleich sie Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, Glück und alles, nur die Ehre nicht, verlor, waren stets umflort von dem feuchten Schimmer frommer, gleichsam — vergessen gewesener Thränen. O führen Sie das einst aus, Hunnius, in einem Gedichte! Vergessene, verstockte, sitzengebliebene Thränen! Wenn die einst zu strömen und zu rinnen anfangen! Diese Flut dann, dieser heilende Bethesdateich! . . . Diese Seele gestand mir oft, daß ihr alles Leid, was ihr je widerfahren, erst jetzt den Zoll der Thränen abforderte, daß sie über alles, worüber sonst ihr Auge trocken geblieben, nun erst nachträglich weinen müsse und — das ist der Triumph der

Wiedergeburt! — weinen könne! Hunnius, ich sage Ihnen nur, Fräulein Schwarz blieb im genannten Institute einige Jahre. Sie hatte die besondere Obhut zu führen über Comtesse Paula von Dorste-Camphausen, jene Erbin, deren Lebensverhältnisse unsere ganze Aufmerksamkeit jetzt in Anspruch nehmen! Der Vater derselben war gestorben; Vormund und Verwandte riefen sie zurück: es war in jenen Tagen, als uns auch Asselyn verließ, diese emporwachsende Ceder, diese edle Palme" ... Hunnius stockte wieder und überschlug auch hier einige Stellen ... „Um", fuhr er, den Zusammenhang suchend, fort, „um bei Ihnen die Kaplanei zu St.-Zeno anzutreten. Laßt aber diese Seele nur anklagen! Laßt die Stimmen über sie getheilt sein! Laßt —" Hunnius schien Anstand zu nehmen, der ganzen, hier den Tadel wiederholenden Wortfülle des Freundes zu folgen ...

Lesen Sie alles, sagte Lucinde.

Es sind Anschuldigungen —!

O, erwiderte sie, auch das ist manchmal gut, zu wissen, was man von uns Uebles denkt!

„Die Stimmen sind getheilt", fuhr Hunnius, fast mit Lucinden über die Parodie seiner frühern Worte liebäugelnd, fort. „Die einen sehen in ihr ein Wesen, das seiner persönlichen Eitelkeit alles opfert, ein herzloses, undankbares —"

Lucinde, die Arme übereinandergeschlagen, stand in einer Stellung wie ein furchtloser, unerschrockener Feldherr —

„Doch", überschlug Hunnius beruhigt diese ominöse Partie, „unsere Stadt, Sitz einer Universität, einer starken Garnison, weiß nichts von einer irgend unpassenden Beziehung zu erzählen: größtentheils nur in unsern geistlichen Kreisen verkehrte sie. Aber Sie kennen ja unsere Mit-Leviten! Sie kennen ja die Lauheit der Zeit, kennen die Bequemlichkeit unsers Standes, dem nichts störender ist, als mitgearbeitet zu sehen an seinem Beruf, namentlich

von der Laienwelt aus! Niemand soll da hineinreden, ohne gefragt zu sein! Niemand soll das Entzücken, das ihm der Glaube bereitet, in Bildern und Anschauungen wiedergeben, die über das Maß einer gewöhnlichen Erbaulichkeit hinausgehen! Da irrt nun so eine glühende Seele von Beichtstuhl zu Beichtstuhl! Niemand weiß ihr ein Herz, ein Verständniß, eine Hingebung entgegenzutragen! Ihr Verstand ist diesen Menschen lästig und selbst unsere Collegen — brauche ich Ihnen die Namen zu nennen! — verkehren lieber mit den Repräsentanten der Gewöhnlichkeit, wenn sie nur Whist spielen! Hunnius! Wenn diese Feuerseele auch in der Dechanei so verbraucht würde! Sie tritt dort als Gesellschafterin ein. Ich dachte an Sie, Freund, an Ihre Verbindungen, an Ihre Beziehungen zu Ihrem herrlichen Kirchenfürsten, an die ernsten und wichtigen Dinge, die von Ihrer hohen Warte aus das Zeichen geben werden für das übrige Deutschland! O, diese Convertitin hat für die Flammen, die in ihr lodern, noch keine Nahrung gefunden! Wer einen Schritt thut, wie sie, der will ihn doch anerkannt sehen, will doch wissen, bezeugen, täglich bezeugen, warum er ihn that. Was thut man aber hier? Man fordert sie auf zum Vergessen, zur Ergebung! Immer diese Abneigung gegen Neugewonnene! Immer diese Kälte gegen den Enthusiasmus, der sich bewähren will! Convertiten, gehegt und gepflegt, sind ein Segen unserer Kirche; Convertiten, vernachlässigt, zurückgestoßen, einsam gelassen und wol gar zur Reue gedrängt, können ihr zur fürchterlichsten Geißel werden! Das Schicksal Lucindens ist in Ihrer Hand! Sie Schöpfer, Gestalter, Dichter! Vollenden Sie den Triumph dieser gottberufenen Bekennerin!"

Der gute Niggl! sagte Lucinde wiederholt und lächelte, als Hunnius diesen enthusiastischen Brief vollendet hatte. Hunnius war seinerseits gerührt von den Schmeicheleien für seinen Genius;

sie ihrerseits erstaunte, wie sie sagte, „über den langen Schatten, den sie würfe" ... Ich lernte Niggl kennen, erzählte sie, als ich von ihm eines Tages erfuhr, daß er jeden Sonntag Nachmittag einen Kaffee für Damen gibt. Ich wurde neugierig auf einen so gemüthlichen Priester, erkundigte mich näher und ließ mich eines Sonntags Nachmittags an sein Haus bei der Barfüßerkirche führen, wo er Curatus ist. Ich wollte, aufrichtig gesagt, die Damen belauschen, die bei ihm zum Kaffee kamen. Ich stand im Schatten der alten Kirche. Es schlug vier Uhr. Der Nachmittagsgottesdienst war vorüber. Der Kaffee begann nach vier. Wie ward ich beschämt! Welche Damen kamen! Erst eine Blinde, die von einem Kinde geführt wurde; dann kam eine kleine Bucklige, die stolz zu ihrer Begleiterin hinaufschielte, denn diese durfte nicht mit zum Kaffee, weil sie gerade Glieder hatte; sie aber stieg zum Herrn Curatus hinauf! Nun kam eine Lahme an einem Krückstock! Jetzt fuhr ein Rollwägelchen vor und siehe, der Herr Curatus kam lachend und freudigst selbst die Stiege herunter und hob eine weibliche Person aus den Betten im Wägelchen, die nur dem Kopfe nach der Menschheit angehörte! Nach unten zu hing ein Körper, der völlig schlaff, ja nur eine einzige unförmliche und unausgebildete Masse war. Es war ein Mädchen von vielleicht dreißig Jahren und ein halbes Kind! Der Curatus trug sie auf seinen Armen in seine Wohnung und zu seinem Kaffee. Nun band ich mir, wie eine Augenleidende, mein Taschentuch über die Stirn und tastete so mich auch hinauf. Da fand ich eine Damengesellschaft beisammen aus lauter Blinden, Tauben und Gichtbrüchigen und sie war so lustig, so vergnügt wie, wenn es nur etwas zu lästern gibt, jeder andere Damenkaffee auch! Unser kindlicher Niggl hatte nur immer zu dämpfen, daß wir die gesunden und schönen Menschen nicht auch gar zu schlecht machten!

Wo gibt es solche Entsagungen wie in unserer Kirche! rief Hunnius. Wo solche muthvollen Bewährungen! Solche Triumphe dann auch und solche Belohnungen wieder! — — Er erörterte die Situation, in welcher sich Lucinde in der Dechanei befinden würde. Er wiederholte öfter seine Bitte um Discretion wegen der von ihm vorgelesenen Briefe. Er warnte vor der Erwähnung der Jesuiten, die man von obenher noch verfolge wie Verbrecher, und doch wären sie die Sehnsucht aller Gläubigen! Schon wenn einmal ein einzelner Mönch außer Clausur leben sollte, kostete das die größte Anstrengung.

Wer ist dieser Pater Sebastus? warf Lucinde nun in banger Spannung ein.

Pater oder, da er noch nicht die Weihen haben soll, Frater Sebastus, sagte Hunnius, ist erst seit kurzem aus der Dunkelheit eines Klosters bei Witoborn in der Residenz des Kirchenfürsten aufgetaucht. Seine außerordentlichen Geistesgaben wurden die Veranlassung, daß man ihm gestattete, auf einige Zeit seine Zelle zu verlassen. Man weiß nicht, soll man seine Begeisterung für das Interesse der Kirche höher anschlagen oder seinen Lebenswandel. Sie sollten doch schon, mein' ich, von diesem Mönch gehört haben, der den Gelübden seines Ordens gemäß sich die größten Entbehrungen auferlegt! Sebastus lebt nur von dem, was er sich erbettelt hat! Er geht auf die Dörfer in der Umgegend der Residenz mit einem alten Topf in der Hand, um sich selbst die Mahlzeit von den Thüren zu holen; gerade vor diejenigen Thüren geht er, wo er in Erfahrung gebracht hat, daß da die Geizigsten wohnen! Zum ersten male nach Jahren wieder gestattete er sich heute bei mir eine Cigarre und kaum ein halbes Glas Wein!

Lucinde fühlte sich von einem Schauer durchrieselt. Diese Entbehrungen paßten für das Bild nicht, das von Klingsohr noch in ihr lebte, und doch war es Klingsohr! Klingsohr mit einem

Topf vor Bauerhäusern! Klingsohr nicht rauchend, nicht trinkend! Und doch war er es — der Stadtpfarrer nannte ihn Heinrich Klingsohr und erzählte den Tod seines Vaters — vor ihren Augen stand das Christusbild, an das er einst ihren Hut gehängt hatte mit den Worten:

Am Bilde des Erlösers
Hängt ihr pariser Hut . . .
Und ihre dunkeln Locken
Netzt heil'ger Wunden Blut. . .

Da sie Hunnius in die Dechanei zurückzubegleiten versprach, störte der Schlag der elften Stunde nicht. Hunnius machte der sinnend Träumenden die lebhafteste Schilderung von dem Leben in der Residenz des Kirchenfürsten. Er gab Lucinden den Einblick in eine geheimnißvolle geistige Werkstatt, von welcher sie die Ahnung gehabt hatte, ohne doch recht die Thür finden zu können, die ihren Eingang bildete. Sie sah, was sie in Bonaventura's Nähe schon oft zu erblicken geglaubt hatte, nahe und entfernte Ziele, sah einen Zusammenhang von Zuständen und Personen, erblickte ein harmonisches Vereintwirken, ein lautloses, geräuschloses und dennoch von ersichtlichen Wirkungen begleitetes. Ob auch kein deutscher Staat mehr vom Krummstab regiert wird, doch gibt es noch geistliche Höfe, gibt es geheime Sitzungen in geheimen Cabineten und Anekdoten und geheime Verkehre aller Art. Auch das erfuhr sie: Einflußreiche Frauen stehen diesen geistlichen Höfen nahe. Der Reiz des Verschwiegenen verbindet die Geister und die Gemüther. Stürmisch und fest ist der Wille, aber zurückhaltend die Form, ihn zu äußern; unhörbar schreitet man wie auf unsichtbaren Teppichen, und dabei findet keine Zumuthung, nichts Rohes, nichts Begehrliches statt. Das Streben nach Läuterung und Religion ist äußerlich die Oriflamme und das heilige Feldzeichen dieser ganzen

geisterhaften Bewegung und doch bringt man duldsamst dabei die menschliche Natur in Rechnung. Man setzt das wahre Verdienst eben immer nur in den Kampf mit der Sünde, nicht in den Sieg über sie. Und wie gering auch die innere Treue Lucindens für Religion überhaupt war, Haß für alles Norddeutsche und Protestantische hatte sie. Gerade ihre Vergangenheit hatte sich in das verwandelt, was ihr neuer Glaube bekämpfte. Und von diesem Gesichtspunkt aus war sie den Gesinnungen ihrer jetzigen Freunde verwandt. Galt es Kampf, so empfand sie die dämmernden Schauer ihres neuen Bekenntnisses, ja empfand sogar den Reiz, daß in alle diese Intriguen die langen Schatten der Kirchen fielen, die Glocken der Dome läuteten, die Farben der priesterlichen Gewänder blitzten. Bis in die unabsehbare Ferne war die wühlende Ahnung freigegeben; in die Ferne des Raumes sowol wie in die der Zeit. Vor allem prangte Rom durch die Nebel hindurch wie die Stadt des ewigen Sonnenscheins! Dort fand der müdeste Fuß auf den Trümmern der Jahrhunderte einen schattigen Ruheplatz, das wundeste Herz Heilung in den Harmonieen der Sixtinischen Kapelle; der Blinde wurde dort sehend, der Taube hörend; alles lief aus und vereinigte sich in dem Centralnervensitz des historischen Europa —! Dies Bild war es, das einst Lucinden aus halben und träumerischen Zuständen, aus bitterer Lebenserfahrung und nicht immer selbstverschuldeten Kränkungen in den Schoos jener Kirche geführt hatte und sie darin festhielt und sie ermunterte und bestärkte, alles zu unternehmen, alles zu wagen, was die Umstände von ihr verlangt hätten, wenn sie damit nur den Beifall und die Liebe Bonaventura's hätte gewinnen können.

Nun brach sie auf. Der Stadtpfarrer, glücklich über diese Eroberung, fast getröstet über die Censurstriche, holte seinen Hut. Schon hatte er auf ein Bücherbret gelangt und gab ihr ein Buch

zum Andenken an die eben erlebte Stunde. Es war eine neueste Sammlung seiner Gedichte, die „Saronsrosen". Er ergriff eine Feder, zeichnete auf das Blatt vor dem Titel ein Kreuz und in dies hinein ein flammendes Herz und seinen Namen. So gab er's Lucinden und vergaß vor Aufregung den Streusand.

Lucinde trug das Blatt offen und versprach, mit Aufmerksamkeit in den Gedichten zu lesen. Hunnius nahm die Lampe und rief seiner Wärterin. Er wollte mitgehen ... Indem aber klingelte es heftig. Der Druckerbursche! rief es in allen seinen Nerven.

Und in der That — ein Knabe kam — kam mit einem hoch emporgehaltenen Blatte! Von Instanz zu Instanz kehrten erst jetzt die von Hunnius gemachten Aenderungsvorschläge zurück. Einige waren angenommen worden. Bei andern verlangte man am Rande noch diese und jene Milderung. Einige Bilder waren gerettet — Hunnius konnte vor Freude jetzt sogar Lucinden vergessen.

Der Bursche erklärte, daß die Censur noch warte, ebenso wie die Presse seines Herrn. Machte der Herr Stadtpfarrer noch sofort die Aenderungen, so konnte die Nummer in der ersten Morgenfrühe noch gedruckt werden —

Schon rief Hunnius, sich nun mit seinen Redactionspflichten entschuldigend, seiner Magd. Aber Lucinde sagte: Lassen Sie, Herr Pfarrer! Ich finde den Weg! Es ist Mondschein! Wirklich, wirklich! Bitte, bleiben Sie!

Auch der Druckerbursche hätte allenfalls noch Lucinden führen können, aber Hunnius mußte ihn zurückbehalten. Seine Magd war nicht die flinkste. Er zögerte noch, als Lucinde schon mit den Worten: Beruhigen Sie sich, Herr Stadtpfarrer! Ich finde den Weg! — unten vor der Hausthür und verschwunden war.

Lucinde war jetzt allein. Sie schritt durch die nun recht still gewordene Stadt über den mondhellen, jetzt menschenleeren Marktplatz dahin. Ach, sie kannte solche Nachtbilder kleiner Städte aus der Zeit her, wo sie über die norddeutschen Heiden mit der unglücklichen Gauklerfamilie gezogen! Sie kannte solche Brunnen, die so ewig rauschen, solche Linden, die so klein und verkrüppelt an einer Straßenecke stehen. Hier in einem Giebelfenster erlischt ein Licht, dort geht eines auf. Hier jammert ein Kind, das von seinen Träumen geängstigt wird und eine Mutter spricht liebe, beruhigende Worte — Dort bellen zwei wachsame Hunde um die Wette — Alles das hatte sie so oft erlebt, mit demselben Mondlicht, mit derselben Stille, aber immer in einer andern geistigen Beleuchtung — Heute?! . . . Sie liest noch die Schilder der armen Schuhflicker und Schneider . . . Sie sieht den schwarzen Mohrenkönig an einem Laden, durch dessen geschlossene Thür ein Schiebfensterchen erleuchtet ist, eine Apotheke, wo vielleicht für Frau Ley der letzte Linderungstrank bereitet wird . . . Dort ein Gasthof: Zum Riesen! Der Goliath steht über dem Thorweg, der noch offen ist . . . Sie sieht das stattliche Reisecoupé Thiebold's de Jonge unter ihm . . . Oben vier Fenster erleuchtet . . . Zechen dort oben vielleicht Benno von Asselyn und seine Gefährten und erzählen sich Anekdoten und „verhöhnen die Würde der Frauen“ und lachen über das, was andern Schmerzen bereitet, über Porzia, über Hedemann? . . . Gerade so wie sie einst Klingsohr so unter seinen Freunden wußte, den Weltenstürmer, den jetzt — mit dem Topfe Bettelnden!

Sie konnte sogar über Hunnius nicht lachen. Es lag selbst in den „Saronsrosen“, wo endlich das Kreuz mit dem Herzen getrocknet war, nach ihrer gegenwärtigen Stimmung etwas vom allgemeinen Schmerz des Lebens und vom bittersten Weh der Welt. Denn ist nicht das größte Weh Blindheit, Thorheit, An-

maßung, Kampf und Wahn und leidenschaftliches Ringen und das Ganze des Lebens ein so tief entmuthigendes Durcheinander?

Nun überfiel sie auch noch obenein die Furcht vor der Rückkehr in die Dechanei. Wenn die Pforte geschlossen war! Wenn sie klingeln mußte! Immer zaghafter wurde ihr ums Herz.

Langsamer und langsamer trat der müde Fuß auf. Sie kam bei den Stufen an, die zur Kathedrale von St.-Zeno hinaufführten. Hier war es dunkel ... Hier mochte sie sich niederlassen, sich ausweinen — vor Schmerz über die Welt nnd über sich selbst. Nur die Todten waren die Ihrigen! Auf der Erde nur die — die sie nicht mochten, oder die — die sie nicht mochte! Und sie mußte sich sogar sagen: Ihr, die ihr mich haßt und fürchtet, gewiß, ihr habt ja Recht!

Mühsam, bangend und zagend stieg sie die Stufen empor. Ringsum lagen die kleinen Häuserchen. Sonst war sie in solchen Lagen oft versucht, den Leuten Nachts von den Fensterbretern ihre Blumen zu stehlen! Sonst langte sie im Springen nach einem Hanfbüschel hinauf, das als Wahrzeichen eines Zwirnverkäufers vor einer Thüre hing! Sonst jagte sie, wie die alte Hauptmännin, Ratten und Mäuse auf und lief ihnen nach, die Katze spielend — Und wenn etwa dann Männer sie verfolgten, so blieb sie stehen, ließ diese an sich vorübergehen und erwiderte ihre Anreden auf englisch oder italienisch fest und bestimmt: Ich kenne den Weg!

Langsam zählt sie heute dreißig Stufen, die zur Kathedrale hinaufführten — An jeder fünften steht, wie auf einem Calvarienberg, eine steinerne Gruppe der Leidensgeschichte — frisch übertüncht mit grünlichweißer Oelfarbe — frisch vergoldet an den Heiligenscheinen und Gewändern —

Wie sie eben an der letzten Gruppe der Grablegung vorüber ist, wie sie quer über den den Dom umgebenden freien Platz zu einer zweiten, niederwärts zu dem Park der Dechanei führenden

Treppe kraftlos hinschreiten will, strahlt ihr plötzlich an dem im Schatten liegenden altehrwürdigen St.-Zenotempel ein magischer Lichtglanz entgegen.

Von dem übrigen Mondschein wich er völlig ab.

Sie blickt noch einmal hin und — wiederholte sich da das Wunder von Damascus?

Lichtumflossen tritt ein Priester im Ornat auf sie zu —

Es ist Bonaventura, ihr Heiliger —

Lucinde verbirgt sich hinter der Grablegung —

Bonaventura kommt aus der Sakristeithür, die im Dunkel liegt und beim Geöffnetwerden den von der entgegengesetzten Seite, wo der Mond steht, durch ein buntes Fenster hereinfallenden Lichteffect verursachte.

Es ist Bonaventura in Priestertracht, begleitet von einem weißgekleideten Knaben und einem Meßdiener.

Alle drei kommen, nachdem der Meßdiener die Sakristeithür wieder verschlossen, still und schweigsam näher. Sich unbemerkt glaubend, schreiten sie die Stufen zur Stadt hinunter.

Bonaventura hält das Venerabile, der Meßdiener trägt Brevier und Rauchfaß, der Knabe klingelt —

Wer etwa in den Straßen noch verspätet ging, neigte sich. Wer es auf seinem Lager hörte, sagte: Das ist der Dechant! Er geht noch unten an den Fall zur sterbenden Frau Ley!

Lucinden war es, als wenn sie jetzt Schutz gefunden hätte. Bonaventura mußte in die Dechanei zurück! Konnte sie es nicht unter seinem Beistande thun?

Aber auch so und wäre dies auch nicht gewesen, doch zog es sie unwiderstehlich —

Sie mußte folgen.

Es klingelte — und klingelte — Dahin — dahin — immer voraus schritt das Sakrament —

Endlich hörte man ein rauschendes Gewässer daherstürzen. Es war der Fall. Ueber ein Brücklein mußte man noch gehen, wo ein St.=Nepomuk den Gruß der Vorübergehenden empfing. Die Zahl derselben mehrte sich. Wol ein Dutzend Menschen aus dem Volke schloß sich dem klingelnden Knaben an, so spät auch die Stunde schon vorgerückt war. Es kam ein ganz vertrockneter Lindenbaum und nun ein Haus, in das sie eintraten —

An der Wand neben dem Thorweg fand Lucinde jenen verrosteten Haken, von dem der Dechant erzählt hatte —

Noch stand der Hackeklotz im Gange —

Auf dem steinernen Estrich der Vorflur ging eine Rinne, durch welche sonst aus dem im Hofe befindlichen Schlachthause das Blut floß.

Unter den Anwesenden, die der Hostie gefolgt waren, fiel Lucinde nicht sogleich auf. Meist waren es Frauen. Sie hielten sich in der Vorflur, während eine Thür geöffnet wurde, durch die man in ein hinteres Zimmer sah, wo die Sterbende lag.

Bonaventura schritt durch einige Betten hindurch, wo ruhig die kleinern Kinder der sterbenden Mutter schliefen. Treudchen Ley und ein Bruder, der den Dechanten nun doch noch gerufen hatte, lagen über dem Bette der Mutter ausgestreckt und schluchzten —

Der überraschend statt des Dechanten gekommene geliebte Priester nahm von dem Ministranten das heilige Oel, um damit seine eigenen Finger zu netzen. Mit diesen berührte er die einzelnen Theile des Antlitzes der Sterbenden. Für Bonaventura konnten Menschen zugegen sein, die noch heftigere Wallungen in ihm hervorgerufen hätten als Lucinde, er würde nicht auf sie geachtet haben. Er ließ die Sterbende, die ihn noch erkannte, mit einem matten Aufblick die ganze letzte Freude empfinden, an

seiner Hand aus dem Irdischen hinausgeleitet zu werden. Mit groß und geisterhaft aufgeschlagenen Augen sah sie auf seine hohe Gestalt und zupfte mit den unruhigen Fingerspitzen an der Decke, bis ihre Tochter, wie wenn sie Wünsche hätte, sich ihr näher beugen mußte. Ihr Wunsch war nur, noch so viel Schärfe des Gehörs zu besitzen, die milde Stimme des geliebten Priesters zu hören.

Bonaventura salbte die Sterbende mit leise begleitenden Worten an den von der Kirche vorgeschriebenen Körpertheilen, an denen, welche die Organe unserer Sinne, unsers Willens und unserer Sünden sind. Mit Auge, Ohr, Geruch, Mund, Hand und Fuß sind wir an die Sinnenwelt gebunden; die Lösung von ihr, den Abschied und die Trennung bezeichnet die Berührung mit dem Oel, das, wie man behauptet, schmerzstillend wirkt —

Bonaventura's Gebet übertönte das laute Weinen — Herr, unser aller Gott, sprach er, erquicke die Seele, die du geschaffen hast! Reinige sie von allen Sünden und Makeln, damit sie würdig werde, durch die Hände der Engel dir dargestellt zu werden! Durch Jesum, unsern Herrn!

Schon war die Seele der armen Metzgersfrau vor dem Amen! zu der ihr durch die Oelung gelinderten Pein des Fegfeuers entflohen.

Treudchen benahm sich mit großer Standhaftigkeit. Das auffallend schöne Kind war blaß, zart, tief verhärmt, tief erschüttert und doch blieb sie umsichtig.

Als die Sterbende geendet hatte, drückte der Leiche jemand von den Nähergekommenen die Augen zu. Es war eine hohe, kräftige weibliche Gestalt. Sie trug ein gelbrothes Tuch um den Kopf gewunden und mußte eine Jüdin sein —

Dicht hinter ihr stand dann noch ein Protestant, Nachbar Grützmacher, der würdige Wachtmeister. Er begrüßte Lucinden,

die nun vortrat und jetzt erst von Bonaventura bemerkt und erkannt wurde.

Muß man erleben den Gegenstand! sprach inzwischen mit lauter, alles übertönender Stimme die Jüdin. Eine Frau so sanft wie ein Lamm! Ein Engel! Muß ich sie noch sehen, wie sie ist gelaufen über Land und hat die Bauern gebitt't und gebettelt, daß sie bringen sollten ihren Mann wieder auf die Füße! Wie hat sie die paar Thälerchen, die sie hatte gespart oder geborgt gekriegt, gezeigt und damit geklimpert, als wenn die Leute machten das rarste Geschäft um ein Ferkelchen, das sie dann haben mitgenommen und nach und nach aufgezogen mit Glückseligkeit, wie, Gott verzeih' mir's, 'nen polnischen Ochsen! Und das Treudchen da! Hat sich das Kind nicht die Augen ausgenäht und ausgestichelt und hat sie nicht gekriegt an die Fingerspitzen ganz 'ne rauhe Hand! Ein Mädchen so rar! Schön genug für 'ne Prinzessin! Und die guten Kinder! Gott soll sie segnen!

Während Grützmacher mit Bonaventura und dem Arzte flüsterte, küßte Treudchen Ley Lucinden die Hand und dankte für die „Ehre" ihres Antheils. Sie nannte die Sprecherin Frau Henriette Lippschütz. Es war die Hasen-Jette, die Wildprethändlerin, die Witwe des jüdischen Metzgers, der die Ley'sche Kundschaft geerbt und nun auch schon wieder andern Platz gemacht hatte.

Fräulein, wenn sie jetzt hier haben was zu nähen — fuhr, Lucinden gleich richtig unterbringend und sich ihr zuwendend, die Hasen-Jette fort — feine, feinste Spitzen: geben Sie's nicht anders als an das Treudchen! Weine nicht, Kind! Du bist nicht verlassen! Dein Toni, dein Edi — alle kommen sie in die große Stadt, ins neue Waisenhaus, wo die Kinder leben wie die Prinzen! Sag' ich dir, Treudchen, Betten! Staatsbetten! Kauft die Stadt alle Federn von mir und die Decken hat mein Bruder.

geliefert! Gott! Was wird der Löb sagen, wenn er nach Hause kommt und findet Frau Ley nicht mehr — der Löb mit seinem gefühlvollen Herzen!

Bonaventura kannte auch den Löb, den Bruder der Frau Lippschütz, den berühmten Gütermakler und Handelsmann Löb Seligmann. Er durfte diesen Empfindungen einer Einzelnen einen gemeinsamen Ausdruck geben. Noch sprach er, nicht als Geistlicher, sondern als Bekannter und Freund der Bewohner von Kocher, laut einen herzlichen Nachruf, tröstete die Kinder und ging dann zuletzt mit Grützmacher und dem Arzte.

Als er sich mit ersterm über die vergebliche Verfolgung des Leichenräubers verständigt hatte, bildete sich wieder jener Zug, der die Monstranz in die Kathedrale zurücktrug.

Lucinde folgte — Wie mußte sie ihrer eigenen Jugend und ihrer Geschwister gedenken! „Das neue Waisenhaus!“ — Es schlug zwölf, als Lucinde übermüdet wieder die Stufen zum Dome hinanstieg und wartete, bis Bonaventura aus der Sakristei zurückkehren würde.

Endlich kam er — in seinen gewöhnlichen Kleidern.

Ich muß mich Ihnen anschließen! sagte sie. Ich hatte Briefe an den Stadtpfarrer zu überbringen, deren Eile ich ganz vergessen hatte! Und da hielt ich mich zu lange im Plaudern mit ihm auf, folgte dann wieder Ihnen zum Sterbebette und muß nun unter Ihrem Schutze in die Dechanei zurück! Kann ich es thun, als wenn ich überhaupt nicht abwesend gewesen wäre, wäre mir's am liebsten! Ich fürchte mich vor Frau von Gülpen!

Bonaventura, dem Frau von Gülpen's strenge Auffassungen bekannt waren, erbot sich zu dem gewünschten Beistand. Er war so menschlich in allem und kein Haarspalter und kein Mückenseiger. So gingen beide in den Park hinunter.

Wie tobte es jetzt in Lucinden, wie stockte ihr Athem! Und doch dies ruhige Gespräch über die Vorgänge der letzten Nacht, über Grützmacher's Nachrichten, über Benno, Hedemann, die Herbstübungen, den kürzern Weg da oder dort, die Leidensfamilie, die eben verlassene, wieder dann die Baumalleen, die Boskete, Windhack's Sternwarte — Darauf hin kannten sich beide schon — So konnte sie sonst schon neben ihm gehen, wie eine Nachtwandlerin auf haushoher Zinne, jeden Augenblick den Niedersturz drohend — so aber auch er, gleichsam den Arm, schützend und schon zum Auffangen ausgebreitet, über sie gehalten, und doch vom Gleichgültigsten plaudernd und scherzend sogar —

Wie der Geliebte dann den Hausschlüssel zog, öffnete, sie zuerst in das stille Vorhaus ließ, erklärte, zwar unten zu wohnen, aber sie doch bis hinauf begleiten zu wollen, wie sie ihn dann zum leisern Sprechen ermahnte, seine Begleitung ablehnte und er doch noch eine Stiege lang folgte — sollte es ihr da nicht wieder sein, wie schon oft, als müßte sie vor ihm niedersinken und ihn anflehen: Tritt lieber mit deinem Fuß auf mich, Entsetzlicher, Kalter, Unerbittlicher! ... An seiner Brust hätte sie jetzt ruhen, jetzt sich ausweinen, auslachen mögen — und er sagte nichts als: Gute Nacht, Fräulein! Sagte das ihr, die noch jung, noch schön war, die Huldigungen erlebt hatte, wo sie nur irgend erschien, eine Siegerin über so viel Männer von Reichthum, Ansehen, Geist — „Gute Nacht, Fräulein!" — Und das in tiefster Stille — im nächtlichsten Dunkel —

Die zweite Stiege in ihren Entresol glaubte sie allein gehen zu können — Sie hauchte ihm das in stammelnden Worten hin —

Sie ging langsam — halb ohnmächtig vor Schmerz über das eine „Gute Nacht, Fräulein!" —

Alles ringsum war still. Niemand bemerkte ihre Rückkehr. Vielleicht hatte auch niemand ihr Weggehen bemerkt. Sie mußte

sich an dem eisernen Gitter der Treppe halten, als sie langsam hinaufstieg. Bonaventura war nicht mehr hörbar ... Auf dem Corridor der zweiten Etage blieb sie stehen und holte einen tiefen, tiefen Athemzug ...

Da erschreckte sie plötzlich ein Geräusch wie von einem auffliegenden Vogel. Es war der Pfau, der ihr neugierig, hoch aufgerichteten Hauptes entgegenschritt. Sie entlief ihm bis an die Thür ihres Wohnzimmers. Das Thier sah gespenstisch aus.

Ihr Wohnzimmer lag am Aufgang zu einer dritten Treppe, die schon ins Dach und zu Windhack's Sternen führte. Wie sie in Eile rasch nur und um unbemerkt in ihr Zimmer zu kommen den Schlüssel drehte, wandte sie sich, sah eine Weile ins Leere, zuckte dann aber auf vor tödtlichem Schrecken. Sie glaubte im ersten Augenblick ein Gespenst zu sehen ... Es war, mit einem Lichte in der Hand aus einem der Corridore des Geviertes, in dem die Dechanei gebaut war, tretend, die leibhaftige Frau Hauptmännin, die sie sah. Dieselben funkelnden Augen aus dunkeln Höhlen, dieselbe aus Haube und Schleife hervorschießende spitze Nase, dasselbe Drehen und mühlsteinartige Schroten der zahnlosen Kinnladen — Aber es war kein Gespenst. Es war die Schwester ihres alten Nachtunholdes. Es war Frau Petronella von Gülpen — ohne die Verschönerungen ihrer Toilette —

Auf die aber auch von Seiten der wie zum Tod erschrockenen Frau von Gülpen gestammelten Worte: Aber, mein Fräulein! Wo kommen denn Sie noch so spät her? Wo denn — um Jesu Wunden — waren — Sie — denn die — ganze Nacht —? verschwand Lucinde ... Frau von Gülpen, die nur in diesem ihrem äußersten Négligé und sogar ohne ihre Zähne hren unruhigen Lolo aufgesucht hatte, war noch mehr erschrocken als Lucinde —

Lucinde hätte in diesem Augenblick den Pfau erwürgen können. Ohne eine Antwort gegeben zu haben, war sie in ihrem Zimmer verschwunden. Immer noch hörte sie den knirschenden Sand auf dem steinernen Estrich draußen, immer noch hörte sie das Huschen des Pfaus, der neben der wie eine Juno keineswegs schönen, aber wie Juno zornigen Frau stand und sie mit seinem hoffärtigen kronengeschmückten Kopfe angestarrt hatte — Es ahnte ihr für den folgenden Tag nichts Gutes . . .

Freilich so bitter, wie ihr wieder der Kelch des Lebens geschenkt wurde, ahnte sie die Folge nicht. Als sie nach einer ganz sanft verschlummerten, ganz außerordentlich erquickenden Nacht erwachte und die Sonne wundergolden in ihr Stübchen schien und dieses sogar verschönte und es sogar behaglich machte; als sie dann das Fenster öffnete, den erquickendsten Lindenduft einsog; als sie in der Ferne schon den zweiten Tag der militärischen Uebungen durch Trommeln und Pfeifen angekündigt hörte, erhielt sie von Windhack das Frühstück überbracht . . . Er stellte es hin, während sie gerade an ihrem Haar kämmend vor dem Spiegel saß und sich in einem weiten Toilettenmantel verstecken mußte, und ging —

Sobald sie aufgestanden war, bemerkte sie beim Frühstück liegend ein Billet. Es war mit Geld beschwert —

Sie öffnete, las — ein Moment entschied alles — Sie las die kurzen Worte: „Ich ersuche Sie, mein Fräulein, noch im Laufe des heutigen Tages unwiderruflich die Dechanei und für immer zu verlassen. Petronella von Gülpen."

Lucinde griff an ihr Herz. Im ersten Augenblick hatte es aufgehört zu schlagen.

10.

Zur selbigen goldenen Morgenfrühe saßen Onkel und Neffe in dem traulichen, dufterfüllten Studirzimmer des Dechanten beim Frühstück. Nach der löblichen Sitte katholischer Geistlichen wandelten sie nicht etwa noch in Schlafröcken und Pantoffeln, sondern waren schon ganz in ihren üblichen schwarzen Kleidern.

Nun erst, an der Morgensonne, nahmen sich die grünen Decken und seidenen Vorhänge über den Büchergestellen, Bildern und Alabasterstatuetten, die schön eingebundenen Kupferstichsammlungen, französischen Ganzfranzbände mit dem Wappen der Asselyns besonders freundlich und vornehm aus. Nichts sah vergilbt, verblaßt aus. Die vielen Bekanntschaften, die der Dechant in der Nähe und Ferne sorglichst pflegte, hielten alles jung und der heitersten Gegenwart angehörig.

Schon längst war zwischen Oheim und Neffen über ihr verschiedenartiges Verhalten zu ihrem gemeinschaftlichen Beruf ein Abkommen getroffen. Bonaventura liebte den Oheim wie seinen Vater. Er konnte noch jetzt, wie einst als Kind, die weiße, wohlgepflegte Hand des Greises an seine Lippen ziehen: so zärtlich empfand er für ihn. Sammelt sich doch ohnehin der gestaute Schatz von Liebe im Herzen eines katholischen Priesters und muß irgendwie und irgendwo hinausströmen, um das übervolle Herz nicht zu zersprengen!

In Bonaventura war dieses Bett seiner Empfindungen die Kirche, sein Beruf, seine Heerde. Und doch konnte er den Dechanten seinen weisen, menschenfreundlichen, lieben Philosophen nennen und der Dechant wieder nannte ihn seinen Heiligen, seinen künftigen Franz von Sales oder Carlo Borromeo und decretirte ihm, wie Paula, die Seherin, noch einst die Mitra eines Erzbischofs, den Purpur eines Cardinals.

Von dem Liebesdienste, den ihm gestern in so später Stunde, gleich nach seiner nicht mehr erwarteten Ankunft, Bonaventura abgenommen, wurde nicht viel gesprochen. Das Kommen und Gehen der Menschen, Geburt, Leben und Tod ist die tägliche Erfahrung dieser Männer, wie beim Arzt das Befinden seiner Patienten. Dennoch blickte der Dechant düster und mit schmerzlicher Miene in den sonnenhellen Morgen, in die geöffneten Fenster, die grüne Linde und das Hüpfen der gezähmten und an die Brosamen des Frühstücks gewöhnten Vögel. Diese wagten sich heute — vor zwei Bewohnern — nicht ins Zimmer. Aber Bonaventura war eben im Begriff, mit einem Körnchen weißen Brotes einen der Spatzen zu überzeugen, daß sich durch ihn hier nichts geändert hätte, daß jeder Hungerige getrost kommen könnte auf den Frühstückstisch, wo in altem geschnörkelten Porzellan Chocolade servirt wurde, die dem Dechanten, wie er behauptete, das Blut erwärmte und ihm mehr Lebensstimmung gäbe, als der nach seiner Meinung die Melancholie nährende Kaffee.

Er bereitete sich diese Chocolade, auch nachdem er die Messe gelesen — das Messelesen selbst mußte nüchtern geschehen — mit eigener Hand. Windhack brachte dann siedendes Wasser, das auf einer Theemaschine im Kochen erhalten wurde. In ein kleines Gefäß wurde das Wasser durch einen Hahn abgelassen und während es langsam strömte, mußten die dünnen Scheibchen der Chocolade, die der Dechant dem Strahl entgegenhielt, schmelzen.

Nach jedem geschmolzenen Stücke quirlte er die gewonnene Auflösung, die er so oft mit neuen Täfelchen wiederholte, bis sein Geschmack getroffen war. Er behauptete, diese Art der Chocoladebereitung wäre die einzig richtige. Er hätte sie von seinem Bruder Max, Benno's Adoptivvater, gelernt, als dieser von Napoleon's in Spanien kämpfender Armee verwundet zurückkehrte und damals gen Borkenhagen, wo er zum Besten der ganzen Familie Landwirth werden wollte, ein Knäblein von wenigen Monaten mitbrachte, unsern Benno, der indessen dem Haarrauch acclimatisirt und der ganzen Familie längst wie ein wirklicher Blutsangehöriger war.

Die heute so düstere Miene des Dechanten galt zuvörderst dem Mismuth wegen der abendlichen Enthüllungen über Lucinden. Noch wußte er nichts von dem nächtlichen Vorfall und der bereits schon definitiv erfolgten Kündigung. Bonaventura gab Lucinden sogar das Zeugniß, daß sie dem Onkel eine anregende, originelle, wenn auch die Menschen etwas wirr durcheinander hetzende Unterhaltung werden könnte. Da wird nichts helfen! sagte der Dechant. Ihre Erscheinung ruft bei uns Erinnerungen wach, die wir fern halten müssen! — Bonaventura wußte, wie wenig gern der Dechant an Schloß Neuhof erinnert wurde — Doch hielt er Lucindens Bleiben für so entschieden noch nicht gefährdet, als es sich bald herausstellte.

Dann hatten auf den Onkel sehr aufregend die Briefe gewirkt, die Angelika Müller durch Benno und Hedemann geschickt hatte und die letzterer schon gestern Nachmittag abgegeben. Von Benno konnte man noch immer nichts sehen und hören. Er war zum Manöver weit vors Thor hinausgerückt.

Endlich aber und vorzugsweise galt die düstere Stimmung einigen auf einem Nebentische ausgebreiteten wunderlichen Gegenständen, die im ersten Augenblick vielleicht einem Eintretenden

nicht einmal auffielen, da sie den allgemeinen Nippcharakter des ganzen Mobiliars trugen. Auf dem Tischchen, einem jener zierlichen von Mahagoni, die zu den kleinen Spielpartieen in der Dechanei gebraucht wurden, lagen eine zerbrochene goldene Uhr, ein Gemshorn, ein grüner Schleier, eine Spielhahnfeder, ein Klappmesser mit vielen eingeschlagenen Klingen und ähnliche Gegenstände von verwittertem und verrostetem Aussehen. Es waren die Sachen, die man in dem Sarg des alten Mevissen gefunden hatte. Warum hatte der Alte diese Dinge gehütet? Warum hatte Mevissen, der in seinem eigengezimmerten Sarge schlief, eine so große Furcht vor ihrer Entdeckung? Wie hing, da Bonaventura sehr bald aus der Uhr und einem Namenszuge des Messers erkannte, daß diese Gegenstände seinem Vater gehört hatten, ein dem Werthe nach so unbedeutender Besitz zusammen mit der Furcht des alten Begleiters seines Vaters, daß sie durch seinen Tod in andere Hände gelangen könnten? Warum hatte er, wenn er diese Gegenstände der Welt und ihrem Verkehr entziehen wollte, sie nicht vernichtet? Die Uhr, das Gemshorn, das Messer ließen sich vielleicht nicht so leicht zerstören; was aber sollte noch die Aufbewahrung des grünen Schleiers und der Spielhahnfeder?

Die Unfähigkeit, sich alle diese Fragen zu beantworten, beunruhigte auch Bonaventura so sehr, daß er wegen dieser theuern Reliquien zu seinem Oheim gereist war. Der Dechant freilich sagte, als er soeben mit Rührung diese Erinnerungen an seinen Bruder Fritz gemustert hatte, er wisse wohl, wie diese Gegenstände mit dem unglücklichen Ende desselben in Verbindung zu bringen wären. Er könne nur nicht erklären, warum der Diener, dessen Anhänglichkeit und Treue eine seltene und erprobte war, auf diese Andenken einen so auffallenden Werth gelegt hätte. Ja, fuhr Bonaventura fort, wie konnten diese Dinge

damals bei dem theuern Todten selbst fehlen, da Sie doch, wie ich hörte, so manche andere Andenken bei ihm fanden, den Trauring meiner Mutter, das Portefeuille mit seinem letzten Willen, die Wäsche, die er in einem Reisesack trug, als er durch das Val de Bagne über den St.-Bernhard nach Aosta wollte, sogar die Schaumünzen, die er noch gefunden in der sogenannten Jupitersebene? Wie ist überhaupt der Tod meines Vaters verbürgt! Begruben Sie ihn selbst? Ich zweifle jetzt an allem!

Bona! rief der Dechant verweisend.

Stand Ihnen denn Mevissen zur Seite, als Sie doch wol eine Untersuchung über den Tod des Vaters anstellten?

Mevissen war ja mein Führer bis St.-Remy, wo der Verunglückte zur Ruhe bestattet liegt!

Ließen Sie nicht den Sarg öffnen? Nie haben Sie mir, nie der Mutter, nie dem Stiefvater erzählen mögen, wie alles beim Ableben des Vaters herging!

Was sollt' ich vor eure Seelen diese Bilder des Schreckens führen!

Meine Aeltern liebten sich nicht!

Doch! Doch!... Aber ich will dir erzählen, was ich nicht gern meiner Erinnerung vorführe. Ich war in Wien, lieber Sohn, und recht wie um mich zu strafen für meinen heitern Genuß dieser Stadt, erhielt ich dort die Mittheilung, von deinem Vater hätte man seit Wochen keine Nachricht und fürchte ein Unglück. Im ersten Augenblicke glaubte man —

An Selbstmord?

Es ließ sich daran denken —

Wegen meiner Mutter —!

Bona, gib diesen Vorstellungen nicht ohne prüfende Gerechtigkeit Raum! Deine Mutter lebt noch und liebt dich! Mevissen hatte bereits nach dem Orte geschrieben, wo deine Mutter während

der Reise deines Vaters verweilte! Von dort erhielt ich die Nachricht, daß man seine Spur verloren. Er hatte von Genf Abschied genommen, um durch die Walliser Alpen eine Fußwanderung anzutreten, die er ohne Begleitung seines Dieners machen wollte. Wochen waren vergangen, seit Mevissen nichts mehr von ihm erfuhr. Endlich währte dem Diener das Ausbleiben seines Herrn zu lange. Er stellte Erkundigungen bis auf den Weg zum Simplon an und bis nach Martigny. Leider vergebens. Jede Spur schien nach diesen Richtungen hin verloren. Als ich dann mit einer Eile, wie sie nur irgend in der damaligen langsamen Communication möglich war, in Genf ankam, hört' ich schon, daß seine Spur auf dem andern Uebergange nach Italien, der von Martigny über den großen St.-Bernhard führt, entdeckt worden war, aber auch, daß sie zu dem sichern Ergebniß seines Todes geführt hatte. Mevissen befand sich auf dem Hospiz der Augustinermönche; ich reiste ihm nach. Dein Vater, mein edler Bruder, war von einem Schneewetter überfallen, verschüttet, in einen Abgrund gesunken und elend erfroren. So oft der Gleichschritt im gewöhnlichen Dasein mir die Bequemlichkeit als eine zu unverdiente Gnade des Himmels erscheinen läßt, muß ich dieser Tage gedenken und — — des Anblicks, wie ich meinen theuern Bruder wiedersah!

Sie — sahen ihn wieder?

Allerdings!

Sie fanden ihn nicht schon bestattet?

Ich hatte den Genfersee hinter mir und fuhr an den immer mehr sich verengenden Ufern der Rhone nach Martigny, wo mir Mevissen, er selbst ein Bild des Todes, entgegenkam. Von dort nimmt man Saumrosse; aber mein Gemüth war zu erschüttert, ich legte mir die Wanderung zu Fuß auf. Sie führte durch gesprengte Felsen, an uralten, noch aus der Römerzeit

herausragenden Mauern vorüber, durch das Geröll der Betten wilder Berggewässer, armselige Dörfer, immer höher empor zu jenem Paß, wo Napoleon 1800 die Fußtapfen der alten Cäsaren im ewigen Schnee wiederfinden wollte. Tief in Schluchten, in welche der Blick mit grausendem Schwindel sich verliert, weiden die Heerden der Rinder zwischen den Ausläufern der Gletscher. Hier schon befindet man sich auf einer Höhe von 7—9000 Fuß und erblickt dicht neben und über sich in den Felsenriffen die Spuren des sprengenden Frostes und der wenigen im Frühjahr schmelzenden langen Schneegehänge. Ich reiste im Juni und doch wurden die weißen Todtenfelder immer unabsehbarer, die Ausblicke öder und kahler. Die Führer erzählten von einem Fremden, welcher allein und ohne Warnung anzunehmen vor zwei Monaten den Paß hätte ersteigen wollen. Da hätte plötzlich niederfallender Schnee die Wege verschüttet und den Wanderer auf eine falsche Fährte geführt. Den Unglücklichen, den ich eben sehen sollte, hätte man auf einem vom Wege abgelegenen Felsenzacken gefunden, dicht an einem unermeßlichen Niedersturz —

Sie sahen den Vater —!

Ja — ich sah ihn in jener grauenvollen Morgue, die oft auf viele Jahre die Leichen der auf dem St.-Bernhard gefundenen Verunglückten zur Wiedererkennung durch ihre Angehörigen aufbewahrt! Gräßliche Erinnerung! Eine Stunde vom Hospiz entfernt liegt ein kleines Gebäude, ausgesetzt dem schärfsten Zuge der Eisesluft, die das Défilé de Marengo durchstreift. Einer der Augustiner stand schon mit dem Schlüssel an der Pforte des Todtengewölbes und begrüßte mich. Ein und derselbe Glaube, ein und derselbe Beruf, und doch wie verschiedenartig unsere Pflichten! Auch ich ein Priester *und ich kam aus* Wien, mit goldenen Ringen an den Fingern, *mit zierlichen Billets* in der Brieftasche, die mich zu einem Diner, dort zu einer

Soirée eingeladen hatten, noch schwirrten mir im Ohre die Opern der Italiener, die im Kärntnerthor ihre Stagione hielten, und vor mir stand jetzt trotz der Kälte im leichten Chorherrenrock ein Priester von nicht viel über dreißig Jahren — neben ihm sein Begleiter, ein ihm mit dem Kopf bis an die Hüften reichender Hund, dessen gewaltige Muskeln, aufmerkende hohe Ohren, furchtbare Lefzen und Tatzen in einem rührenden Contrast zu dem Körbchen mit Lebensmitteln und dem ledernen weingefüllten Schlauche standen, die an seinem zottigen Halse befestigt waren. In französischer Sprache begrüßte mich der Chorherr und bedauerte die Veranlassung, bei welcher zwei Priester so ihre Bekanntschaft machten. Eine niederwärts führende Thür schloß er auf und wir standen in einem Gewölbe, das die erhitzteste Phantasie nicht grauenvoller sich ausmalen kann. Rings an den Wänden Gerippe an Gerippe, und nicht etwa nur völlig versehrte, nicht etwa nur Reste, sondern wohlerhaltene Körper, wie sie gerade die Eisesluft, die durch die offenen, correspondirenden Fenster zieht, an gänzlicher Verwesung verhindert. Niemand wird hier begraben, dessen Identität nicht im Laufe einer Reihe von Jahren festgestellt ist. So standen dort Gestalten schon zwanzig Jahre an die Wand gelehnt! Vor ihnen lagen auf einem Tisch ihre Kleider und die sonstigen Gegenstände, die sie bei sich getragen hatten. Der letzte in der Reihe war — ja! es war mein unglücklicher Bruder, dein theurer Vater —! Ich sah ihn! Vor mir! Todt! Von einem Sturz von der Felsenkante, wo man ihn fand, war das Haupt zerschmettert und hing, fast schon nur in Knochen, hernieder! Im übrigen war es sein lieber, edler Eindruck! Da lagen die Kleider, die ich nur zu gut kannte, da lag das Portefeuille, das ich an mich nahm, da lag noch sein Geldbeutel mit dreißig Napoleons und etwas kleiner Münze und einigen römischen Münzen, wie man sie in diesen Gegenden

oft findet, ein Plan der Schweiz, ein Fernrohr, Billets zur Ueberfahrt über den Genfersee, einiges weißes Brot, wie noch eben abgebrochen, eine Korbflasche mit Kirschengeist, Handschuhe, Tragbänder, der Trauring deiner Mutter — alles — alles. Die Träger bürdeten es sich dann mit der Leiche auf. Ich stieg mit dem Mönch zum Hospiz empor. Dort blieb die Leiche so lange in der Kapelle, bis man sie auf meinen Wunsch nach der südlichen, italienischen Seite zu, über dem Orte St.-Remy beerdigte!

Der Dechant schwieg. Nie hatte er diese Schilderung so genau gegeben. Nur einmal vor den Gerichten und einmal — vor dem jetzigen Kirchenfürsten, als dieser noch die Geschäfte eines Generalvicars verwaltete und die Heirath der Witwe beanstanden wollte.

Der Trauring meiner Mutter! wiederholte Bonaventura schmerzlich. In ihm liegt — die ganze Lebensfrage unserer Kirche!

Das ist ein Abgrund, mein Sohn, wie auch unsere Ehelosigkeit — sagte der Greis. Das laß alles ruhen!

Beide Priester schwiegen — In diesem Schweigen lag der Schauer zweier Jahrtausende. Es verging so eine Weile — —

So also war es! begann aufs neue Bonaventura mit schmerzlichem Tone. Und doch wie ist es möglich, daß diese Gegenstände, die dort vor uns liegen, damals auf dem St.-Bernhard fehlten? Warum hat sie Mevissen ohne Ihr Wissen an sich genommen? Warum nahm er sie mit ins Grab?

Der Dechant schwieg — Ich weiß es nicht, sagte er dann tiefnachdenklich.

Mevissen wohnte allen diesen Vorgängen bei, die Sie schilderten?

In aufrichtigster Trauer! Oben auf dem Hospiz legten wir alles zusammen, was deiner Mutter zu übersenden war. Diese Gegenstände dort fehlten, das weiß ich genau. Da das Geld

unangerührt war, gedachten wir nicht der Uhr. Die Spielhahnfeder ist ein Hutschmuck der Alpengegenden. Das Gemshorn saß ohne Zweifel als Griff an einem Alpenstock. Der grüne Schleier ist eine Schutzwehr des Auges gegen die blendende Wirkung des Schnees. Gewiß! Damals sah ich diese Dinge nicht und ich begreife nicht den Werth, den Mevissen in solchem Grade darauf legte, daß er sie heimlich so lange bewahrte! Er war so ehrlich und so treu — Ich erkundigte mich später in Genf; ich hatte die sichersten Beweise, daß diese einsame Alpenwanderung deines Vaters, während Mevissen allein im Gasthofe zur Balance zurückbleiben mußte, ihn mit einer durch den Erfolg nur zu sehr gerechtfertigten Unruhe erfüllte. Die Beerdigung in St.-Remy vollzog er ganz mit der Standhaftigkeit, zu der ich mich nicht aufschwingen konnte. Ich saß erschöpft im Refectorium des Hospizes und schilderte den kindlichen Mönchen die Tugenden des Verblichenen. Wie hätt' ich sie erfreut, wenn ich ihnen schon damals hätte sagen können, daß des Unglücklichen Sohn in den geistlichen Stand treten würde! Bewundern mußte ich diese Männer, die über siebentausend Fuß über dem Meere wohnen, fünfzehn Jahre hier zu verweilen verpflichtet sind und selten, wenn sie auch mit zwanzig Jahren schon vom Bischof zu Sitten hierher entsendet werden, ihr fünfunddreißigstes Jahr erreichen. So wüthen die Stürme, so dorrt der Frost die Glieder aus, so verbraucht die tägliche Anstrengung, die es kostet, nur allein die nächsten Bedürfnisse auf diese Höhe zu bringen, nur allein Holz und Wasser! So oft ich jene vermessenen Reden unserer Geistlichkeit höre, Reden, wie ich sie noch gestern wieder vernehmen mußte, möcht' ich doch aufstehen, eine Schilderung des Lebens der Augustinerchorherren auf dem St.-Bernhard geben und rufen: Hic Rhodus! Hic salta! Da zeigt euern Heldenmuth!

Bonaventura schüttelte sein Haupt, hob sein braunes Auge

wie verklärt und erwiderte: Nein, Oheim! Was ist es denn, was diesen Menschen dort oben selbst den Schnee so rosig erglühen läßt, daß sie ihn auch ohne die Sonne wie nur in Purpur getaucht zu erblicken glauben! Es ist die himmlische Sonne, die sie bescheint, die moralische! Sie fühlen sich in einer großen Gemeinschaft, der zu Liebe diese Opfer gebracht werden! Laßt doch diese Priester der Ebene vermessen reden und sich ihrer Rechte und Pflichten rühmen! Würde nicht schon in der Ebene dieser Geist der Hingebung gepflegt, allmählich auferzogen, allmählich herangebildet, wie könnte er in die Berge steigen! Nein! Auf Grund einer einzelnen zufälligen Entschließung des edeln Herzens hier und dort ist es nicht möglich, jene jungen Männer dort oben wohnen, wirken, früh dahinwelken zu lassen! Sie würden vielleicht zuweilen in größerer Anzahl sich einstellen, als nöthig ist; öfter aber auch würden sie ganz fehlen. So muß es eine Pflanzschule dieses Geistes der Aufopferung geben, irgendeine magische Zauberformel muß sie alle halten und regieren. An dem Muth, dort bei den Gerippen und im Schnee des St.-Bernhard auszuhalten, arbeitet der streitende Geist derer hier unten mit! Das ist das Geheimnißvolle in unserer Kirche, daß sie ein Zusammenwirken tausendfacher Kräfte ist und daß sie wunderbar durch die Formen ersetzt, was an den Personen sich heute findet, morgen nicht. Unsere Kirche befreit den Geist von den Launen des Zufalls, den Launen der Natur! Daß das so wenig verstanden wird!

Unsere Methode ist groß! räumte der Dechant ein; seufzend aber setzte er hinzu: Soviel Schönes, soviel Erhabenes in unserer Kirche, so vieles, was den poetischen Menschen in uns mit den tiefsten Ahnungen und Schauern durchrieselt — wenn nur so vieles andere, was dem Menschengeiste von *unsterblichem* und *göttlichem* Werthe sein darf und sein muß, *nicht zugleich in ihr* verloren ginge!

Dies Thema trennte dann beide, wie immer.

Ein räthselhaftes Gefühl drängte den Dechanten, während der entstehenden Pause seinem Schreibtisch zuzulangen, als müßte er Bonaventura jenen Brief von unbekannter Hand mittheilen, jene Aufforderung, im Jahre 18** am Tage des heiligen Bernhard von Clairvaux unter den Eichen von Castellungo sich zu einem Concil der Befreiung einzufinden —

Doch er erblickte unter den Papieren zunächst nur den Brief Angelika Müller's mit den Einlagen. Auch dessen Inhalt erlaubte es, bei dem Gegenstande zu verweilen, den Bonaventura die Grundlage der katholischen Kirche genannt hatte. Der Dechant war der Meinung, daß die katholische Kirche nicht zu ihrem Vortheil die Ehe zu einem Sakrament erhoben hat. Wo die persönliche Freiheit so beschränkt wäre, daß man sein Lebtag im Joche einer einmal verfehlten Wahl hinsiechen müsse, da könne der Segen Gottes nimmermehr weilen! Er sprach dies auch jetzt wieder aus, mit Rücksicht auf die Briefe, die er entfaltete.

Bonaventura unterbrach ihn aber schon. Nein, Onkel, sagte er, es gibt keine Religion, die nicht bindet! Schon in dem Namen liegt's! Haben die Völker nicht im Einen ein höheres Gesetz, so haben sie es im Andern! Was ist nicht alles den Juden, was den Türken untersagt! Ja, die katholische Kirche hat sich das Schwerste auferlegt! Das ist wahr — aber darin liegt gerade ihr Muth, liegt —

Ihre Verwegenheit! warf der Dechant dazwischen und fuhr in der That aufgeregter als sonst fort: Gelten lass' ich Reinigungen und Fasten! Es ist gut, daß der Mensch sich oft und regelmäßig die Schranke vorführe, die ihn von der Thierwelt ebenso wie von einem übermäßigen Gebrauch seiner Freiheit trennt! Aber die Ehe! Eine Verklärung der Schöpfung mag sie sein,

eine Stütze der Civilisation; aber die Ehe an Gesetze zu binden, die wenn nicht die Natur — die man schon leider ganz aufgeben muß! — doch die Liebe ausschließlich vorgeschrieben hat, das rächt sich an der Sitte, an der — Sittlichkeit! Es wird sich an der Kirche rächen!

In solchen Augenblicken der Erregung des Greises widersprach Bonaventura nicht. Dann lag auch ein so stolzer, hoher Ausdruck in des Dechanten Blicken, die schlanke, noch ungebeugte Gestalt wuchs noch mehr in die Höhe, die gewohnte Indolenz schwand so ganz, daß der Oheim etwas von einem Staatsmann oder einem weisen Gesetzgeber zu bekommen schien und denjenigen, der ihm widersprach, geradezu unreif erscheinen ließ. Habe nur meine Erfahrung! sagte er. Man sieht nur nicht diese Nachtheile einer scheinbaren Wahrheit und einer so großen Lüge! Sie liegen — dank der furchtbaren Organisation, die in unserer Welt die polizeiliche Ordnung hat! — nicht so offen! Aber sie sind da, in dem Grade da, daß es mir oft, wenn ich mich in unserer katholischen Welt umsehe, vorkommt, als sähe man die alten Verließe der Burgen wieder, wo die Gebeine der Geopferten modern, sähe in die Kerker der alten Klöster, die die Folgen der Zuchtlosigkeit vergruben. Doch — laß es jetzt genug sein!

Und gleichsam als wenn die Erinnerung einer ganzen schweren Vergangenheit über ihn käme, so zitterte er und brach nun ab. Wie um sich zu besänftigen, nahm er die Briefe und sagte: Gehst du zum Weinberg des Obersten von Hülleshoven hinüber, so weiß ich nicht, sollst du dem Obersten diese Briefe mitnehmen oder nicht? Er erzählte, daß sie ihm von Armgart von Hülleshoven zugekommen wären.

Bonaventura wollte zeitig in seine Pfarre zurück. Benno's habhaft zu werden konnte er nicht hoffen; nur auf dem Amte

galt es noch eine Anzeige über den Leichenraub zu machen. Dem Obersten stand er ferne. Es war ein Sonderling, der gegen die Welt etwas Schroffes, ja Ablehnendes angenommen hatte.

Die Briefe beziehen sich, sagte der Dechant, auf Dinge, die ich nicht gern mit dem Obersten erörtere.

Bonaventura kannte die Personen und Verhältnisse. Er wußte, daß Armgart von Hülleshoven in dem Glauben erzogen worden, eine Waise zu sein. Er wußte, daß sie seit noch nicht lange erst erfahren hatte, daß ihre beiden Aeltern lebten und getrennt lebten.

Als Bonaventura die beiden zierlich zusammengelegten Briefe sah, auf deren einem mit sauberer Hand geschrieben stand: „An meinen Vater!" auf dem andern: „An meine Mutter!" sagte er: Sie spricht doch wol ihr Glück aus, jetzt plötzlich diese Schätze gefunden zu haben?

Im Gegentheil! erwiderte der Dechant. Als ich die Briefe empfing, wußt' ich nicht, ob ich über sie lachen oder mich ärgern sollte. In Wahrheit war ich von ihnen gerührt, um so mehr, da auch die Mutter mir aus Wien geschrieben hat, wo sie endlich das Kloster verließ, wo sie meistentheils seither lebte. Beide Aeltern machen auf ihr Kind Ansprüche und jetzt um so lebhafter, seitdem sie um diesen Besitz wieder in den alten eifersüchtigen Streit gerathen sind. Die Mutter will sogar binnen kurzem hier in die Gegend kommen, was ich dich bitte, um Aufreizungen zu vermeiden, dem Obersten zu verschweigen.

Bonaventura hätte sich gern dem Auftrage entzogen. Doch las er, da der Dechant es wünschte, den einen der offenen Briefe Armgart's. „Mein Vater!" schrieb Armgart von Hülleshoven. „Wie die heilige Margarita betete, so wiederhole ich: «Mein Herr und Gott, bewahre unser Herz in Reinigkeit, unser Leben in Unschuld und jede Begierde, jede Meinung, jede Handlung unsers Lebens in reinster Wahrheit!» Daß ich dich einst nennen

werde: Mein einziggeliebter Vater! wird die Folge der Erkenntniß deiner hohen Tugenden sein. Die Heiligen mögen mir bezeugen, ich habe ein Herz, so voll der himmlischen Liebesflammen, daß ich dich mit Innigkeit umarmen könnte, wenn ich nicht wüßte, daß ich auch eine Mutter habe. Auch sie darf ich, wenn ich wahr sein will, nicht begrüßen, wie es Kindern ziemt, ihre Aeltern nach langer Trennung zu begrüßen. Würd' ich aber, wenn ich zu dir mit ausgebreiteten Armen flöge, nicht die Mutter betrüben? Würd' ich nicht den Schein annehmen, als bevorzugte mein Herz bereits das Eine von euch? Würd' ich nicht ein Urtheil zu sprechen scheinen, das doch ferne von mir liegt? Ach, ich beschwöre euch! Kommt, liebevereint, beide — und ruft mich an euer ausgesöhntes Herz! Laßt mich zu euch beiden zu gleicher Stunde emporblicken! Laßt mich reuevoll und in ewiger Liebe vor euch beiden niedersinken und mit einem einzigen glückseligen Worte mich nennen euer einziges und treues Kind, Armgart von Hülleshoven."

Und der Mutter?

Schreibt sie wörtlich dasselbe! sagte lächelnd der Dechant.

Bonaventura überflog den Brief, den der Dechant nach Wien schicken sollte. In dem einen Briefe waren nicht mehr Worte und Buchstaben als im andern. An den Pünktchen da, sagte der Dechant, seh' ich, wie sie gezählt hat, ob auch keiner mehr Buchstaben bekommen hat als der andere!

Oder weniger! bestätigte Bonaventura gerührt. Ein Kind will sich zum Preis der Aussöhnung seiner *Aeltern machen!* Sollten diese beide nun nicht wirklich, um vor ihrem Kinde nicht beschämt zu stehen, ihren Haß und Groll fahren lassen? Bleibt der kleine Genius des Friedens nur fest in seiner Weigerung, so mein' ich, müßte eine Eifersucht entbrennen zwischen Vater und Mutter, die zum Guten führt! Und nennen Sie nun das

Sakrament der Ehe noch den großen wunden Schaden unserer Kirche, wenn es solche Opfer möglich macht? Die kleine Armgart handelt — ich muß es so nennen — katholisch!

„Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dein Lob zugerichtet!“ sprach kopfschüttelnd der Dechant ironisch und erhob sich, um Bonaventura das Geleit zu geben und nach Windhack zu klingeln.

Nachdem sie beide die Reliquien aus dem Sarge zusammengelegt und in einer Tasche, die zu Bonaventura's Reiseeffecten gehörte, geborgen hatten; nachdem der Dechant auf die von ihm ausgesprochene Erwartung, der Neffe würde wenigstens doch noch zum Mittagessen dasein, eine ablehnende Antwort erhalten hatte — den Pfarrer zog es in seine Gemeinde zurück und — Lucinde verscheuchte ihn —; standen beide schon an der Thür, Bonaventura, um auf den Weinberg des Obersten zu gehen, der Dechant, um in der Stadt die diese Nacht mutterlos gewordenen Waisen mit Geldmitteln zu versehen.

Eben sagte er: Tröste Witwen und Waisen, wie du heute Nacht gethan hast, theile, wenn du ihnen nichts Besseres geben kannst, Heiligenbilder an sie aus: nur um Eines bitt' ich dich, Bona, um Eines —

Zwei Thüren gingen in diesem Augenblick zu gleicher Zeit auf. Windhack trat ein und wollte eine Meldung an Bonaventura bringen. Herr Pfarrer! sagte er eilends. Aber auch Frau von Gülpen war von nebenan erschienen und machte einen Eindruck, welcher jedem, der sie nur ansah, die Sprache rauben konnte. Zwar war ihre Toilette schon in schönster Ordnung, Windhack's gewellter Scheitel saß schon kunstvoll unter der buntbebänderten Spitzenhaube und doch kam sie wie eine halb Bewußtlose. Das Eine ihrer Augen war Entrüstung, das andere Schrecken, die Nase Zorn, die Oberlippe Staunen, die Unterlippe Abscheu.

Sie glich einem eben von einem Traum Erwachten, der geträumt hatte, eine Maus wär' ihm quer über das Gesicht gesprungen, und dem es in demselben Augenblick, wo er erwachte, wirklich auch so vorgekommen, als hätte ihm auf der Nase etwas unheimlich Kaltes gesessen.

Gott, was ist Ihnen, Liebe? fragte der Dechant.

Sie wollte sprechen, aber sie konnte nicht. Sie winkte nur Windhack, zu sagen, was zuvor der wolle.

Ein Wägelchen ist halt eben vorgefahren —! sagte Windhack, stockte aber, weil denn doch dem so sichtbaren Schmerz der Frau von Gülpen die Vorhand gebührte.

Ein Wägelchen — ist — eben — vorgefahren! wiederholte Frau von Gülpen mit hauchender Stimme. Sie that dies, um ihm gleichsam seine Mittheilung zu erleichtern. Es war ein Ton der leidendsten Geduld, ja der eines förmlichen Abgeschlossenhabens mit dieser so unvollkommenen Welt.

Schon ahnte der Dechant die Ursache dieses Anblicks — die neue Nichte — Was ist denn, Windhack? fragte er, um nur bald wenigstens über die Störung hinwegzukommen —

Der Wagen unten —

Nun ja, nun ja —

Herr Maria!

Wer?

Herr Maria!

Frau von Gülpen war so großmüthig, so tief edelgesinnt, so gewohntermaßen aufopferungsfreudig, auch noch jetzt die Verständigung zu unterstützen.

Herr Schnuphase! sagte sie.

Herr Schnuphase?

Eine dringende Meldung an den Herrn Pfarrer — fuhr Windhack fort.

Bonaventura erstaunte, daß Er gemeint war.

Herr Maria hat Sie halt schon in St.=Wolfgang aufgesucht — Ein sehr wichtiger Auftrag —

Und schon hörte man auf dem Corridor draußen das Husten und Räuspern eines Mannes, der nur an das freudigste Bewillkommtwerden gewöhnt schien.

Ist denn schon die Zeit der Wachsernte, fragte der Dechant lächelnd und verdrießlich zugleich —

Aber Herr Jean Baptiste Maria Schnuphase, Lebküchler, Wachslichterfabrikant und Meßgewandsticker aus der Residenz des Kirchenfürsten, schien absichtlich zwei oder drei Prisen genommen zu haben, um nur dicht am Schlüsselloch draußen niesen zu können.

Und mit jener Selbstaufopferung, die für sich selbst im Leben ja auch nichts, auch gar nichts beansprucht, sondern die nur allein andere glücklich zu machen wünscht, winkte Frau von Gülpen, daß Herr Schnuphase eintreten möchte.

Der Dechant war im äußersten Grade gerührt, zu sehen, wie sich die gute Frau erschöpft auf ein Eckkanapee im Dunkeln niederließ, ganz nur Resignation, ganz nur ein Bild der Ergebung, sich selbst eklipsirend, wie Windhack hätte sagen können. Gern hätte er tröstend ihr zugeflüstert: Nun, „die Person" ist doch schon fort? Lassen Sie sie in Gottes Namen reisen! Und lieber gleich! Nur keine Scenen! — Der Eintretende nahm die Aufmerksamkeit aller Anwesenden allein in Anspruch.

Herr Jean Baptiste Maria Schnuphase ist ein kleiner Mann von unendlichster Devotion. Sein Frack ist grün, die Knöpfe sind weiß und metallen, die Weste ist von Kameelgarn und gelb und die Beinkleider sind von Nanking. Er trägt weißgewaschene Lederhandschuhe, wie zu einer Kindtaufe. Aber statt eines Hutes hat er doch nur eine Reisemütze in der Hand und das genirt

ihn und das bringt ihn außerordentlich in Verlegenheit und er muß lächeln und um Entschuldigung bitten und muß alles aufbieten, um das Négligé dieser Reisekappe zu verbergen und sein: Hochwürdigste Hochwürden — Gnädigste Frau — Hochehrwürdiger Herr Pfarrer — und Sehr geehrter Herr Windhack —! mit so vielen Verbeugungen zu unterbrechen, daß wir —

Nein! Um Jean Baptiste Maria Schnuphase ganz zu charakterisiren und nichts zu unterlassen, was zu seinem „ganz ergebensten" und „hochachtungsvoll ergebensten" Eindruck gehört, müssen wir ihn in seiner eigenen Sprache reden lassen.

Es ist jene Sprache von der Abdachung des Harzes her in die kleine römische Enclave, das einzig dortherum rechtgläubig gebliebene Hildesheim. Es ist die Sprache der braunschweigischen Umlaute „ö" statt a oder au oder o, die Sprache des lispelnden S vor T und P. Alle diese feinen Nuancen gehören zu dem Duft des „Vörnöhmen" und „Erhöbenen", das den Lebküchler, Wachslichterfabrikanten und „Meßgewandſ-ticker" schon seit dreißig „Jöhren" umgibt. Schnuphase, oder nach seiner eigenen Aussprache „Schnuphöse", besitzt eine nie „ermöngelnde" Ergebenheit. Er ist das Factotum aller menschlichen Bedürfnisse des höhern und niedern „christköthölischen" Klerus. Er ist der Beichtvater der Beichtväter. Herr Maria, von Hildesheim durch eine glückliche Gesellenschaft und darauffolgende Verheirathung gen Westen verpflanzt, ist wohlangesehener Bürger und Hausbesitzer in der „ſ-tolzen Königin des großen S-trömes", die wir kennen lernen werden. Er ist der „Figaro hier", der „Figaro dort" des Domstifts und aller derer, die sein Vertrauen suchen und nicht suchen. Dienen, dienen um jeden Preis, dienen und wär's auch nur um die regelmäßige Abnahme seiner weltberühmten Wachskerzen für Haus und Altar, seiner Lebkuchen für den Weihnachtsbaum, seiner Stickereien, deren Anfertigung

seine beiden Töchter Eva und Apollonia zu den Garderobièren aller Gottesmütter des Landes und aller sonstigen heiligen Toiletten gemacht hat — dienen war „Herrn Maria's" Lebensaufgabe! Wo ereignete sich das Weihen einer Kirche auf zwanzig Meilen in der Runde, stromauf, stromab, ins Frankenland hinein und hinüber auf die rothe Erde, bei der Herr Maria fehlte? Oder eine Priesterweihe oder ein Zweckessen oder ein großes Leichenbegängniß oder eine Glockenweihe oder eine Wallfahrt oder eine Schaustellung wunderthätiger Bilder oder Reliquien — und Herr Maria sollte fehlen? Herr Maria, der kleine, immer vom Feuer der Ueberzeugung sowol wie vom edelsten Ahrbleichart purpurn Geröthete? Er war einer der Cherubs, flammend von der Nase bis zum Schwert, die an der Kathedrale in der Residenz des Kirchenfürsten die Eingangsportale hüteten! Dabei durft' er auch wandeln auf Erden wie ein Cherub auf Urlaub, ein Cherub der Legende, zu Wagen, zu Roß, per Dampf auf der kühlen Welle oder der hie und da schon sich streckenden Schiene! Herr Maria wohnte in einem der alterthümlichsten, massivsten Häuser, die man sich durch hochwürdigste Protection nur erwerben kann. Er war in seiner Art ein Napoleon. Wenigstens war die Biene auch sein Symbol. Er hätte eigentlich in einem Bienenmantel bei jeder Procession voranschreiten müssen, wie er denn oft voranschritt, dann freilich im schwärzesten der schwarzen unter seinen vielen Fräcken, mit entblößtem Haupte und eine seiner eigenen Kerzen tragend. Die Bienen hatten ihn gelehrt, Honig früh von Wachs zu unterscheiden, aus jenem die lieblichsten nürnberger Leb- und thorner Pfefferkuchen und baseler Leckerlis zu gestalten, aus diesem Kerzen, reine, weißgelbe edle Wachskerzen zur heiligsten Weihe. Und diese Bienen hatten ihn auch die Emsigkeit gelehrt, den rastlosen Fleiß, das Sammeln auf allen Fluren und Wegen und Stegen für seinen eigenen Schatz und den des

Reiches Gottes. So erlebte er freilich die Berufung zu den höchsten Steuersätzen durch diesen kalten protestantischen, keine Exemtionen duldenden „S-töt“, aber auch die Mittel, sie quartaliter pünktlichst zu bezahlen. Herr Maria galt für wohlhabend; er war aber reich. Das wußten Domherren und Capitulare und Officiale und Curaten bis zu Psalteristen und Calcanten hinunter. Dominicus Rück, der mächtige Procurator, Benno's Principal, wußte es gleichfalls. Der hatte ihn auf der Liste aller derer, die in großen Erbschaftsfragen, z. B. jetzt in der der Dorste-Camphausen, Mündel- und Pupillengelder auf die rechten Plätze anzulegen wußten. Und was gab es nicht allein schon auf dem geistlichen Gebiete zu rechnen und zu zählen! Was hatten nicht die Herren von Sancta-Columba und Den Heiligen Aposteln und Den sieben Schmerzen und allen Kirchen diesseit und jenseit des Stromes für einen Neffen dort, für eine Nichte da liebevollst zu sorgen, aufzunehmen und abzutragen! Was gab es nicht Kapitalien unterzubringen! „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!“ Herr Maria kannte das ganze Land, kannte alles, was neben Bienen auch Korn und Gerste zieht und Hypotheken braucht. Freilich war er nicht in dieser Gegend geboren, aber er war geboren in dem Lande der Höflichkeit, der feinsten deutschen „Auss—prache“, der gewähltesten Umgangsformen. Er wurde überall gut aufgenommen und erhob sich dabei nicht zum Uebermuth. Er hatte von den Bienen die schöne Harmonie gelernt, die Unterordnung unter einen gekrönten Weisel, unter die selbstbeschauliche Trägheit vornehmer Drohnen; selbst jener poetische Schwung fehlte Herrn Maria nicht, den die Alten mit den Bienen bezeichnen wollten, wenn sie im Munde eines göttlichen Redners die Biene abbildeten oder einen Sophokles an ihr sterben ließen — ich irre, Sophokles starb an einer verschluckten Weinbeere! Aber schon die attischen Bienen ruhten vielleicht am

liebsten auf solchen Weinbeeren, die von Chios und Tenedos an den Ilissus verpflanzt wurden. Schnuphase bestätigte den Naturforschern, daß die Bienen am liebsten sich den Honig vom Safte der Weinbeeren saugen. Oder verurtheilt ihr ihn deshalb? Lebte der schwungvolle Mann nicht im Lande der köstlichsten Reben? Er, der nur „brauns-weiger“ Mumme oder goslarer „Göse“ als die höchsten Errungenschaften der dürstenden Menschheit bei seiner Geburt kennen gelernt hatte, er bekam sein rothes Näschen, seine rothen Wänglein, die dem weißen Lockenköpfchen allerliebst standen, nur auf den schönen Rebenhügeln seines neuen Vaterlandes, unter den epheuumwundenen Burgruinen, da, wo man ringsumher, dicht neben dem Anblick des Großen und Schönen, auch überall einen Guten schenkt. So zu stehen auf „erhöbenstem S-töndpunkte“, so mit dem grünen „Römerglöse“ allen „Köpöllen“ und Kirchen und „Dömen“ und „S-tiften“ und „Köthödrölen“, die er erleuchtete, allen Tannenbäumen ringsumher, die er zur Weihnachtszeit mit Lichtern und Lebkuchen schmückte, allen Kaplanen und Pfarrern, die er mit wundervollen Meßgewändern bekleidete, ein Hoch nach dem andern auszubringen — wer konnte ihm das verdenken! Blieb er dabei nicht immer fein, nicht immer nobel, Herr seiner weißen Wäsche, Hüter seiner Manschetten, Meister im Verknoten seiner weißen Binde, zierlich und manierlich? Einem Weihbischof die Hand zu küssen, hätte ihn von allen Schäden der Pathologie geheilt! Glücklicherweise war er gesund und fühlte sich im Ahrbleichart und seinem Berufe wie der Fisch im Wasser! Oder er war selbst wie eine seiner Kerzen! Erst Product einer von tausend Enden und Ecken her gesammelten Betriebsamkeit — dann so sanft sich selbst verzehrend im Lichte, in aufwärtsstrebender, reiner, heiliger Flamme und fanatischster Hingegebenheit an alles, was sich nur für sein römisches Ideal unternehmen, betreiben, wühlen ließ!

Betriebsamkeit ließ ihn, wie Löb Seligmann, der Bruder der Hasen-Jette, vom Felde die Früchte „auf den Halm" kaufte, den Reps „auf die Blüte", den Taback, die Runkelrübe „auf Stengel und Knollen", so den Honig und Wachs kaufen „auf die Blume", wenn über dem duftenden Kelche noch die grünen Weberinnen mit den Schmetterlingen wetteifernd summten und schwelgten! Und fast alle Stöcke der Bauern und Schullehrer waren so dem tendenziösesten aller Tendenz-Tendenzler verpfändet, noch ehe die Zellen sich füllten. „Die Blume" — darauf war er überhaupt Kenner. Und er drückte niemanden. Er handelte wie ein Mann, der die heilige Ehre genoß, mit Stolen, Alben, Manipeln, Fahnen, Standarten, Demonstrationen, selbst Intriguen die Glorie des katholischen Lebens zu mehren, die Hochämter bis nach Lüttich und Antwerpen und die großen „Döme" — o, wär' es bis an die Peterskuppel von Rom gewesen! — mit Licht-, Gold- und Silberglanz zu füllen!

Herr Schnuphase überbrachte vom Herrn Kaplan Michahelles, dem Secretär des Kirchenfürsten, einen Brief, der für St.-Wolfgang bestimmt war.

Ein Auftrag Sr. Eminenz? fragte der Dechant erstaunt, als Bonaventura den Brief erbrach.

Frau von Gülpen zitterte bei diesem Worte jetzt auch noch zu alledem vor Devotion —

Zu dienen, Höchwürden! sprach Herr Maria.

Ohne weitern Aufenthalt? sagte Bonaventura betroffen im Lesen halb für sich.

Ohne allen weitern Aufenthölt, Höchwürden!

In die Residenz sollst du kommen? fiel der Dechant hocherstaunt ein.

Zu dienen, Höchwürden! bestätigte Schnuphase.

Des Dechanten Herz klopfte mächtig. Es ergriff ihn eine Ahnung,

die im innigsten Zusammenhange mit der vorhin unterbrochenen Warnung stand. Gerade das hatte er sagen wollen, gerade warnen vor einer Gefahr, die nun für Bonaventura heraufzuziehen schien.

Zu all den Foltern, die Frau von Gülpen zu überstehen hatte, kam nun noch die, sehen zu müssen, wie „ihr Dechant" förmlich erblaßte und sich am Tische halten mußte. Alle ihre Gedanken gingen jetzt blos wieder auf die Hausapotheke, auf ihre niederschlagenden Pulver — und sah bei alledem der geliebte Mann auch noch offenbar nur deshalb so scharf auf sie hinüber, um sie zu entfernen und sich allein zu wissen mit Bona und über den empfangenen Brief mit ihm eine Scene zu haben — eine Scene!

Herr Maria, nichts ahnend als nur Gutes, äußerte: Hochwürden werden gewögentlichst in meinem Hause abs—teigen! Ich bitte! Ich bitte! Es ist der Befehl — wöllt' ich sögen der Wunsch Sr. Eminenz, daß Ew. Hochehrwürden bei mir wöhnen! Im sogenannten s—teinernen Hause, dicht an der Köthöbröle!

Der Dechant beherrschte sich nicht länger. Windhack bekam Befehl, Herrn Schnuphase, der es auch vollkommen einräumte, sich noch „im ungefrühs-tückten Zus-tönde" zu befinden, ein Déjeûner à la fourchette vorzusetzen. Frau von Gülpen durfte sich dem entscheidenden Blick, durfte sich dem Wunsche, der in diesem Moment aus den Augen des Dechanten machtgebietend sie traf, nicht widersetzen. Sie ging. Sie ging mit einem Blick auf Bonaventura, der diesen um aller Heiligen willen, die im und nicht im Kalender stehen, bat, den Dechanten zu schonen. Ach, und sie? Sie selbst? Sie war ja gewohnt „alles zu tragen!" Als sie noch Herrn Schnuphase's Diener und „gehörsömsten Befehle" und „unterthänigsten Bereitwilligkeiten", auch „die Oebsicht, den nähern Bescheid öbwörten zu wollen", unterbrechen

mußte und die Thür öffnete, die zum Corridor führte, und nun wieder mit Herrn Schnuphase zu complimentiren hatte, wer zuerst ginge, da warf sie einen Blick gen Himmel. Dieser war aus Kummer und doch schon wieder aus der seligsten Freude gemischt: Diese Bürden — wie sind sie alle so schwer und dennoch — wie wär' ich unglücklich, wollte sich jemand unterstehen, sie mir abzunehmen!

Jetzt waren Bonaventura und der Dechant allein.

Mein Sohn! rief der Greis mit der ganzen bisher zurückgehaltenen Kraft seiner Furcht und Aufregung, mein Sohn! Was ist das? Dabei warf er sich dem jungen Priester mit einer Leidenschaft, die dieser an ihm nie gekannt, an die Brust. Was kann, was soll dir beschieden sein! fuhr er fort. Auch dich wollen sie haben! Auch dich wollen sie in ihre Strudel ziehen! Wir gehen den trostlosesten Verwirrungen entgegen — o mein Sohn! Mein Sohn! Folge diesem Briefe nicht! Ich beschwöre dich! Widerstehe!

Wie kann ich? erwiderte Bonaventura und erinnerte den Greis an die allbekannte Stellung des Kaplans Michahelles. Dieser hatte einfach und kurz geschrieben: „Hochwürdigster Herr! Im Auftrage Sr. Eminenz soll ich Sie ersuchen, ihm binnen acht Tagen persönlich Ihre Aufwartung zu machen. Ihr hochachtend ergebenster Eduard Michahelles. Alles zur größern Ehre Gottes.“

Das Losungswort der Jesuiten! sagte der Dechant mit tiefster Erbitterung. Bona! Bona! — es würde den Rest meiner Tage verkürzen, wenn ich erleben müßte —

Theurer Onkel! unterbrach der Pfarrer und umarmte den Dechanten. Warum diese Sorgen! Man beruft mich zu irgendeinem harmlosen Auftrage! Der Kirchenfürst ist aus unserer Heimat gebürtig! Er kannte den Vater —

Sein Arm ist gewaltig, sein Wille stark — Bona! Es

ist mir, als säh' ich dich von mir geschieden! Geistig geschieden!

Ich werde prüfen und nur das Gute behalten!

Sie werden deine Liebe zur Religion mit einem neuen, dir fremdartigen, verfälschten Stoffe schüren! Sie werden dich in ihre Bahnen reißen, die Bahnen der Zerstörung, des Kampfes, der Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit, des Kampfes gegen das theure Vaterland! Ha! Priesterberuf! Die Kirche! Rom! Das werden die blendenden Formeln sein, die deine Ueberzeugungen binden, deinen Willen gefangen nehmen sollen — Bona!

Der junge Priester zuckte die Achseln und deutete auf den Brief.

Freilich! Du — mußt — folgen! sagte endlich der Dechant, aber mit fast erstickter Stimme. Sicut cadaver estote! Ihr sollt sein wie die Leichname! . . . Lebe wohl —

Beide gingen. Sie gingen noch erst zusammen. Der Dechant nahm schon jetzt Abschied von dem jungen Priester, den, wenn er wahr sein wollte, der Ruf des Kirchenfürsten in die außerordentlichste Aufregung versetzte, ja bis zur Begeisterung erhob. Um den Greis zu trösten, sagte er: Fiat lux in perpetuis!

Wie? blickte der Dechant auf und sah ihn auf dies Wort betroffen an. Es war die Losung der aus Italien gekommenen Aufforderung.

Ruhig und harmlos hielt Bonaventura des Greises Frage aus. Der Dechant sah, daß diese Worte nur durch einen Zufall gesprochen wurden.

Am Hause unten trennten sie sich.

Herrn Maria fesselten Windhack und das Frühstück.

Den Dechanten hielt noch eine Weile der nun auch noch angekommene froh scherzende und grüßende Napoleone Bianchi auf. Catone trug ein Bret voll Gipsabgüsse, frischt gefüllt, und unter den Heiligen stand ein Apollino, auch der Knabe mit dem Schwan,

auch Dannecker's Ariadne. Alle Jahre brachte Napoleone dem Dechanten irgendetwas, was seinen Geldbeutel in Contribution setzte und Frau von Gülpen neue Sorgen machte für die Unterbringung in den schon überfüllten Räumlichkeiten.

Der Dechant, gezwungen freundlich, beschied den alten Bekannten auf den Nachmittag und wandte sich zum Dom von St.-Zeno, während Bonaventura auf dem Wege zu dem Weinberg des Obersten bereits hinter den Bäumen verschwunden war.

11.

Inzwischen war Lucinde nicht müßig gewesen.

Das Billet der Frau von Gülpen hatte sie zwar eine Weile so niedergeschmettert, wie einst vor Jahren Serlo's Tod an jenem Abend, als sie in ihm den einzigen Menschen zu finden gehofft hatte, der mit der Fähigkeit, Trost zu geben, für sie noch auf der Welt vorhanden war. Eine Weile hatte sie sich gesagt: Du gehörst denn also wirklich zu den Unglücklichen, die keine Ruhe im Leben finden werden! Zu den Gezeichneten, vor denen alles flieht! Zu denen, die gehaßt werden, wo sie doch lieben, falsch erscheinen, wo sie sich doch voll Vertrauen hingeben! Zu den Unglücklichen, vor denen die Mütter ihre Kinder wegreißen, weil sie glauben, schon ihre freundliche Anrede thäte ihnen Leides, ihr Auge hätte den bösen Blick, der Verderben bringt! Zu den Unglücklichen, die, was sie auch im Leben beginnen, keinem etwas recht machen können, immer eine andere Absicht haben sollen, als sie aussprechen oder zeigen — ach! und denen wirklich auch die Natur, grausam genug, die Hand des Ungeschicks gegeben hat, daß sie fallen lassen, was sie angreifen, alles nur noch mehr verwirren, was sie lösen möchten!

Sie kämpfte jetzt zwischen zwei Rathgebern und Beiständen. Sollte sie sich an Bonaventura wenden oder an Beda Hunnius? Jener war noch gestern, auch vorgestern, so freundlich und gut

mit ihr gewesen. Ihr einziges Lebensziel, in dieses Priesters Nähe und Vertrauen, in seinem Abglanz zu leben, und wär' es als Magd, es war ihr wieder in so unmittelbare Nähe gerückt. Und doch auch Er! Wie war im Grunde seine Freundlichkeit so ablehnend, seine Höflichkeit so kalt! Ihr schien es geradezu seltsam, daß sich auch Bonaventura vor ihr fürchten konnte, fürchten als Verführerin zum Bruch seiner Gelübde! Bitter sagte sie sich: Daß diese Männer ewig nur das Eine in uns finden können —! Nur die Evanatur, die Schlange! Nie und nirgends etwas Anderes!

Nach einigen Stunden der Verzweiflung, des Zornes, der Hoffnung auf einen versöhnlichen Schritt vielleicht von Seiten des Dechanten oder von Seiten Bonaventura's, entschloß sie sich — da sie nun auch noch Bonaventura und den Dechanten das Haus verlassen sahe und nichts kam, sie zu befreien von ihrem Jammer, von ihrer Demüthigung, — die Hülfe Beda Hunnius' in Anspruch zu nehmen.

Ihr Zimmer zu verlassen wagte sie nicht — aus Scham, etwa Benno oder Hedemann zu begegnen — jeder Stein schien sie zu verhöhnen — jedes Baumblatt schien ein Mitleid mit ihr zu haben, das sie nur verletzte. Ja an Hunnius wollte sie schreiben. Geräthschaften dazu gab es in ihrem Koffer. Sie öffnete und legte alles Nöthige heraus.

Als sie geschrieben, hatte sie zwei Gelegenheiten, deren sie sich zur Abgabe des Briefes bedienen konnte. Die eine war Napoleone Bianchi, der sich vom Dechanten nicht ganz hatte abweisen lassen, sondern die Treppe hinaufstieg und nach Signora Schwarz fragte. Auch das mußte Frau von Gülpen hören und sehen! Der Ankauf schon einer Kunstsammlung im Hause! sagte sie, als sie den Italiener an die Thür verwies, wo man den Moses Michel Angelo's hatte kaufen wollen.

Lucinde begrüßte den Italiener gefaßt, lehnte den Ankauf nicht ab, gab für die Statue, was Napoleone verlangte. Dann ließ sie Porzia grüßen. Sie erfuhr richtig, daß Hedemann seiner Tochter gestern den Dienst erwies, den sie vorausgesetzt hatte. Auf ihren Glückwunsch zur „schönen Müllerin von Witoborn" machte Napoleone eines jener charakteristischen Zeichen, mit denen der Italiener dreierlei abwehrende Gedanken zu gleicher Zeit ausdrücken kann, sagte aber doch: Herr Hedemann wollte von Ihnen italienisch lernen!

Bitter lächelnd über die Zerstörung all dieser Hoffnungen, die sich für das Leben in Kocher so traulich angelassen hatten, überlegte sie, ob sie ihren Brief für die Stadtpfarrei durch Napoleone besorgen lassen sollte. Inzwischen fiel ihr Blick vom Fenster aus auf einen Ankömmling, der in den Wegen des Parkes sichtbar wurde, eine hohe, kräftige weibliche Gestalt, welche unverkennbar von gestern die Jüdin war. Sie trug auf dem einen Arm ein Kind, auf dem andern einen großen verdeckten Korb.

Rufen Sie mir jene Frau mit dem Korb und dem Kinde herauf! sagte sie zu dem Italiener, der sich gern dazu erbot und der aus ihrem Erstaunen nicht mehr herauskommenden und wie auf Wachtposten stehenden und lauschenden Frau von Gülpen die Mittheilung machen konnte, daß Lucinde ihm einen seiner werthvollsten Abgüsse abgekauft hatte. Frau von Gülpen mußte glauben, die Ausgewiesene wollte sich trotzdem hier häuslich einrichten.

Lucinde stand aber sinnend vor dem Gesetzgeber der Juden, dessen kolossale und markige Formen eher einem Hercules angehörten, wenn man nicht an den Propheten des „starken und eifrigen" Gottes denken wollte. Ist doch nicht jeder Priester nur ein Schatten! sagte sie. Nicht jeder nur ein kalter todter Begriff! Nicht jeder nur im Bienenstock die Drohne! Nicht jeder nur ein Mann, schimpflich genug, in langen Frauenkleidern!

Das paßte wie auf Moses so auf Beda Hunnius. Sie hatte den Brief, den sie an letztern geschrieben, noch einmal überlesen. Sie schilderte dem neuen Freunde ihr Misgeschick in der Dechanei und bat um seinen Beistand.

Als sie gesiegelt, klopfte es. Die Hasen-Jette trat ein. Auch ihr hatte Frau von Gülpen mit den Worten den Weg zur Mansardenstube gewiesen: Ich sehe, dort oben bekommt noch heute die ganze Stadt Audienz! Gehen Sie nur! Ich will doch sehen, was das für ein Ende nimmt!

Frau Henriette Lippschütz trat in gewählterer und minder phantastischer Kleidung ein, als sie diese Nacht anhatte. Am rechten Arm hielt sie einen mächtigen Korb voll frischgeschossenen wilden Geflügels, das auf einer Unterlage von zusammengerollten und gleichfalls verkäuflichen groben Scheuertüchern, Zwirngebinden, Bandrollen, Schwefelfäden, Feuerzeugen und dergleichen ruhte; auf der Linken trug sie einen Knaben von mindestens schon zwölf bis dreizehn Jahren.

Tragen Sie einen so großen Jungen noch auf dem Arm? fragte Lucinde.

Mein Davidchen! antwortete die Jüdin. Das Kind ist so schwach auf die Beine! Und weil nun die Tante Ley gestorben ist, fürchtet sich das Kind zu Hause! Wir wohnen gerade gegenüber dem Unglück! Komm, Davidchen, sitz dich auf das schöne Sopha da! Das Fräulein erlaubt es! Womit kann ich dienen?

Lucinde nahm Kleider und Wäsche vom Sopha, aber der große Knabe protestirte mit langgezogenem, weinerlichem Tone und hielt sich am Halse seiner Mutter fest.

Fürchtest dich doch nicht, Davidchen? Eine so schöne Dame! Hände wie Seide! Komm, Davidchen! Laß dich sitzen!

Nein! war die Antwort, weinerlich langgezogen und entschieden.

Und voll unendlichster Milde und Nachgiebigkeit sagte die große Frau: Willst du nicht, Davidchen? Nun, so gib dich nur! Ich will den Korb niederstellen! Womit kann ich dienen, Fräulein? Sie hielt unverwandt den schweren Knaben.

Ich hätte gern einen Brief von Ihnen in die Stadt besorgt — sagte Lucinde.

Die Frau nahm den Brief; aber David sagte: Ich — ich will ihn haben!

Willst ihn haben, mein Sohn? sagte die schwächste aller Mütter. Er kann nichts sehen Geschriebenes, er will's haben! Gelt, David, du gibst einen Gelehrten?

So schmeichelte sie dem David, nur damit er nicht den Brief zu tragen begehrte. Die kluge Frau sah bereits, daß das Fräulein den Brief nicht offen getragen wünschte. Zum Glück war David eitel und wollte noch gründlicher seine Kenntnisse leuchten lassen. Er zeigte auf den Korb und sagte:

Achetez quelque chôse, Mademoiselle! Nous avons des jolis objets à vendre!

Was hat er gesagt? Was hat er gesagt? rief die entzückte Mutter.

Lucinde übersetzte es und rühmte aufrichtig des Knaben Genie.

Der Onkel laßt ihn lernen alles zu Hause durch Maîtres! Das Kind ist so klug! Aber es kann nicht gehen in die Schule! Gleich ist es müde, wenn es ist gegangen eine halbe Stunde — es ist so schwach auf die Beine!

Also David kann gehen! sagte Lucinde voll Entrüstung über den großen Jungen, der sich tragen ließ.

Er studirt soviel! wiederholte die gute Mutter.

Aber wieder wollte David den Brief haben und die Adresse lesen. Er bekam ihn auch und übersetzte die Adresse gleich ins Französische.

Das Kind! sagte Frau Lippschütz. Nicht wahr, Fräulein, der Brief ist auf die Post?

Auf die Post? wiederholte Lucinde. Sagt' ich's denn noch nicht? Nein, liebe Frau! — sie gab ihr ein Geldstück — bringen Sie den Brief in die Stadtpfarrei —

Wohin? fiel die Frau mit einer sich verdüsternden Miene ein.

Zu Herrn Hunnius!

Hunnius —? sagte die Jüdin und während sie immer mehr in Verlegenheit gerieth, betrachtete David das Geldstück, das er der Mutter sogleich aus der Hand genommen hatte. Ein Frédéric d'argent! sagte er.

Was hat er gesagt?

Ich hätte Ihnen einen silbernen Friedrichsdor gegeben!

Ein Viergroschenstück ein silberner Friedrichsdor!

Doch erhob sich die Freude der Mutter nicht mehr zu dem frühern strahlenden Glanze über die Kenntnisse und den Witz ihres Kindes, sie zögerte und nahm Austand, das Billet in die Stadtpfarrei zu tragen. Fräulein! sagte sie. Ich muß Ihnen etwas sagen! Ich will schicken eines von den Kindern der armen Frau Ley! Es will auch kommen ein Herr, der Treudchen Ley möchte mitnehmen in die Stadt und will sich erkundigen nach ihr beim Herrn Stadtpfarrer! Ein Kind wie eine Prinzessin! Dabei die Arbeitsamkeit selbst!

Warum wollen Sie nicht selbst gehen?

Ich kann nicht gehen in die Klostergasse —

Liegt da die Stadtpfarrei?

Ich kann nicht gehen über die Schwelle der Stadtpfarrei —

Sind Sie so rechtgläubig?

Die Jüdin lehnte diese Auslegung ab —

Auch die Dechanei ist die Wohnung eines christlichen Geistlichen — sagte Lucinde.

Die Jüdin sah sich um, mit einer Miene, die offenbar so viel sagen wollte als: Hier, in diesem toleranten Hause empfind' ich nicht das, was mich in der Stadtpfarrei stören würde. Zugleich fiel erst jetzt ihr Auge, das sie unverwandt nur auf ihren David gerichtet hatte, auf das ansehnliche Gipsbild, das Lucinde auf eine Kommode gestellt. Gott! rief sie plötzlich. Wer ist der Mann?

Hercules, der Gott der Stärke! sagte David.

Nein — warf in steigender Aufregung seine Mutter ein —

Es ist Moses, euer Gesetzgeber! berichtigte Lucinde.

Hätte mir eins gesagt: Henriette, es ist dein Onkel, der Doctor Leo Perl — ich würde gesagt haben: Der Kopf! Der Blick! Das Auge, ja! Gott im Himmel, das war ein Mann — man hätte geglaubt, er zerschmeißt die Welt — und muß sich taufen! Tauft sich in der Stadtpfarrei! Hier in Kocher vor seiner ganzen Familie! Es war meiner Mutter Bruder! Und der Mann, gewesen wie ein Löwe, ist zusammengegangen wie ein Kind, wie wenn ich sagen wollte, der Moses da auf der Kommode geht zusammen wie mein David hier auf dem Arm!

In diese lebhafte Anschauung einer Phantasie, die das kleine Gipsbild doch im vollen lebensgroßen Bilde des Propheten sah, wiederholte mehrmals David mit kritischer Schärfe: Warum sitzt Moses?

Die Mutter, die wieder leicht im Stande gewesen wäre, zu erwidern: Auch er war schwach auf die Beine! hatte vor Trübheit ihrer Erinnerungen keinen Ausdruck der Bewunderung mehr über eine Frage, die schon Winckelmann beschäftigt hat, sondern hob den Korb in die Höhe, bat Lucinden, ihr die Thür zu öffnen und versprach, das Billet so pünktlich besorgen zu lassen, als wenn sie es dem Stadtpfarrer selbst überbracht hätte.

Als Lucinde allein war, entsann sie sich aus des Dechanten

gestriger Erzählung, daß Leo Perl von ihm sein Freund genannt worden und sogar der Geistliche gewesen sein sollte, der Bonaventura getauft hatte.

Es vergingen ihr jetzt zwei der peinlichsten Stunden ihres Lebens. Ungeduldig schritt sie auf und ab, las eine Weile, schrieb, schloß und öffnete das Fenster, sah bald nach dem kleinsten Geräusch, bald verschmähte sie es, ihre Aufmerksamkeit auf ein größeres zu richten. Wagen rollten an und ab. Aus der Ferne hörte sie die militärischen Uebungen — Trommeln und Schießen. Sie las in Serlo's Erinnerungen — in Hunnius' Saronsrosen — sie schrieb an Joseph Riggl, an den Vorsteher des orthopädischen Instituts — sie wußte noch nicht, ob sie dahin zurückkehren sollte. Sie zeichnete sich mit der Feder auf ein leeres Blatt Papier als Pilgerin mit Muschelhut und dem Wanderstabe — sie dachte alles Ernstes daran, ganz so in dieser Tracht hinauszuwandern in die Welt und die zu ärgern, die für ihre katholische Wiedergeburt so wenig Anerkennung hatten. Sie sagte sich: An der Schwelle der Peterskirche will ich sterben!

Die Hoffnung, daß plötzlich Bonaventura eintrat oder der Dechant oder Benno oder irgendwer, der eine Vermittelung versuchte, erfüllte sich nicht. Gegen Mittag erschien Windhack und bot ihr zu essen an. Er wollte ihr auch alles, was sie begehrte, auf ihr Zimmer bringen.

Sie schüttelte den Kopf und wandte ihm den Rücken.

Im Spiegel sah sie, daß sich der Alte zu verwundern schien über die gemüthliche und noch so wohnliche Ordnung des Zimmers, die keine Spur einer Zurüstung zur Abreise trug.

Das Gipsbild wird halt ein bissel schwer zu verpacken sein! sagte er, mit Erwartung, was auf diese ironische Andeutung würde erwidert werden.

Statt aller Antwort trat Lucinde an die Kommode, fuhr

mit der Hand über sie hinweg und warf die Figur hinunter, die dann in hundert Scherben im Zimmer lag.

Windhack schien sein Gefallen an dieser Kraftäußerung zu haben. Lächelnd sagte er: Wenn Ihnen das Zimmer zu dumpf ist, Fräulein, und Sie frische Luft schöpfen wollen, hier geht gleich die Treppe zu meiner Sternwarte hinauf!

Lucinde sah nicht hin, dankte aber mit einer stummen Kopfverbeugung. Sie fühlte es wohl, daß in diesen Worten eine Anerkennung lag.

Der Dechant drückt Ihnen sein Bedauern aus! fuhr Windhack fort. Er hat es eben erst jetzt nach seinem Ausgang erfahren! Er läßt Sie fragen, ob Sie noch etwas zu wünschen hätten?

Lucinde schüttelte den Kopf.

Herr von Asselyn, der Pfarrer, ist schon nach St.-Wolfgang zurück.

Lucinde hielt sich mit beiden Händen krampfhaft am Fensterbret fest und sah zitternd gen Himmel.

Ein Bote hat ihn so schnell nach der Residenz des Kirchenfürsten berufen. Man sagt, er wird dort in eine Stelle an den Dom kommen, die offen ist.

Sie lächelte bitter. Ihre Gedanken sprachen: Also empor zu Paula's Prophezeiung!

Fräulein! näherte sich Windhack vertraulicher. Sie erwarten einen Brief? sagte er.

Nun wandte sich Lucinde.

Frau von Gülpen, flüsterte er, läßt niemanden mehr zu Ihnen! Ich habe den Brief — den hab' ich halt dem Treudchen Ley abgenommen — aber heimlich — Sie wollte Ihnen auch für Ihre Theilnahme danken, sagte das liebe Kind zur Frau von Gülpen. Ich merkte gleich etwas. Frau von Gülpen meinte, des Nachts wäre noch keine ihrer Nichten so aus dem Hause ge-

laufen und wenn noch soviel Menschen in der Stadt im Sterben gelegen hätten. Sie würden abreisen! sagte sie. Und während mir das arme Kind dann vom Begräbniß der Mutter erzählte und von einem prächtigen Dienst, den sie bekommen soll, ließ ich mir halt heimlich von ihr den Brief zustecken —

Dann sich umsehend, wie wenn Frau von Gülpen an der Thür lauschen könnte, gab ihr Windhack das Billet und entfernte sich, um dem Verdacht zu entgehen, als wenn er sich auch noch „mit der Person auf Gesprächen betreffen ließe".

Es war die Antwort des Stadtpfarrers. Lucinde erbrach und las: „Meine Hochverehrteste! Ich bin aufs tiefschmerzlichste berührt von einer solchen Ihnen widerfahrenen Behandlung! Kaum eine Freundschaft gewonnen, wie die Ihrige, und schon die persönliche Nähe preisgeben müssen! Aber zu erwarten war dieses schnelle Ende! Ihr Geist, Ihr Feuer, Ihre Bekenntnißtreue und — die Dechanei!" ... Sie nickte, ganz jetzt übereinstimmend. „Hier an Ort und Stelle!" fuhr sie zu lesen fort, „wüßt' ich im Augenblick leider keine Gelegenheit, Sie zu fesseln! Ohnehin ist vor Ihnen als vor einer Emissärin gewarnt worden! Auch meines Bleibens ist hier ja wol schwerlich noch allzu lange! An dem Dom in der Residenz des Kirchenfürsten ist eine Stelle offen, für welche ich gegründete Aussicht habe, daß ich durch den Ihnen bekannt gewordenen Freund und Briefsteller designirt bin ..." Lucinde unterbrach sich mit einem bittern Lächeln, als wollte sie sagen: Armer Thor! Diese Stelle ist schon für Bonaventura von Asselyn bestimmt und wird die Staffel werden zu seinem künftigen Bisthum. Und nun schon im Uebermaß ihrer Eifersucht, zerstreut durch den Gedanken, wie die alte Renate jetzt in St.-Wolfgang packen und aufbrechen und mitreisen würde, auch durch die Furcht erregt, jetzt wol gar Klingsohr und Bonaventura zusammentreffen zu sehen — fuhr sie zu lesen

fort: „Eine Anknüpfung ist vielleicht für Sie durch einen Mann möglich, den ich stündlich von der Residenz des Kirchenfürsten erwarte, einen vielvermögenden Herrn Schnuphase. Er hat, wie er hieher geschrieben, den Auftrag, daselbst für ein vornehmes, überaus reiches und einflußreiches Haus eine Gesellschafterin zu suchen, die gewisser Conflicte wegen mit besonderer Vorsicht gewählt werden muß —" Lucinde las diese Stelle noch einmal — Der plötzliche Gedanke, in die Nähe Bonaventura's und Klingsohr's verpflanzt werden zu können, ließ sie vor Aufregung den übrigen Inhalt nur noch überfliegen — „Das erste christliche Handelshaus daselbst ist das Piter Kattendyk'sche und wenn Sie vielleicht geneigt sein könnten, bei Frau Commerzienräthin Walpurgis Kattendyk —" „Postscriptum. Soeben kommt Herr Schnuphase am Hause vorgefahren! Der Vorschlag ist gemacht, erwogen, angenommen! Sie können, wenn Sie wollen, Herrn Schnuphase sofort begleiten und noch heute mit ihm in die Residenz des Kirchenfürsten reisen, wo Sie nach dem, was ich von Ihnen erzählt habe, im Kattendyk'schen Hause, zu einer der glänzendsten Stellungen, mit offenen Armen werden aufgenommen werden!" Lucinde mußte jetzt vor Aufregung, Glückseligkeit und dem triumphirenden Gefühl der Genugthuung und doch wieder auch vor Furcht, alles das — und was mehr, als die Hoffnung, in Bonaventura's Nähe weilen zu dürfen! — würde doch wieder scheitern, den Brief eine Weile aus der Hand legen.

Dann aber las sie den Schluß: „Sie können sich aber auch, wenn Sie vielleicht — und zu meiner höchsten Freude — noch einige Tage hier im «Riesen» wohnen bleiben wollen, einer spätern Gelegenheit bedienen! Derselbe vortrefflichste Herr Schnuphase kehrt in einigen Tagen wieder zurück, um dann auch vielleicht die ihm von mir empfohlene bedauernswerthe Waise, Ger-

trud Ley, abzuholen, die er in einer nicht minder respectabeln Stellung unterzubringen hofft, wie er sagt, bei einer verwitweten Frau Hauptmännin von Buschbeck —"

Das Papier entfiel Lucindens Händen. Was? rief sie laut vor sich hin und nahm den Brief wieder auf und las die Worte noch einmal. Es war wirklich dieser Name, wirklich war es Treudchen Ley, die diese ihr so wohlbekannte Stellung antreten sollte —

„Das Mädchen", las sie zitternd weiter, „niedergebeugt von ihrem Verlust, überbringt Ihnen diese Zeilen selbst; zugleich will sie Ihnen aber auch ihre Freude ausdrücken, mit Ihnen vielleicht gemeinschaftlich die Reise machen zu können. Wäre nicht das Begräbniß ihrer Mutter noch abzuwarten, sie ginge schon heute."

Zur Hauptmännin von Buschbeck? Die noch lebt? In der Residenz des Kirchenfürsten lebt? Zur Schwester meiner — zweiten Peinigerin? Hat diese vielleicht von Treudchen Ley den Namen ihrer Herrschaft gehört? Ist dieser nächtliche Drache, der ganz von derselben gespenstischen und gewissensscheuen Art ist, wol gar verbündet mit dieser Schwester, die jetzt, wie man ja fast glauben möchte, von den Frommen protegirt wird, sie, der zufolge nicht Gott, sondern der Satan die Welt regiert —?

So schossen ihre Gedanken dahin. Zuletzt konnte sie kaum glauben, daß die gemeinte Frau Hauptmännin von Buschbeck die ihrige war. Bei alledem überflog sie nur noch kurz die fast zärtlichen Schlußversicherungen der Hochachtung und Ergebenheit, mit denen Beda Hunnius seinen Brief geschlossen hatte, warf ihren Shawl um, setzte den Hut auf und eilte die Stiege hinunter, um, unbemerkt von allem, was sie im Hause etwa aufhalten, etwa anstaunen, etwa anreden konnte, hinüber in die Stadt zu eilen, wo sie, im Uebermaß ihrer neuen und glücklich-

sten Hoffnungen, in der Pfarrei erwartete entweder Aufklärungen zu vernehmen oder deren vorsorglichst selbst zu geben, sollte ein ihr lieb gewordenes junges Mädchen, das sie kannte, in Gefahren gerathen.

Ihr Herz war vielleicht nicht mehr gut, aber auch nicht ganz böse —

Sie war das, was ein starker Bildner aus ihr hätte machen können, und ihre — Klugheit bewies sie darin, daß sie hinter Schnuphase's Diplomatie nicht zurückstehen wollte. Dieser hatte offenbar verschwiegen, daß für die vacante Domstelle Bonaventura bestimmt war. Sie unterließ es, Beda Hunnius zu reizen und ihm etwas mitzutheilen, was er vielleicht nur zu früh erfuhr.

12.

Benno, Hedemann, Thiebold de Jonge — wo weilen die, die uns hoffentlich ein wenig lieb geworden sind oder die es mit der Zeit wenigstens noch zu werden hoffen?

Ihrer habhaft zu werden ist nicht möglich.

Wohl aber tauchen sie mit dem, was uns an ihnen interessiren dürfte, bei einem ersten Blick auf, den wir noch zuletzt — acht Tage mögen verstrichen sein — auf die vielgerühmte Residenz des Kirchenfürsten selbst werfen wollen.

Da liegt sie vor uns! Die königliche Stadt! Die gewaltige Jungfrau, die bei festlichen Gelegenheiten, gemalt oder aus übergipsten Draperien geformt, den Genius derselben vorstellt, ziert mit Recht die majestätische Mauerkrone!

Kein gebietender Herrscherwille schuf dieses Chaos von Thürmen, Kirchen, Kapellen, Klöstern, Giebeldächern, Rath- und Kaufhäusern, Waarenhallen, Hafenspeichern, Schiffsmasten, jetzt auch von dampfenden und funkensprühenden Feuerschloten! Was im Abendglühen von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne des ersten Septembertags da erleuchtet und von der matten Scheibe ihres Stellvertreters an der Wächterzinne des Himmels mit sanft bläulichem Lichte angedämmert vor uns liegt, schuf sich im Laufe zweier Jahrtausende durch die Umstände selbst! Hier stieß der Römer seine Lanze in den Boden und baute statt wind-

bewegter Zelte Castelle, wie uralte Cyklopenarbeit. Hier stampften die Rosse Karl's des Großen, wenn sie vom Marsch aus den Thälern von Roncesvall ruhten und rasteten und den Wittekindsschlachten auf jenseitigem Ufer entgegenschnaubten. Hier fing sich, Schiffssegel blähend und den Handel der Welt belebend, Nordsturm, vom eisigen Island brausend, Ostwind, der aus der Levante wehte und den Weg an den Ufern Spaniens, Frankreichs und Hollands entlang die Waaren nehmen ließ, welche sonst über Venedig kommend nur Augsburg und Frankfurt bereichert hatten. Hier drängte und trieb und stieß die Zeit die Zeit vorwärts, die Sitte die Sitte, die Meinung die Meinung. Was übrig geblieben von Zeit und Sitte und Meinung, das ergänzt die Ordnung und Civilisation der Gegenwart — ja sie ergänzt sogar die Ruinen und baut mit künstlichem Glauben aus, was ein natürlicher unvollendet ließ.

Es ist neun Uhr Abends. Noch einmal schlagen all diese Kirchthurmglocken zusammen, wie wetteifernd mit den Trommeln in den Kasernen, mit dem Signalhorn vor den Wachthäusern. Es ist die Stunde, wo die Müden zur Ruhe gehen sollten — eine arbeitende, fleißige und gewinnsüchtige Stadt wird früher müde, als eine Stadt nur des Luxus und Genusses. Und doch gibt auch diese sinnlichbewegte und lebenssichere Stadt dem Gesetz der Natur nicht nach. Noch wogen die Menschen auf und ab. Noch lustwandeln sie auf einer die Ufer des großen Stromes verbindenden Schiffbrücke, die wie von Fischbein sich biegt unter jedem Roß und Wagen. Noch stehen Liebende, in träumerischem Plaudern, gelehnt über die Brüstung und sprechen von zukünftigem Glück, das nur zu oft dem Golde gleicht, das eben da der Mond auf den Fluten schwimmen läßt. In den Schenken kämpft die Rebe und der Saft der Gerste um den Sieg. Das christliche Opium, die Cigarre, secundirt beiden Parteien, bis die Kämpfer — vielleicht vorläufig auf beiden Seiten unterliegen —

Hat sich denn, du alte Römerstadt, im Zechen und Reden und Singen dein deutsches Gemüth endlich genug gethan? Endlich sich ausdebattirt und auspolitisirt? Sattgetrunken an ungegohrenem Zeitungsmost und zu Essig gewordenen oder schon mit Schimmel bestandenen Gemeinplätzen? Hat ausgeklingelt und ausgeklüngelt die Schellenkappe? Verdampfen die lebendigen Rauchmaschinen in den Straßen und erklingen endlich nur noch die letzten guten oder schlechten Geckenwitze? Eine Gute Nacht! hüben und drüben. Alles endlich still, falls nicht noch irgendwo ein Mitglied der mehreren hochberühmten Gesangvereine der Stadt ein Tenorsolo probirt bei offenem Fenster — die musikliebende Stadt ist stolz auf ihre Leistungen im Quartett; niemand wird den Sänger parodiren, eine Katze vielleicht ausgenommen.

Halten wir aber am sogenannten Heiligenpütz still, überschreiten links den Aschenkötter, lassen rechts den Treckkamp liegen und bleiben endlich vor einem mit zwei hellen Gaslaternen geschmückten, jüngst erst mit graugrüner Oelfarbe bestrichenen stattlichen Gebäude. Das untere Stockwerk ist mit Eisengittern geschützt. Steinerne Kegel, die mit Ketten verbunden sind, halten profanum vulgus, die Welt, die ohne Wechsel oder Anweisung nur etwa aus purer Neugier in die Comptoire blicken könnte, zurück. Irgendein Schild, irgendeine Firma ist nicht ersichtlich. Wer hier die blitzende Messingklingel zieht, weiß, daß in diesem mächtigen Hause mit seinen weit hinaus sich erstreckenden Hintergebäuden, die auf den Heiligenpütz, den Aschenkötter und den Treckkamp noch ihre eigenen Thorwege hinaus haben, das erste „christliche" Geschäft der Stadt, die Firma „Kattendyk und Söhne" waltet.

Oeffnet man uns dann, so steckt ein Portier den Kopf aus einem Kellerfenster des Thorwegs. Man kennt uns? Passirt! Wir finden zurecht. Ein Glasverschlag trennt das Treppen-

haus von der Region der untern Stockwerke; unten waltet nur das Geschäft. Man läßt die mit Blech belegten Eichenthüren und die mit Eisenstangen verschlossenen untern Comptoire liegen und steigt erst drei kleine Stufen höher. Hier wieder eine Klingel. Die Glasthür öffnet sich. Jetzt erst schreitet man auf Teppichen in den ersten Stock.

Gewiß ist es ein behagliches Gefühl, sich Abends gegen zehn Uhr in einem Haufen todter Steine, während schon ringsum alles zu schlummern scheint, einen kleinen stillen Winkel zu denken, wo im Winter und selbst in den ersten Herbsttagen schon die Flamme des Kamins noch nicht erloschen ist, ein gelblicher Schein von einer durch einen bunten Schirm gedämpften Lampenglaskugel die Teppiche auf dem Fußboden und auf dem Tische erhellt, einen Winkel, wo sich noch ein kleiner Kreis von Menschen um ein Piano versammelt hat oder um ein Buch, das vorgelesen wird, oder um einen geistvollen Redner oder eine gemüthvolle Frau, die heiter anzuregen versteht. Einem Einzigen, Unverbesserlichen vielleicht wurde gegen zehn Uhr von der Hausfrau gestattet, dicht am Kaminrand mit Discretion eine Cigarre zu rauchen; zwei junge Damen schneiden eine Zeichnung aus; einige junge Herren sind über eine neue Oper in Streit gerathen; gelöst wird der Kampf von einem nicht fehlenden, den Abend beschließenden kleinen Stegreif-Souper. Geht man dann gegen elf Uhr von dannen, so trägt jedes mit sich hinaus das Gefühl, das uns zuweilen wol noch erstens in eine geöffnete Restauration führen kann, um auf magenverderbende Majonaisen ein gutes Beefsteak, ein Seidel Bier zu „setzen", aber auch zweitens jenes Gefühl, daß wir denn doch im Grunde ein Dasein leben, unabhängig von Holz und Stein und Stundenschlag und Nachtwächterhorn, und daß wir mit schönen Seelen noch schön empfinden können und unsere Leidenschaften zügeln oder wenigstens sie an-

ständig verbergen sollen und aufgehen in einer schönen harmonischen Weltordnung, aus der wir uns nur langsam zurückfinden in diese „schnöde Welt" — vielleicht erst durch die Mahnung eines vergessenen Hausschlüssels.

Bis elf Uhr mag diese behagliche Erinnerung im allgemeinen auch auf eine Gesellschaft gepaßt haben, an der wir diesmal im ersten Stock des Kattendyk'schen Hauses vorübergehen. Um diese Zeit saßen bei Frau Commerzienräthin Walpurgis Kattendyk gewiß noch ihre Töchter, die verheiratheten und die unverheiratheten, ihre Schwiegersöhne, der berühmte Procurator Dominicus Nück, Benno's Principal, der „Vordenker" und Agitator der Lande hüben und drüben, soweit hier in lateinischer Zunge gebetet wird, vielleicht auch noch ein anderer Procurator, der Procuraführer des Hauses, Ernst Delring, der zweite Schwiegersohn; vielleicht auch der Beichtvater der Commerzienräthin, Domherr Martinus Taube; auch ihr Rathgeber in leiblichen Angelegenheiten, Medicinalrath Goldfinger; vielleicht sogar, da die nahe gelegene, bedenklich bedrohte Universität Ferien hat, dessen Sohn, der Professor extraordinarius Guido Goldfinger, der um die jüngste Tochter des Hauses freit; auf alle Fälle fehlt der dritte und sogar lustige Rathgeber des Hauses, Ignaz Pötzl nicht, ein ehemaliger Schauspieler und Sänger, der das Gnadenbrot im Hause mit Anekdoten und fröhlichertragenem Gehänseltwerden lohnt — und was sich sonst an Parasiten und Hausfreunden und allerlei menschlichen Schooshündchen um eine reiche, anregungsbedürftige Kaufmannsfrau, die unter der Last, sich und andern wohlzuthun, oft zusammenbricht, täglich zu versammeln pflegte — Auch eine neue Mehrung der Gesellschaft fehlte ohne Zweifel nicht — — Lucinde Schwarz.

Belauschen wir aber heute keinen der hier ausgestoßenen Seufzer über die Zeit, die neuesten pariser Moden und die Leiden der

Kirche, keine Klagen über den Aufschwung der jüdischen Häuser, keine Vermuthungen über die Besetzung des erledigten Domvicariats, keine Bewunderung vor einem neuen Zeitungsartikel oder einer neuen Selbstdemüthigung des berühmten, allbesprochenen Mönches Sebastus, auch keine stille Vergleichung der glänzenden Berichte Jean Baptiste Maria Schnuphase's über die seit einigen Tagen aus Kocher am Fall angekommene neue Gesellschafterin mit ihrem wirklichen Benehmen, mit ihrer so sittsamen, fast stummen Haltung, ihrem täglich zweimaligen Kirchgang und einem so tief, tief demuthsvoll niedergeschlagenen Blick, daß man schon anfängt, über eine so unerwartete Einfachheit und „fast zu weit gehende“ Anspruchslosigkeit einer doch äußerlich so auffallenden und überraschend schönen Erscheinung staunend — den Kopf zu schütteln —

Steigen wir einen Stock höher. Hier wohnen zunächst der Procuraführer Ernst Delring und seine Gattin Hendrika, geborene Kattendyk; nach hinten hinaus Piter Kattendyk, ihr Bruder, der einzige Sohn der verwitweten Frau Commerzienräthin. Piter hat nach hinten auch noch den ersten Stock in Beschlag — beide waren durch eine niedliche Wendeltreppe verbunden —

Wir finden auch bei Herrn Delring schon alles dunkel. Dagegen sind bei Piter noch der erste Stock, der zweite und die Wendeltreppe zugleich erleuchtet. Piter Kattendyk hatte wieder einmal einen seiner glücklichsten Momente. Umgeben ist er nicht nur von seinen „guten“, sondern heute sogar von seinen „besten“ Freunden und sie zechen und sie schmausen und sie jubeln — ganz im üblichen Tone der alten frommen Römerstadt. Die Bowle steht auf dem Tisch, die kunstvoll geschliffene, rosenrothe Krystallbowle. Sie ist gefüllt mit einem nach allen trinkwissenschaftlichen Gesetzen der Vereinigten Staaten Nordamerikas gebrauten Sherrypunsch. An den drei vor Cigarrendampf etwas

matt brennenden Glaskugeln, an den Anekdoten, deren zwei Drittheile aus dem „Humoristen in der Westentasche“ entlehnt sind, an der Fülle von bei alledem wiehernd belachten „Witzen“, an gewissen Thatsachen, die man vorher immer als etwas „auf Ehre zu Verbürgendes“ und mit einem Schneddeređeng der glaubwürdigsten Versicherung Anzupreisendes verkündigte und nachher denn doch allen touchirenden Zweifeln preisgab, merkt man, daß man sich hier, unter den Jünglingen mit den malerischsten Bärten und den halbgelösten bunten Halsbinden, unter der kaufmännischen Aristokratie der Stadt befand. Alle führen sie Namen, vor denen Tausende ihrer Mitbürger selbst im Traume den Hut abziehen.

Ja wie hängt auch hier alles am Wink ihrer Augen! Zwar trennt eine große Glasthür diese höchst respectabeln jungen Herren der Schöpfung von einem im Vorgemach eingeschlummerten Diener in Livree; die alte Kathrine jedoch unten in der Küche der Mutter, sie wacht noch. Sie hat zwar einer heute erst neu zugezogenen Kammerjungfer der Frau Hendrika Delring wie dem Kutscher und dem ersten Hausknecht gesagt: Na, ich denke wol, um ein Uhr kann ich zur Ruhe gehen! Der junge Herr Thiebold de Jonge sind zugegen! Da blasen sie blos Trompete! Zur Trompete brauchen sie blos manchmal ein bischen mehr Arak und die Arakflasche hat Herr Piter ja immer selbst bei der Hand! — Aber sie würde selbst nach Ein Uhr noch nicht zu Bett gegangen sein.

Thiebold de Jonge war erst gestern von seinem kurzen Kriegsfeldzuge zu Kocher am Fall und einer damit verknüpft gewesenen kleinen Reise zurückgekehrt. Bei drei Tagen hatte man die Uebungen zur allgemeinen Wehrtüchtigkeit bewenden lassen. Das „Blasen der Trompete“ war von Seiten Kathrinens keine Anspielung auf die Montur Thiebold's, in der dieser Abschied genommen

hatte von Freund Piter, als er mit von Enckefuß per Extrapost abreiste — (Freund Benno von Asselyn wollte in „einem Anfall seines gewöhnlichen todtschlägerischen Humors" zu Fuß gehen. Die andern Genossen waren noch militärfrei und hatten sich vorläufig durch „zu schwache Brust" von dem Waffendienst ledig gemacht, was jedoch nicht hinderte, daß sie soeben die Arie: „Von Romeo's Rächerarmen" — die Schröder-Devrient hatte vor kurzem erst in der Stadt gastirt — mit einem Effect sangen, ja die Worte: „Soll sich kein Gott erbarmen!" so hervorhoben, daß das ganze Haus bis in die hintersten Waarenmagazine erzitterte) — Die Trompete entsprach einer andern Ideenverbindung —

Auch Clemens Timpe (Timpe's sel. Erben, Commission und Spedition) war in der Union gewesen, hatte „Seewasser gekostet" wie Thiebold de Jonge — wenn auch nicht wie dieser sogar das Naß amerikanischer Wasserfälle — Clemens Timpe sprach nie von einem Whip oder Brandygrog oder sonst einer pikanten höhern Alkoholvergiftung, die in Boston oder Neu-Orleans von ihm in Erfahrung gebracht worden, ohne die „Sherrypunschbrauerei" des canadischen Holzflößers Thiebold de Jonge zum Gegenstand einer Discussion zu machen, wobei der vom Wasserfall zu St.-Moritz Gerettete und leidenschaftliche Schwärmer für Armgart von Hülleshoven, die Tochter „seines zweiten Vaters", wie er den Obersten nannte, meist, wie sonst nicht seine Art war, unterlag. Heute saßen Piter und die Freunde um die Arakflasche, wie die Indianer, nicht jedoch „gierig nach flüssigen Feuerfluten"; sie suchten die Kühle; nach einer kurzen Discussion, ob Whip — ob Brandygrog — ob kalten Sherrypunsch! saßen sie bei letzterm, gereiht um einen glänzenden Mahagonitisch, die Linke cigarrenbewaffnet, in der Rechten lange Maccaronistengel, durch die sie den Sherrypunsch

schlürften — eine Trinkmethode, die Thiebold de Jonge hier zu Lande eingeführt hatte. Man durfte sie allerdings dann adoptiren, wenn, wie z. B. heute, es galt, einen von Rostbeef à l'Anglaise, Salmen à la Hollandaise, Rebhühnerpastete à la Kathrine Fenchelmeyer — Kathrine unten in der Küche der Mutter Commerzienräthin hieß Fenchelmeyer und war außer in Rebhuhnpastete auch „groß" in Fischsaucen — und von dem dazu nöthigen Rhein-, Mosel-, Bordeaux-, Burgunder- und Portwein überhitzten Gaumen allmählich linde und lieblich wieder abzukühlen.

Der „junge Herr" (zu Ehren der uralten Firma und bei der Tendenz der Neuzeit wieder zurück zur alten Zeit Piter genannt) Piter Kattendyk war einer der „famosesten" jungen Gentlemen der stolzen Handels-, Gewerbs- und Kirchenstadt. Er hatte heute die Absicht, um vier Uhr Morgens, wenn die von Paris kommende Briefpost sich eines Stückchens Eisenbahn bediente, das am jenseitigen Ufer einige Meilen, damals nur erst versuchsweise, hinein ins Land ging, sich mit dieser Reisebeförderung in die Gegend von Witoborn zu begeben, wo ihn Dominicus Nück, sein Schwager, zu einem schleunigst arrangirten Güterankauf benutzen wollte — „Benutzen"? Ihn? Wenn Piter dies wirklich von Nück zu mehreren Domherren und besonders zum Secretär des Kirchenfürsten, Eduard Michahelles, gebrauchte Wort in Erfahrung gebracht hätte! Ihn „benutzen"! Schon „vorschieben" hätte ihn beleidigt! Piter'n, dem jetzt alles daran lag zu beweisen, daß sein Schwager Ernst Delring, der Procuraführer und bisherige Chef, vor seinem Genie sich in Acht zu nehmen hätte, seitdem er, der „junge Herr", von Reisen zurückgekommen war! Unserm Piter lag, als er die Zustimmung zu dieser Reise nach Witoborn gab, nur an einem Beweise seiner seltenen Einsichten und seines Geschmacks für eine *neue Reisetoilette*, in der er sich bereits reisefertig befand, theils ganz schottisch, theils

halb schottisch. Piter wollte in diesem malerischen Costüme Wälder und Felder und Mühlen kaufen, für welche Dominicus Nück dann vielleicht wieder einen Abkäufer wußte, vielleicht das Domcapitel selbst — eine Differenzsumme, erstens für das Haus Kattendyk und Söhne und zweitens für Dominicus Nück, blieb dabei schon übrig — kurz einen irgend ähnlichen Zweck gab es zu einer Reise, um derentwillen die zu einem letzten „Satz" von Piter entbotenen Freunde so spät noch bei ihm blieben, ja sogar gewillt waren, im Anfall einer beim Sherrypunsch „zu allem fähigen" Romantik, ihm gegen vier Uhr Morgens das Geleit auf den provisorischen Bahnhof zu geben.

Auf den Untergang aller Schnell-, Fahr- und Malleposten, ja Extraposten nicht ausgenommen! rief Joseph Moppes (Joseph Moppes sen., Weingeschäft) und begleitete diese eigenthümlich betonten Worte mit einem anzüglichen Blicke auf Thiebold de Jonge, der heute der einzige nicht recht in die allgemeine „ungeheure Heiterkeit" Miteinstimmende war.

Thiebold ließ es ruhig geschehen, daß Gebhard Schmitz (A. und G. Schmitz, Stahl-, Eisenwaaren und Hüttenbetrieb) auf seine Kosten denen, die noch nichts davon wußten, die „kolossale Idee" des Hausknechts im Riesen zu Kocher am Fall erzählte, der die sich selber ölenden neuen englischen Patentachsen am „väterlicherseits geborgt gewesenen" Landau Thiebold de Jonge's abgedreht und mit Wagenschmiere verdorben hatte.

Gerade so wie Henneschen, rief nachträglich in den lachenden Chorus Gebhard Schmitz hinein, wenn er die Lackstiefeln seines Herrn mit Wichse tractirt!

Thiebold saß ruhig mit aufgestemmten Armen und senkte den Kopf auf eine „Trompete", auf den Maccaronistengel herab, den er mit aller Ruhe wie zu einer „stillen Musik" der Seele, ja wie ein Schäfer Arkadiens seine Flöte, blies und dabei vielleicht

über die Theorie des Stechhebers oder des Luftdrucks oder sonst „etwas Höheres und Wissenschaftliches“ nachgrübelte. Thiebold war eine etwas zum Embonpoint neigende, aber hoch und schön aufgeschossene blonde Natur, frisch und rund in seinen angenehmen Gesichtszügen, von einem schöngepflegten, ins Goldgelbe spielenden Barte, in allem zu männlichstem Effect bestimmt, nur zu lebhaft, zu sehr ein Vorsprecher, Anekdotenerzähler, heute jedoch fast „tiefsinnig“, wie ihm Piter vorwarf, und sogar bei Tische, wo sich Thiebold das Tranchiren — Aufschneiden, wie seine Freunde sagten — niemals nehmen ließ, von einer Apathie, die einige — freilich spottweise — für die Nachwehen seines hier schon zum Amusement gewordenen Sturzes in den St.-Moritz, andere für den untrüglichen Beweis hielten, daß Thiebold „einmal wieder“ verliebt wäre. Letzteres „einmal wieder“ war eine Verleumdung, da er seit dem ersten Besuch des Pensionats der Englischen Fräulein von Lindenwerth für keine andere weibliche Erscheinung der Welt mehr Sinn hatte, als für Armgart von Hülleshoven.

„Schwing dich auf, Frau Nachtigall!“ intonirte Joseph Moppes, der einen klangvollen ersten Tenor für die berühmten Chor-Quartette der Vaterstadt commandirte. Er that dies schon zum zweiten mal, um Thiebold de Jonge in die allgemeine Heiterkeit mit hinüberzuziehen.

Die Eisenbahnen waren noch so neu und die sämmtlichen „Häuser“ dieses jungen mercantilischen Vollbluts so an den Actien derselben interessirt, daß das Gespräch von den Patentachsen des vom Hausknecht im Riesen halbwegs verdorbenen Landau sogleich auf diese selbst überging und einstimmig vereinigte man sich mit einem hohen und außerordentlichen Ernste in dem beinahe paradoxen Satze, daß denn doch allerdings die Eisenbahnen „eine merkwürdige Erfindung des menschlichen Verstandes“ und „jedenfalls ein Fortschritt“ wären. Thiebold, der

niemals sonst zu lange schweigen konnte und heute wirklich wie von einem entschiedenen „Weltschmerz" ergriffen schien, ließ sogar aus dem Sherrypunschglase die wie ein Unkenton hervortönende Bemerkung fallen: Der Generalpostmeister hat aber erklärt, mit den Eisenbahnen höre die so nothwendige Ueberwachung der demagogischen Umtriebe auf!

Gewisse englische Groans oder ironische Beifallsspenden hatten die Freunde schon für mehrere heute Abend gefallene Aeußerungen in Bereitschaft gehabt. Sie brachen auch jetzt über diese de Jonge'sche Aeußerung und sogar mit einem Trommeln auf Tisch und Fußboden aus.

Im Staatsrath, fuhr Clemens Timpe alles Ernstes fort, ist wahrhaftig die Majorität — nein wirklich, hört doch! — die Majorität noch schwankend, ob die Eisenbahnen überhaupt weiter zugelassen werden sollen. Und Joseph Moppes fiel ein: Weiter, als wir uns hier schon wieder infolge unserer unverbesserlichen „Nachäffungssucht" herausgenommen haben!

Wie hierauf die Worte: „Eine jute jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes!" passen und von der ganzen Gesellschaft mit einer jener jubelnden Zustimmungen, die man gewöhnlich „Hohngelächter der Hölle" nennt, aufgenommen werden konnten, wird niemand begreifen. Und dennoch hatte damit Weigenand Maus (Maus & Compagnie, Droguerie- und Farbwaaren) nur sagen wollen: Was läßt sich von unsern Ghibellinen anderes erwarten! Man setzte vom socialen Standpunkte aus die Anklagen fort, die Bennrath von Neunhofen auf der Conferenz des Beda Hunnius vom kirchlichen erhoben hatte. Man begann durcheinander Mir und Mich zu verwechseln, schilderte den Appetit der Offiziere und Beamten bei dem letzten Diner ihrer Väter, machte dem immer schweigsamer werdenden und in völligem Nichtvertheidigungszustande befindlichen Thiebold de Jonge Vorwürfe über seine Reise

mit Herrn von Enckefuß und bestätigte den separatistischen Geist, auf den damals und später die Thiers, Odilon-Barrots und Bonapartes rechneten, wenn sie von einem ohne Schwertstreich leicht zu erobernden linken Rheinufer sprachen.

Man durfte erwarten, daß jetzt endlich Thiebold auffuhr und sich die Voraussetzung einer „Freundschaft" mit von Enckefuß verbat. Aber auch jetzt noch schwieg er und zuckte nur mitleidig die Achseln. Es schien, als wäre seine Landau-Reise nach Kocher am Fall bereits von ihm vergessen und Joseph Moppes hatte sehr Recht oder bekam es wenigstens durch allgemeine Zustimmung, als er gegen Thiebold den Vorwurf aussprach, daß er erst mit so großem Jubel zu den Uebungen abgegangen wäre und jetzt in solcher Laune zurückkehre. Und als dann Thiebold brummend diese Uebungen für das Langweiligste von der Welt erklärt hatte, sagte Joseph Moppes zu allgemeiner Billigung: Merkwürdig, de Jonge! Immer ist bei Ihnen gleich alles entweder „Supra" oder „unterm Nachtwächter"!

Letzterer hatte inzwischen schon längst die zwölfte Stunde gerufen und die zahllosen Thurmuhren der frommen Stadt hatten diese Angabe in allen Tonarten bestätigt. Die Elasticität der sieben Freunde ließ darum nicht nach. Auch Thiebold bekam eine erhöhtere Stimmung, d. h. negativ, bis zum offenbaren „Sein oder Nichtsein" à la Hamlet. Er fuhr sich in seinen schönen blonden Scheitel, zupfte am Barte, schlug zuweilen das Glas auf den Tisch und hatte eine Welt voll Zorn und Aufregung und Schmerz und doch dabei wieder auch, schien es, von Lust und Freude in der Brust. Er hätte sich jetzt offenbar, wie es bei Goethe heißt, „mit einem Poeten associiren" mögen, um seine Empfindungen ebenso con amore auszusprechen, wie sein volles, gutes, der reinsten Liebe und Dankbarkeit fähiges Herz

sie fühlte, nicht wie sie Joseph Moppes, der heute, da Thiebold pausirte, die Oberhand hatte, parodirte.

Merkwürdig aber bei alledem die Glückseligkeit Piter's! Piter braute nur bald mit Sherry, bald mit Arak an der Bowle, schenkte die Gläser voll, lächelte nur und genoß das Glück, sechs solche Freunde zu haben. Piter schwieg einmal! Piter, der nicht ertragen konnte, daß sein Schwager Ernst Delring fünf Worte sagte, die er nicht sofort durchkreuzte mit seinem täglichen, ja stündlichen: „Hören Sie 'mal, Delring, ich bin nicht mehr derjenige, welcher —"! Nämlich auch Piter war blond, hatte aber nicht die Fülle und Kraft des Haares wie sein Freund Thiebold de Jonge. Ebenso schlank war er, wenn auch schmächtiger. Sein Kinn und seine Lippen waren dünnbärtig. Kaum dreiundzwanzig Jahre alt, hatte Piter schon das Leben gewissermaßen „hinter sich", ohne doch darum die Energie des Willens und einen seltenen Ehrgeiz verloren zu haben. Seit einiger Zeit war er von „Bildungsreisen" nach dem Auslande zurückgekehrt. Nun nahm er, als einziger Sohn der verwitweten Frau Commerzienräthin, an dem großen Geschäfte theil und das in einem Grade, der ihn mit seiner ganzen Familie in Conflicte brachte. Piter glaubte die vollkommenste Berechtigung zu haben, sich für keine gewöhnliche Natur zu halten. Vorurtheilsvolle Menschen mochten vielleicht sagen: Dieser einzige Sohn wurde nach dem frühen Tode Piter Noë Kattendyk's von der Mutter wie ein Prinz erzogen! Während sie in die Bäder und nach Rom und Paris reiste, wurde Piter durch Beispiel und Erziehung zu einer unglaublichen Meinung von sich selbst gesteigert! Piter selbst „sah aber gar nicht ein", warum er von sich gering denken sollte. Er schwieg nur unter Freunden, wie sie jetzt bei ihm Sherrypunsch tranken; sonst führte er das große Wort und hatte schon als neunzehnjähriger junger Mann, der eben von der Handelsschule

gekommen, wie ein Principal die Hände in den Beinkleidertaschen stecken und hielt jedem Gespräche Stand über Oper, Ballet, Freihandel und Statistik der Ein- und Ausfuhr. Widerspruch duldete er sonst, jetzt nicht mehr, am wenigsten von Menschen, die ihm durch Bande des Bluts verbunden waren und dadurch etwa ihrerseits die Berechtigung gewonnen zu haben glaubten, ihn als großen Charakter nicht im mindesten anzuerkennen. Den einzigen Sohn schonte nur die Mutter. Glich er doch so ganz ihrem Seligen, für den sie jetzt noch nach zehn Jahren so viel Messen lesen ließ, als wenn der Gute wegen seines Titels als Commerzienrath und seiner Orden, die ihm beide leider Protestanten gegeben hatten, immer noch an der Pforte des Paradieses uneingelassen umherirren müßte. Merkwürdig dabei, daß Piter mit seinen blauen Augen, seinem fast unsichtbaren Bärtchen um Lippe und Kinn und Wange eigentlich kein durchaus schlechtes Herz hatte. Er hatte Anfälle von Gemüth. Für einen sogenannten „guten Freund“ konnte er sich im wörtlichsten Sinne *todtschlagen lassen*; wie oft hatte es nicht schon einen nächtlichen *Zusammenstoß* mit den Spießen der Nachtwächter, ja sogar mit den Gewehrkolben der Schildwachen deshalb gegeben! So streng er im Comptoir war und sich die Miene geben konnte, als müßten Bücher, die dreißig Jahre gestimmt hatten, jetzt einmal von einer Commission verpflichteter Buchhalter oder von ihm allein in einer „stillen Abendstunde“ gründlichst revidirt werden, so nachlässig behandelte er die Contocorrenten etwaiger Anleihen der Freunde, die mit ihm Sherrypunsch tranken. Wer Piter's Verstand anerkannte, konnte bei ihm über alles gebieten. Wer aber zuweilen an seinem Verstande zweifelte, was seine Schwäger, seine Schwestern und die ältern Buchhalter mehr wie gerne thaten, hatte einen geschworenen Feind an ihm. Wie Piter von sich selbst dachte, bewies er eines Abends in einem Cirkel

seiner Mutter, wo er bei Gelegenheit der damals eben wieder aufgekommenen Phrenologie sagte: „Die Phrenologie hat an mir die Zeichen des sanguinisch-nervösen Temperaments entdeckt! In erschreckendem Grade findet sich an meinem Schädel (er sah dabei auf seinen Schwager Delring) die Anlage der gegenständlichen Auffassung! Sehr groß ist (er blickte auf seine Schwestern) mein Zerstörungssinn! Selbstachtung aber und nur (nun sah er, jedoch etwas liebevoller, auf seine hochgespannte fromme Mutter) ein bischen Neigung zum Wunderbaren mildert diese gefährliche Anlage! Gering ist indessen (die Mutter zuckte schon wieder zusammen und entsetzte sich über den Blick, den Piter auf einige der Domherren warf), gering ist mein Verehrungssinn! Schwach, ganz schwach ist meine Anhänglichkeit (die Mutter, außer sich über ihre Täuschung, protestirte mit Thränen) und am wenigsten ausgebildet ist mein sogenannter Ingenieursinn! Aus letzterm muß ich schließen, daß ich nie eine Vorliebe für große Bauten haben werde!“ Diese Bemerkung war die allerbitterste. Sie ging auf eine Summe von 10000 Thalern, welche die Mutter zum Ausbau eines vaterstädtischen berühmten großen Domes verwilligt hatte. Denn an sich hatte Piter im Gegentheil das ganze altbewährte Haus seiner Aeltern neuerdings fast umgerissen, Treppen gebaut, wo früher keine waren, Alkoven zerstört, Säle geschaffen und vorzugsweise seine Schwester Hendrika Delring so in der langgewohnten Existenz ihres zweiten Stockes beeinträchtigt, daß diese Aermste, wie sie sagte, sich vor dem Bruder kaum rücken und rühren konnte, von dem Lärm seiner nächtlichen Orgien zu schweigen. Nur die Besonnenheit ihres Gatten hielt sie von äußersten Schritten zurück, die niemanden hätten wunder nehmen können, da die vortreffliche Frau nach zehnjähriger kinderloser (gemischter) Ehe Mutter zu werden in nächster Hoffnung hatte.

In Piter's Freundeskreise aber schlug es jetzt im Durcheinander der Debatten, vorzugsweise über Westenstoffe und Cigarren und durchreisende Sängerinnen, bereits halb zwei Uhr. Und wer hätte nun nicht schon in einem Sylvesterkreise das neue Jahr abgewartet und die Entdeckung gemacht, daß dreißig Minuten vor „des Jahres letzter Stunde" der lebendigste Humor zur Erkenntniß kommen kann, ob er sich im Abwarten des neuen Jahres nicht vielleicht zu viel zugemuthet hat? Der Punsch ist in der Terrine kalt geworden, der Witz erschöpft sich schon in Leberreimen und zwei- und dreisilbigen Charaden; immer müder werden die Augen, immer langsamer schleichen die Minuten, die noch bis zur allgemeinen Umarmung und kußbesiegelten Beglückwünschung hin zu verleben sind. Wer dann nicht im Stande ist ans Klavier zu springen und einen elektrisirenden Tanz *zu spielen*, erlebt, daß einer um den andern das große *Unternehmen*, den letzten Stundenschlag des Jahres abzuwarten, aufgibt und in aller Stille davonschleicht, vielleicht mit einem das ganze Jahr zusammenfassenden Trinkgeld an die gratulirende Bedienung.

Um ein Viertel auf vier Uhr hatten die Freunde zwei Wagen zu erwarten, die unten im Hofe auf die Minute angespannt sein sollten. Es war auch ganz bestimmt vorauszusehen, daß sie alle noch etwa eine Stunde auf den Divans ringsum schlafen und tüchtig schnarchen würden; aber zwischen ein und zwei Uhr zeigte sich davon noch keine Spur. Fehlte auch die lebhafte Mittheilung des auf Spott jetzt sogar verdrießlich werdenden und den Kopf aufstützenden Thiebold de Jonge, stockten die Zungen schon und mußten sogar die sonst ganz „ungentilen" Anspielungen auf die einzelnen Geschäftsbranchen, wie: „Sie sind auf dem Holzwege!" zu dem Holzhändler Thiebold, oder „Schenken Sie reinen Wein ein!" zu dem Weinhändler Moppes, durch die Vermittelung der andern gütlich beigelegt werden, so fehlte es doch immer noch

an Stoff der Unterhaltung nicht; es gab zwei Themata, die in diesem Kreise endlos variirt werden konnten — die Juden und die Frauen.

Erstere hatten sich in kurzer Zeit hier bedeutend emporgeschwungen. Eine nicht zu entfernte Verwandtschaft der Hasen-Jette, die Fulds, rechnete man zu den dreifachen Millionären und wenigstens im Wechselgeschäft hatten die Brüder Moritz Fuld und Bernhard Fuld alle überflügelt. Sie hatten Comptoire in Paris, Brüssel und Amsterdam, machten ein großes Haus, hatten eine Besitzung im Enneper Thal gekauft, dort eine Villa, sogar eine Kirche erbaut. Es konnte zunächst keinen anziehendern Stoff geben, der hier besprochen wurde, als das Haus Fuld und Söhne, und im Verlauf dieser Mittheilungen, die indessen eine Kette nur von Spott und Misgunst waren, wurde auch Thiebold de Jonge lebendiger und erregter.

Gebhard Schmitz und Joseph Moppes hatten zwei Kunstfertigkeiten, die miteinander wetteiferten. Dieser intonirte die anziehendsten Lieder, jener war ein Dialektkünstler. Ob sächsisch oder berlinisch oder frankfurtisch oder im Volkston der eigenen Vaterstadt, war ihm gleich. Er ahmte jede Mundart nach, so weit die deutsche Zunge geht. Vorzugsweise war ihm das Jüdeln geläufig. Er erzählte von Juden nie anders als im allerrauhsten Kehltone. Und wenn er von Spinoza hätte sprechen — können, Gebhard Schmitz würde dessen Philosophie vorgetragen haben wie die eines Hausirers, der von seinen Masematten spricht.

Von einem der Fulds, zwei in den pariser Börsencoulissen und Salons gebildeten, höchst eleganten, weltgeschliffenen jungen Männern, die auf einer Jagd in Homburg oder Baden-Baden sich neben jedem deutschen Standesherrn sehen lassen konnten, erzählte er: Bin ich doch gekommen heute Abend auf den Domplatz und habe gesehen ... Gottswunder ... Was hab' ich ge-

sehen! Ist gekommen Herr Fuld und Söhne junior, der Moritz! Ist er gekommen mit dem neuen rothen Bändchen im Knopfloch! Hat er doch gekriegt den Orden von der ehrlichen Legion in Paris!

Die Unterbrechungen der Zustimmung verstanden sich an den schlagenden Stellen von selbst.

Sieht der Ritter Moritz sich um und wird fragen: Wo ist hier die Fabrik von die Wachslichter und Lebkuchen und heiligen Oblaten? Herr Schmitz! Können Sie mir nicht sagen: Wo ist wohnhaft Herr Jean Baptiste Maria „Schnuphöse" aus Hildesheim mit die elegönte s—pitze Vatermörders?

Diese Variation gestattete eine neue Zustimmung. Sie war eine andere Tonart der Gebhard Schmitz'schen Redekunst, die ein Unisono von ähnlich betonten Worten hervorrief.

Gebhard Schmitz fuhr fort: Gut! Höb' ich ihm gezeigt den Löden von Herrn „Möriö" und hab' mir gemacht doch auch ein Geschäft bei die Fräuleins, um zu hören, was der Ritter von Louis Philipp's ehrliche Leut hat für neue Masematten! ... Gut! *Wie wir eintreten*, frag' ich die Fräuleins —

Unisono des Chorus: Evö! Apöllönia!

Ob sie nicht hätten ein schönes ges—ticktes Taufstüchelchen mit bröbönter S—pitzen, das ich wollte schenken nach Bilk uf die Hütte von meinem Tate, wo zwei bilkener Jüden sind gekommen uf den Einfall sich zu taufen! Sagt der Herr Ritter von die französische Ehrlichkeit zu mir: Main, Herr Schmitz! Sie wollen kaufen so feinen „Böttist", um zu waschen zwei bilkener Jüden rein von's Judenthum? Da will ich Sie recommandiren die geistliche Stickerei da oben in dem fünften Carton rechts, seh' ich, Litera B, wo angeschrieben steht mit lateinische Buchstaben: „Taufstügelchen" — Tügelchen mit 'nem G, Herr Schmitz!

Neue Unterbrechung über die Orthographie Eva's und Apollonia's Schnuphase.

Aber der Ritter der ehrlichen Legion . . . wird er doch sagen: Hat mein Bruder nicht gestern gekauft hier ein Altarbecken und drei neue Meßgewandkleider, meine Damen? . . . Ja, Herr Fuld! . . . Nun, so werden die Fräulein haben die Güte mir noch zu geben zwei Dutzend von die stärksten Wachslichter fürs heilige Hochamt! . . . Sag' ich: Herr Fuld! Wie heußt Hochamt? . . . Alles, Herr Schmitz, für die neue Kirche zum Geschenk, wo mein Bruder hat bauen lassen oben bei Lindenwerth und Drusenheim im Enneper Thale! Und zu die Fräuleins sagt er: Wissen Sie, Fräulein, die Kerzen, wo Herr Levi, der Gemeindevorstand, hat gekauft neulich fürs Tabernakel in unsre Synagoge . . . Die aufgeklärte? frag' ich. Die neue, Herr Fuld, wo soviel Licht in die schönen Fenster fällt? . . . Nein, Herr Schmitz, sagt er, in die dunkle! Gerade so wie wir gebaut haben unsre Kirche in Drusenheim auch nur noch ins alte Byzantinische!

Durch den Jubel der Freunde hindurch fuhr mit gesteigerter Stimme Gebhard Schmitz fort: Herr Schmitz! Sie wird eingeweiht am neunten October, dem Tag vom heiligen Dionysius, wissen Sie dem, dem die Römer haben abgehauen den Kopf und der noch ist gegangen ich weiß nicht wie viel Meilen zu Fuß und mit dem Kopf unterm Arm! . . . (Neuer Sturm des Jubels trotz der Rechtgläubigkeit) Ist es denn wahr, Herr Ritter, frag' ich, daß Ihr Herr Bruder in Paris von seinem Freund Louis Philipp und aus dem seiner Kapelle von St.-Denis um 10000 Francs hat angekauft einen heiligen Zehen von St.-Denis und will ihn lassen einmauern in dem Altar, wo Sie haben gebaut in Drusenheim die neue Kirche im Basiliskenstil?

Basiliskenstil! . . . wiederholte der des Dombaus wegen im Architektonischen gut bewanderte Chorus.

In dem Augenblick ist aber gekommen eine Chaise vorm Wöchslichterlöden und Fräulein Apöllönia hat gerufen: Ach, Herr Fuld! Ach Herr Schmitz! — bitte um Entschuldigung, wir bekommen soeben —! und ein schöner schlanker Herr Köplön ist eingetreten in den Löden, frisch von der Reise angekommen und soll wöhnen bei Herrn Schnuphöse ... Und was wird mein Ritter thun von der ehrlichen Legion? Gleich als wollt' er haben Ablaß auf hundert Jahre für die byzantinische Kirche, hat er Hochwürden eingeladen, auch zu sehen, was gebaut hat sein Bruder Bernhard Fuld zu Drusenheim neben die neue Villa und hat gezogen sein Portefeuille und hat gegeben dem fremden Priester gleich die Visitenkarte: Monsieur Monsieur Moritz Fuld —

Der ganze Chorus fiel hier mit den donnernd betonten Worten ein: A Paris! à Paris! Man weiß schon!

Diese für unsere Leser sicher ganz unverständliche und dennoch allgemein bejubelte Pointe der Erzählung krönte dieselbe für die jungen Männer wie das letzte Schlagwort eines Epigramms. Die Worte: „Man weiß schon!" knüpften sich an die allbekannte Anekdote, der zufolge der aus Kocher am Fall einst arm hier angekommene und durch Kriegslieferungen emporgestiegene alte Vater der Gebrüder Fuld jemanden, der ihn bei seinen öftern Reisen nach Paris um seine dortige genauere Adresse gefragt, mit schmunzelndem Stolze geantwortet haben sollte: „Schreiben Sie blos getrost und einfach meinen Namen: A Musje Musje Fuld à Paris! Man weiß schon!"

Auch auf Thiebold de Jonge war die Wirkung dieser Erzählung eine in der Hauptsache aufregende, doch im andern Sinne als bei den Freunden. Nicht daß er Gebhard Schmitz gesagt hätte: Aber Sie lügen ja ganz erschrecklich, Schmitz! Moritz und Bernhard Fuld sind zwei höchst gebildete und sehr taktvolle Männer, über die wir uns nur deshalb ärgern, weil sie geradezu

einen Aufschwung nehmen, der uns alle verdunkelt —! Auch er stand unter den Vorurtheilen seiner Geburt und seines Standes. Aber sowol die Thatsache, daß diesen Abend wahrscheinlich Bonaventura von Asselyn angekommen war, wie die Erwähnung Drusenheims, das dem Aufenthalte Armgart's auf Büchsenschußweite gegenüberlag, ließen ihn kaum zur Besinnung kommen. Er sprang auf, lief im Zimmer hin und her und überhörte gänzlich, daß Weigenand Maus unter allgemeinster Zustimmung beantragte, eine Caricatur anfertigen zu lassen, um „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" das zeitgemäß modernste Thema: Juden bauen den Christen Gotteshäuser! zu verspotten. Ein stillerer und sanfterer unter den Freunden, Alois Effingh (Effingh & Cie., Bankgeschäft), übernahm die Ausführung durch einen vertrauten Freund, der das Talent besaß mit der Feder gleich auf Stein zu zeichnen.

Hieß der Geistliche nicht Herr von Asselyn? fragte Thiebold de Jonge.

Ich glaube, ja . . . antwortete Gebhard Schmitz, ganz verloren in die Caricatur und nur noch weitere Details gebend.

Ein Vetter Benno's von Asselyn! sagte Thiebold und erwähnte einen Namen, den alle kannten, der aber nicht zu diesem Kreise gehörte.

Nächsten Sonntag Partie nach Drusenheim! rief jetzt Clemens Timpe.

Bewunderung der Villa —

Der Kirche —

Der „Taufstügelchen" —

Wir laden Evö und Apöllönia ein —

Nein! unterbrach Joseph Moppes. Achtung vor Thiebold de Jonge! Auf Lindenwerth „Da blüht eine Blume so hold, so hold" —

Auf Lindenwerth? rief der Chorus.

Ja, de Jonge! unterbrach den Singenden Gebhard Schmitz. Ich war im Stifte bei meiner Schwester! Wahrhaftig! Ich bin sonst in Geschmackssachen — auf Ehre — aber die Tochter Ihres Lebensretters —

Die Lebensretterstochter —! rief der Chorus.

Kapitaler Geschmack! Auf Taille! näselte jetzt nun wieder Schmitz im ghibellinischen Lieutenantston —

Moppes, der nun auch an die Reihe kommen wollte, sang: „Und schöner als in dieser Rose" —

A la bonne heure! Eigentlich noch ein Backfisch, aber künftige „Jöttin"! fuhr Schmitz fort und — „Hebe stieg in sanfter Feier" — sang Moppes. Schwarz und braun sind ihre Augen — „Maikäferlein, was fliegst du auf?"

Zähne — reizend! Zwei Zähne — man sieht sie immer —

Man sieht sie immer? rief der Chorus —

„Um das Rhinoceros zu sehen" — declamirte sogar Weigenand Maus.

Thiebold erwachte aus seinem Brüten wie ein Löwe und *schüttelte seine* goldene Mähne. Genug! rief er mit donnernder Stimme.

Aber

> Singvögelein singet,
> Singvögelein schwinget
> Stolz sich in den Himmel hinein!

antwortete Moppes.

Der Streit wurde durch Gebhard Schmitz beigelegt. Letzterer blieb bei seiner Bewunderung Armgart's, nannte sie das Entzücken des ganzen Pensionats und ließ „wirklich" etwas Höheres gelten als seine Dialektkunst und seinen pariser „Gibus" zum Einklappen, den er eben suchte.

Es blieb bei der Caricatur und bei der sonntäglichen Partie. Ruhende Gruppen bildeten sich. Der eine lag, von der Caricatur

sprechend, da, der andere, von der Liebe überhaupt, dort. Man flüsterte. Man hatte jetzt Geheimnisse, ja es senkte sich über die wüste Atmosphäre mancher reinere Sonnenstrahl. Selbst Piter ließ endlich von der Arakflasche und erzählte mit gedämpfter Stimme von einigen wunderbaren neuen weiblichen Bekanntschaften, besonders einer — er sprach ganz leise nur ins Ohr zu Gebhard Schmitz. Joseph Moppes, der hören wollte und nichts verstand, parodirte: „Mir auch war ein Leben aufgegangen!“ Folgen können wir diesen Gesprächen nicht. Sie enthielten zu viel von dem, was, wenn Männer zwischen zwei und drei Uhr Morgens von Frauen sprechen — die Nacht „bedeckt mit Grauen“.

Endlich aber wurde alles still. Die am lautesten gesprochen hatten, schnarchten schon. Auch Piter im schottischen Reisecostüm schlummerte und lächelte und sein etwas stumpfes Näschen schien im Traume eine ganze Jakobsleiter voll Seligkeiten zu balanciren. Nur Thiebold de Jonge, der auf einem Sopha ausgestreckt lag, das Haupt aufgestützt, sah nach der Uhr und war in wenig Minuten der einzige, der wach geblieben.

Er gedachte seines Freundes Benno. Benno's, der, wie dieser sich einmal ausgedrückt hatte, den „lateinischen Stolz“ besaß, sich in einer Soll und Haben-Sphäre dieser Art nicht heimisch zu fühlen, ja die geschilderte geradezu vermied. Thiebold, in seiner Art ein Schwärmer, betete bei alledem Benno an. Nur hatte er sich wieder einmal mit ihm gezankt und zwar empfindlich; er hatte sogar den ersten bedeutendern Zwiespalt mit ihm. Nicht um Armgart's willen. Von Benno's Empfindungen für Armgart hatte Thiebold bei dessen in allen Dingen bewahrter kalter Außenseite keine Ahnung. Wohl aber war der Vorfall an dem Tage, wo Hedemann im Wirthshause an der Landstraße die Begegnung gehabt hatte mit Herrn von Enckefuß, für beide zum Gegenstand des ersten längern Misverständnisses geworden.

Benno und Thiebold waren Schulfreunde, die sich in spätern Jahren aus dem Auge verloren hatten. Sie fanden sich wieder, als Benno sich bei einer zufälligen Begegnung über das gerade besprochene Abenteuer in Canada dahin äußern konnte, daß ihm wenn auch nicht Ulrich von Hülleshoven, doch Hedemann seit frühester Kindheit wohlbekannt, ja sozusagen sein Nährvater und Erzieher war, solange bis der Dechant ihn ganz in seine Nähe nahm und ihn in der der Residenz des Kirchenfürsten nahe gelegenen Universität auf Schulen schickte. Das Band der Freundschaft mußte sich enger und enger um beide schlingen, als es sich herausstellte, daß Thiebold's Charakter die Hingebung selbst war. Nach wenig Monaten schon konnte er nicht mehr ohne Benno leben, nichts mehr ohne ihn unternehmen. Alles, was dieser sagte oder that, war für ihn, sogar in Gegenwart anderer, ein Evangelium. Trotz allerdings mancher und fast stündlicher Reibung umschlang seine enthusiastische Natur doch Benno wie der Epheu den festen Stamm.

Die Reise nach Kocher am Fall mit Extrapost entsprach Thiebold's Verhältnissen und galt eigentlich der Huldigung Benno's und den Verwandten desselben in Kocher. Da aber Benno allein und über Lindenwerth und St.-Wolfgang und sogar zu Fuß gehen zu wollen erklärt hatte (in seinem Charakter lagen solche schroffe Ablehnungen des liebevollsten Entgegenkommens), so hatte von dieser bequemen Reisegelegenheit nur der Assessor von Enckefuß den Gewinn. Dies war nur eine oberflächliche Bekanntschaft beider Freunde. Sie hätte sich jetzt fester knüpfen können. Gab das Zusammenreisen dazu die beste Gelegenheit, so wurde jede weitere Beziehung wenigstens für Thiebold unmöglich durch die Scene mit Hedemann und Porzia Bianchi.

Lucinde hatte sich an jenem Abend, als sie im „Riesen“ ein Gelag in dem Geschmack, wie eben geschildert, voraussetzte,

nur in Betreff einiger Theilnehmer geirrt. Benno fehlte und Thiebold. Beide saßen beim Obersten auf seinem Weinberge. Sie saßen mürrisch und sogar ohne Entschluß, auch nur auf die Dechanei zu gehen. Benno hatte an einem Souper im Riesen theilnehmen wollen; Thiebold erklärte, mit Herrn von Enckefuß nichts mehr gemein zu haben. Hedemann ist ein Narr! hatte Benno in seiner kurzen Weise erwidert und darüber entspannen sich dann Wortgefechte, die bald einen ernstern Charakter annahmen. Sie endeten damit, daß Thiebold das ganze, eigentlich ihm doch so unendlich süße und nothwendige Joch seiner Abhängigkeit von Benno abschüttelte und ihm Dinge sagte, die sich selbst unter den besten Freunden nach vierundzwanzig Stunden nicht sogleich wieder zurücknehmen lassen. Asselyn, hatte er gesagt, Sie sind ein Mensch, dem seine Philosophie noch das Herz im Leibe ausdörren wird! Ich bemitleide Sie, wenn Sie sich Ihren Dominicus Rück zum Muster genommen haben, diesen armseligen Menschen, der eine Million besitzt und Sonntags die Sackträger beneidet, die vorm Thore bei einem Glase des schandbarsten Krätzers Kegel schieben! Schämen Sie sich mit Ihrer sündhaften Gleichgültigkeit für Gott und die Welt! Sie erzählen von einem Zauberweib, mit dem Sie hierher gereist sind, und wollen nicht in die Dechanei zurück, nur um sie nicht wiederzusehen! Von einem Engel in Menschengestalt, einem Mondscheinelfen, unserer Armgart, wissen Sie nichts, als daß sie ihrem Vater ein paar Hosenträger stickt! Diese Porzia Bianchi ist Ihnen nicht viel mehr als eine Landstreicherin, und Hedemann's Neigung finden Sie geradezu lächerlich, obschon Sie doch wissen, daß der Oberst sowol als er Naturen sind, welche die Spreu vom Weizen zu unterscheiden wissen! Ja, als — Müller! wird Ihre ewige Ironie einwerfen; aber nach Ihnen müßte der Friede in dem Hause der Hülleshoven und Ubbelohdes einfach nur durch die Polizei ver-

mittelt werden! Sehen Sie zu, wie weit Sie mit diesem Sibirien in Ihrem Herzen kommen werden! Gerade solchen Naturen, denen alles gleichgültig ist, solchen, die in der ganzen Welt nichts, aber auch gar nichts als Schein und Dummheit sehen, denen wird zuletzt so heiß unter den Sohlen, so fegfeuermäßig schwül hier schon auf Erden zu Muthe, daß sie sich wie der Skorpion, den man auf Kohlen setzt, zuletzt selbst umbringen!

Freund, Sie haben wahrscheinlich in der letzten Nacht, wo Sie nicht schlafen konnten, Seume's „Spaziergang nach Syrakus" gelesen? — Das war alles, was Benno geantwortet. Dennoch trafen die Worte Thiebold's ihn tiefer, als er sich den Schein gegeben. Er war zu stolz, um zu entgegnen: Sage mir, wie ich in die Welt gekommen bin, und du wirst sehen, ich kann auch die Welt lieb haben! Vertändelte er schon sonst den Ernst seines Lebensunmuthes, so jetzt auch seine innerlichste Zustimmung zu diesem ungewohnt starken Ausbruch allerdings vielfach schon benutzter Freundschaftsrechte. Gerade dadurch, daß er dennoch zu Enckefuß hielt, bewies er, wie sehr er sich getroffen fühlte. Vor Hedemann rechtfertigte er sich im Vertrauen: Lieber Alter, mögen Sie mit dem Enckefuß haben, was Sie wollen, der Sohn hat mir gestanden, daß sein Vater wegen seiner Finanzen in Verzweiflung ist — wie kann ich ihm meinen Beistand entziehen! Hedemann hatte dieser Antwort auch zugestimmt und sie natürlich gefunden. Seitdem die Italiener in Kocher angekommen waren und ihren gewohnten stark aufdringlichen Handel trieben, schien er von der ersten Hitze seines Antheils etwas zurückgekommen.

Eine weitere Erörterung und gründliche Aussöhnung zwischen Thiebold und Benno hatte in Kocher selbst nicht mehr stattgefunden. Major von Pritzelwitz benutzte die ihm nur verwilligten drei Tage, um seine kleine Armee in einen schlagfertigen

Zustand zu versetzen, unter anderm ihr auch durch tüchtigstes Sporengeben dergleichen „Mucken" der Gesinnung zu vertreiben, wie sie hier zu Lande üblich sind, wo man an Carnevalstagen den Kaiser Napoleon, seine Marschälle und seine alte Garde in öffentlichen Aufzügen copirt. Moppes, Timpe, Schmitz, selbst Weigenand Maus waren nicht selten schon zu Pferde mit Mamluken einhergeritten und hatten sich mit allem Pomp so in Orden und Stickereien gefallen, als wenn sie die Schlachten bei Jena und Eylau gewonnen hätten.

Auch Benno's bester Absicht, den Streit in der Dechanei beizulegen und Lucinden in sie zurückzuführen, ließ sich nicht der Nachdruck seiner gewohnten Handlungsweise geben. Diese fuhr mit Herrn Schnuphase schon am andern Tage in ihre neue Lebensstellung.

Dann war auch Thiebold am Morgen des vierten Tages in Kocher plötzlich verschwunden. Er hatte an Benno ein einfaches Billet zurückgelassen, worin er sagte, es würde ihm Vergnügen machen, wenn er mit dem Assessor von Enckefuß seinen Landau benutzen wollte; er selbst wäre in Flößereigeschäften erst mit der Post, dann mit dem Dampfboot auf einige Tage nach Mainz gegangen.

Seit heute Abend erst war er von dorther zurück, jetzt bedeutend abgekühlt. In Lindenwerth hatte er Halt gemacht und sich mit den Empfindungen eines Toggenburg einige Stunden am vielberühmten Hlüneneck aufgehalten. Nach dem Fenster des Saales, in dem Armgart wohnte, hatte er das Angesicht gerichtet, solange die letzten Strahlen der Sonne es vergoldeten. Da er keine Verwandte im Pensionat hatte, wurden ihm die Besuche von den gestrengen Englischen Fräulein nicht gestattet.

Nun lag er hier, im Ohr die wüsten Scherze seiner „Freunde" — vorgenießend schon die von ihm mit leidenschaftlicher Zustim-

mung ergriffene Sonntagspartie nach Drusenheim, wo eine Begegnung mit Armgart nicht unmöglich war — sonst aber aufgelöst in Reue und Scham und unendlichster — Sehnsucht nach Benno.

Und vielleicht wäre dennoch auch über ihn der Schlummer gekommen, wenn nun nicht plötzlich im Hofe Wagenrasseln und das mahnende Knallen zweier Peitschen hörbar geworden wäre. Er sprang auf und wäre fast gefallen, da die Lampen ausgegangen waren. Er orientirte sich und weckte Piter, der im Concert der ringsum Schnarchenden eine hervorragende Solostimme übernommen hatte. Piter war eingeschlafen mit den vertraulichsten Geständnissen, die er in das Ohr seines Freundes Gebhard Schmitz geflüstert hatte über zwei wunderbare Frauenerscheinungen, die plötzlich durch „einen höllisch vernünftigen" Gedanken seiner Angehörigen ganz dicht in seine Nähe verpflanzt waren; doch weniger von Mamsell Lucinde Schwarz war er entzückt — „obgleich auch diese" — Und in diesen Haarspaltungen seines Geschmacks war er selig eingeschlummert.

Nun, von Thiebold de Jonge aufgerüttelt, fuhr er empor. So groß auch immer sein Vertrauen zu sich selbst war und so sehr er sich vorgenommen hatte, sich in seiner ganzen künftigen Haltung im Leben einen wenn nicht großartigen, doch eigenthümlichen und merkwürdigen Charakter zu geben, so geschah ihm doch immer, daß sein erstes Erwachen von irgendeiner der vielen, nicht blos durch den natürlichen Schlaf verursachten Besinnungslosigkeiten regelmäßig eine geringfügige Vorstellung über die gerade obwaltende Situation begleitete, der dann die völlig decontenancirte Miene entsprach. So auch heute. Der erste Gedanke, als ihn Thiebold aufrüttelte, war an das Fünfuhraufstehen in der Handelsschule gerichtet. Bald aber besann er sich auf sein gegenwärtiges Alter und seine Stellung im Leben und in diesem

Hause und rief donnernd den Joseph im Vorzimmer wach, ihn in den Hof jagend, und taumelte, seliger Rückerinnerungen voll, eine niedergebrannte Kerze in der Hand, die luftige, zierliche neue Wendeltreppe, das Product seines ihm nur für den Ausbau des Domes seiner Vaterstadt mangelnden Ingenieursinnes, empor.

Er mußte ja, während Thiebold die andern Schläfer weckte, noch einmal in sein Garderobezimmer. Um ganz dem Bilde der Modenzeitung, nach der er sich kürzlich erst für die Morgentoilette, für die Jagd und für Reisen equipirt hatte, zu entsprechen, fehlte noch sein Plaid und seine Tragtasche an juchtenledernen Riemen. Piter war auch in solchen Dingen sehr exact. Für die Jagd besaß er eine rothe Jacke mit kurzen Schößen, goldenen Knöpfen, grauledernе Hosen und hohe gefirnißte Stulpstiefel. Für die Reise trug er einen kurzen Phantasierock mit zwei Brusttäschchen, schottische Beinkleider ohne Sprungriemen, Lackstiefel, die, wenn die Beinkleider in die Höhe gingen, Schäfte von rothem Saffian zeigten.

Wie Piter etwas mühsam hinaufsteigt, wird ihm eine Ueberraschung zu Theil. Kaum hatte sein etwas schwerer Fuß auf der leichten Treppe die ersten Stufen betreten, kaum hatte sich sein etwas unsicheres Auge überzeugt, daß es auch oben dunkel geworden, kaum war die mit besonderm Nachdruck an die Lehne sich krampfende rechte Hand im Begriff mit der linken zu wechseln, wobei die Uebergabe des Lichtes in die andere Hand mit Schwierigkeiten verbunden schien und, da er sie doch zu überwinden versuchte, das Licht richtig ausgehen machte — als von oben her eine Thür aufging und der Schimmer eines Lichtes dem im Dunkeln Emportastenden zu Hülfe kam.

Und kaum hatte Piter, über dieses ungewohnte nächtliche Lebendigsein über ihm hoch erstaunend, aufgeblickt, so mußte er sich um so betroffener fühlen, als ihm über das kleine bronzirte Gitter

hinweg ein holdes Frauenantlitz entgegenleuchtete — in Wirklichkeit leuchtete mit einem Lichte und figürlich durch holdesten Liebreiz und eine seltene Anmuth; dabei dasselbe zarte Mädchenangesicht, in dessen Schilderung er soeben zu Gebhard Schmitz beinahe hätte poetisch werden können, wenn ihn nicht der Schlummer übermannte. Ja, aber, um Gottes willen —! Sie — noch auf —? sprach er mit nicht leichter Zunge.

Das junge Kind zitterte und trat mit dem Leuchter in der Hand zurück. Denn nun schon stand Piter dicht vor ihr schwer und krampfhaft und mit einem entsetzlichen Dunst von Taback und Wein. Er weidete sich an einem Anblick, der ihm ein „Bild aus Himmelshöhen" erschien. Diese zwar nur kleine, aber zierlich behende Gestalt, dies goldblonde Haar, das einen Trauerkrepp in seine dichten Flechten eingewunden hatte, diese aus einem gleichfalls trauernden schwarzen Kleide blendend hervorschimmernde weiße Haut und der Schnitt des Gesichtes von einer wunderbar lieblichen Rundung und Regelmäßigkeit übten wiederum die ganze Wirkung *auf ihn* aus, die er schon seit gestern früh um zehn Uhr *empfunden hatte*, als er dieses neu herzugezogene Mädchen seiner Schwester Hendrika Delring zum ersten mal gesehen hatte.

Aber zum Donnerwetter — wie kommen Sie denn dazu, so — so lange aufzubleiben oder vielmehr —?

So hab' ich Frau Commerzienräthin — vielleicht — nicht richtig verstanden — sie befahl — mir, da ich hier oben doch — bei Madame Delring bin — immer auch auf Ihre Wünsche zu hören — und wenn Sie reisten — hätten Sie manchmal noch etwas nöthig — und da — wartete ich so lange —

Die Stimme des armen überwachten, verweinten und erschreckten Mädchens zitterte.

Na, das ist ja aber wahrhaftig noch besser —! Piter lachte

wie über eine grenzenlose Frauenzimmerdummheit und doch that ihm die Naivetät wohl, die so auf seine allerhöchste Befriedigung bis gegen vier Uhr Morgens aufbleiben konnte. Hahaha, lachte er und taumelte, um sein ausgegangenes Licht auf ein Fenstersims zu setzen. Das ist ja einzig! Sie bleiben 'ne ganze Nacht um unsereinen — und nun reis' ich — jetzt, wo ich solche — Nachbarschaft — habe — Meine Schwester — na, wird einen schönen Lärm machen, wenn sie hört, daß Sie Muttern so unsinnig — wollt' ich sagen allerliebst — verstanden haben! Herr Gott — kleiner Engel! Die Zeiten sind vorüber, wo man — Nachts aufblieb — wenn unsereins blos nur nach Elberfeld reiste — Jetzt heißt's: Reise glücklich! und das Uebrige — macht Wecker an der Uhr — und — und Hausknechts Stalllaterne —

Diese blitzte auch unten im dunkeln Hofe hochauf und ihr Schimmer fiel an die Hauswand gegenüber.

Piter wollte von dem überraschenden Mißverständniß Vortheile ziehen, aber das schöne Mädchen hatte schon die Thür ihres Zimmers zum Rückzug in der Hand —

Piter wollte nach und trat einstweilen mit den Füßen zwischen die Oeffnung, welche die Fliehende schließen wollte. Warum sind Sie denn schwarz — angezogen — Donnerwetter und wie heißen Sie denn —?

Gertrud Ley —

Gertrud! Also Treudchen? Sieh! Du bist schön, Treudchen, straf mich Gott, wie ein Engel — aber — aber warum denn der schwarze Flor da in — deinen allerliebsten —

Wenn Treudchen Ley jetzt einige Thränen in die Augen bekam, so war es nicht so sehr die Erinnerung an die Leiden, die sie seit einigen Wochen und vollends den letzten Tagen durchgemacht hatte, Leiden, die sich hätten wiederholen können, wenn sie nicht durch die „gute Lucinde" verhindert worden wäre, den

Dienst bei der bösen „Hauptmännin" anzutreten, als auch das Gefühl der tiefsten Beschämung über den Irrthum, der sie so bis früh Morgens hier oben hatte aufsitzen und wachen lassen, auch vielleicht der Schmerz, dafür so belohnt zu werden, wie jetzt von Piter geschah. Und auch ihr Vater fiel ihr ein, wie der — ebenso des Morgens aus den Wirthshäusern kommen konnte —

Ihr Weinen wurde convulsivisch, so daß Piter darüber die Besinnung theils noch mehr verlor, theils wieder gewann — je nachdem. Den Versuch sich ihr noch zu nähern gab er auf und zog sich scheu und seit langer Zeit zum ersten mal in einem ihm fremdartigen Zustand, Verlegenheit genannt, auf sein Zimmer zurück. Als er dann wiederkam mit Plaid und Tasche, war Treudchen verschwunden. Die zu den Zimmern seiner Schwester führende Thür war verriegelt. Er klopfte und klopfte und gerieth in eine Begeisterung, in einen Sturm, in einen Drang der Liebesbetheuerung, in ein Vergessen ganz seiner selbst — daß er — Doch Treudchen Ley antwortete nicht mehr.

Piter mußte den schon mahnenden Freunden folgen. Unten schob einer den andern in die harrenden beiden Wägen. Im Abfahren waren alle sieben noch leidlich wach. Piter war sogar ganz, als hätte er die „seiner Natur durchaus nothwendigen" zehn Stunden vollständig geschlafen; er lachte und trällerte, und sagen wir nur, er that dies wie unsinnig.

Seine eben erlebte Geschichte hätte jedoch niemand hören können, wollte er sie auch erzählen, so rasselte man über die öden und schon vom kommenden Tageslicht angedämmerten Straßen, über die große Brücke, durch die Festungswerke; auch kam hinter ihnen her, nicht sehr unhörbar, die pariser Mallepost. Im Bahnhof angekommen, schliefen alle außer Piter und Thiebold.

Nun raffte man sich noch einmal auf und nahm Abschied. Kutscher und Bediente besorgten Piter's Effecten und die Freunde

gewannen auf einen Augenblick wieder ihren alten Humor. Allen fiel ihr erstes Reisen zur Messe nach Frankfurt oder Leipzig ein. Gebhard Schmitz, der Dialektkünstler, brach wieder das Eis und entfaltete neue Talente. „Sie, mein kutes Härrchen! Eine kute Messe!“ variirte er jetzt einmal wieder im leipziger Tone und der einfallende Chorus sächselte mit, bis auf den Pfiff der Locomotive der Zug davonbrauste und ein donnerndes Hurrah den Zweck und die Bedeutung dieser Nacht krönte.

Die Chaisen fuhren jetzt in die Stadt zurück und setzten alle junge Herrschaften vor den Pforten ihrer hochmögenden Väter ab, wo dann ein jedes froh war, sich in bequemen Sprungfedermatratzen auszuruhen von soviel Witz, soviel Bildung, soviel Kenntniß der Welt und der Menschen, soviel bewußtem Werth für die Welt im allgemeinen und diese so höchst ehrwürdige und in so vielen Dingen selbstvertrauend den vaterländischen Ton angebenwollende Stadt im besondern.

Während Piter vielleicht entschlummernd Treudchen im hochzeitlichen Kleide und von ihm selbst an den Altar geführt sah (es wäre das die kapitalste Idee gewesen, die sein ihm mangelnder „Verehrungssinn“ für die Familie hätte ausführen können), war Thiebold, der jeden der Genossen noch an sein Haus gebracht und sich das Festhalten an der drusenheimer Sonntagspartie bedungen hatte, in der Mitte der Stadt ausgestiegen.

Schon war es halb fünf Uhr. Die Straßen wurden lebendiger. Die Tageshelle mehrte sich. Thiebold's Schritte führten ihn an einen kleinen winkeligen Platz, wo Benno wohnte. Mit der Schwärmerei eines Verliebten stellte er sich an einen schon von der Magd manches fleißigen Handwerkers belebten Brunnen und sah zu den geschlossenen Fenstern seines Freundes im ersten Stock eines schmalen Häuschens empor. Es hing ein Blumenbret vor dem Wohnzimmerfenster. Alle Läden waren geschlossen.

Der Morgenthau, die herbstlich frische Luft kühlte die Augen des stillen Beobachters, der gewiß sein konnte, auch schon draußen auf den Holzhöfen seines Vaters das lebendigste Tagwerk begonnen zu finden.

Wie er einige Minuten so gestanden hatte, nicht achtend der Neugier um ihn her, nicht achtend der Fuhrwerke, die schon im Gang waren, der Ausrufungen, die schon von Verkäufern ertönten, öffneten sich im ersten Stock die Jalousieen an Benno's Wohnzimmer.

Benno war schon aufgestanden und öffnete, wie er war, im rothgestreiften Nachthemde, mit der einen Hand durch sein dunkles Haar streifend, mit der andern einen kleinen Vogelbauer unter die Blumen setzend.

Guten Morgen, Asselyn! rief Thiebold voll bebender Freude und fast schüchtern hinauf.

Guten — Morgen, de Jonge! war die ruhige und erstaunte Antwort.

Schon so zeitig auf?

Und Sie — noch so spät — wach?

Haben Sie schon gefrühstückt?

Das nicht! Aber Reste aufzuarbeiten —! Doch kommen Sie nur herauf, falls Sie mir nicht wieder über meine Kaffeemaschine die Ohren voll lamentiren wollen!

Thiebold wußte schon, daß das alles von Benno nur Redensarten waren, die wenigstens halb die Freude der Ueberraschung verdeckten, die er selbst so überströmend voll und vom tiefsten Herzensgrunde — ganz empfand.

Da ist der Hausschlüssel! sagte Benno nach einer Secunde und warf ihn hinunter.

Thiebold hob den Schlüssel auf, schloß die Hauspforte und stieg die schmale Stiege zu seinem Freunde und zum gemein-

schaftlichen Frühstück hinauf. Er wußte, daß er seinem bewunderten und angebeteten Asselyn nicht um den Hals fallen durfte; er wußte, daß ihm jede weitere Erörterung des Misverständnisses mit den Worten würde abgeschnitten werden: Sie sind ein närrischer Kerl! Er wußte, daß seine ganze zu einer Scene der innigsten Zärtlichkeit geneigte Stimmung sofort die kalte Douche der Ironie bekommen würde. Aber wie er so Stufe um Stufe hinaufstieg, fühlte er doch, er kam aus einem Chaos voll Nacht, voll Kampf, voll Wahn, voll Thorheit zu einem Menschen, der sein überwallendes Herz beruhigen, die dunkeln Stimmungen seiner Seele erleuchten, ihn im Straucheln halten, im Irren ihn führen konnte, zu einem Freunde, zu dem, so jung er war, er und mancher andere hätten sprechen dürfen: Bei dir — ist Licht und Ruhe! Darin glichen sich Bonaventura und Benno, daß jeder von ihnen umstrickt und umsponnen war von einem durch Schicksalshand angelegten Lebensräthsel. Aber auch darin glichen sie sich, daß von einer zu hoffenden Lösung desselben ihnen und andern mehr abhängen durfte, als nur — ihr eigenes Glück.

Ende des zweiten Buchs.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.